

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Hebels rheinländischer Hausfreund**

1897

[urn:nbn:de:bsz:31-262031](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262031)

Hebel's  
Rheinländischer Hausfreund  
für das Jahr  
1897.



47  
3765

Bib. A 8, Nr. 3408

VI 3155

K

98 B 82974, 1897



### Sonnenfinsternisse.

Im Jahre 1897 werden nur 2 Sonnenfinsternisse stattfinden, von denen keine in unsern Gegenden beobachtet werden kann.

Die erste Sonnenfinsternis ist eine ringförmige und beginnt am 1. Februar abends 6 Uhr 22,9 Min. Die ringförmige Phase dauert von 7 Uhr 24,7 Min. bis 11 Uhr 6,2 Minuten nachts. Das Ende der Finsternis überhaupt tritt am 2. Februar nachts 12 Uhr 7,8 Minuten ein. Die Finsternis wird in Zentral- und Süd-Amerika, auf der südlichen Hälfte des Großen Ozeans und an der Südostküste Australiens sichtbar sein.

Die zweite Finsternis ist abermals eine ringförmige Sonnenfinsternis und wird sich am 29. Juli nachmittags von 2 Uhr 2,3 Minuten begeben. Die ringförmige Verfinsternung dauert von 3 Uhr 4,8 Min. bis 6 Uhr 49,6 Minuten abends. Das Ende der Verfinsternung überhaupt ereignet sich abends 7 Uhr 52,1 Min. Sie ist sichtbar in West-Afrika, auf dem Atlantischen Ozean, im südlichen Theile von Nord-Amerika, in Zentral-Amerika und im nördlichen Theile von Süd-Amerika.

### Die vier Jahreszeiten.

Man hat das Jahr in vier Jahreszeiten eingetheilt: Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Der Winter hat bereits im vorigen Jahre begonnen, als am 21. Dezember (1896) morgens 7 Uhr 4,6 Minuten die Sonne sich zum Zeichen des Steinbocks neigte.

Der Frühling wird am 20. März um 9 Uhr 16,2 Minuten morgens eintreten, wenn die Sonne in das Zeichen des Widbers tritt und somit den Aequator erreicht; Tag und Nacht werden gleich sein.

Der Sommer nimmt seinen Anfang am 21. Juni um 5 Uhr 22,9 Min früh. Die Sonne hat das Zeichen des Krebses erstiegen. Es erfolgt der längste Tag und kürzeste Nacht, dann die Sonnenwende.

Der Herbst beginnt mit dem Eintritt der Sonne in den Aequator und zwar in das Zeichen der Waage am 22. September um 7 Uhr 48,3 Min. abends und erzielt zum zweitenmale Tag- und Nachtgleich.

Der Winter erfolgt am 21. Dezember 2 Uhr 12,4 Minuten nachmittags beim Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks. Es ist der kürzeste Tag und die längste Nacht. Die Sonne steht am tiefsten.

Die Hundstage beginnen am 22. Juli und endigen am 22. August.

### Der hundertjährige Kalender für das Jahr 1897.

Die Götter und Helden, wie später die alten Griechen und Römer, sahen in den Planeten Gottheiten ersten Ranges und Argenten der Wochentage und Stunden. Daher wurden von den Römern auch die Wochentage nach den Planeten benannt. Die Astrologie machte aber besonders die Jahreswitterung von den Planeten abhängig und gruppirt Jahre gleichen Charakters, als von ein und demselben Planeten regiert. In diesem Sinne wurde der sogenannte „Hundertjährige Kalender“ verfaßt. Er stammt von dem P. Moriz Knauer, dem Abte des Cistercienser-Klosters Langheim im bayerischen Kreise Oberfranken. P. Knauer wurde 1613 zu Weismain geboren, studierte in Salzburg und Wien, außer Theologie auch Mathematik und Astronomie, war de 1646 von der Universität Bamberg zum Doktor promoviert und 1649, als die im dreißigjährigen Kriege zerstreuten Mönche wieder zurückkehrten, zum Abte gewählt. Das mit großem Besitze ausgestattete Kloster Langheim gestattete dem Dr. Moriz Knauer im blauen Turme des Klosters ein astronomisches und meteorologisches Observatorium zu errichten. P. Knauer setzte nun seine meteorologischen Beobachtungen und Aufzeichnungen mit den damals gebräuchlichen optischen, barometrischen und thermometrischen Instrumenten fort und gab bereits 1654 den sogenannten Prälatenkalender heraus, in welchem er die für Landwirte besonders wichtige Witterung vorherbestimmten suchte und wies dabei jedem Jahre einen Planeten als Regenten zu. Dieser später unter dem Namen „der Hundertjährige Kalender“ in Meiningen, Augsburg und Hildesheim erschienene Witterprophet gibt dem Jahre 1897 den Mars als Regenten. Das Kloster Langheim wurde 1802 säkularisiert, verkauft und abgebrochen. Zur Zeit in Langheim ein Filialdorf der Gemeinde Mieselstedt im H. Reichensfeld. Von dem 1664 gekorbenen Abte Knauer besitzt die Kgl. Bibliothek in Bamberg interessante Manuskripte astrologisch-medizinischen Inhalts. Als die Astrologie sank, gruppirt man Jahre gleichen Charakters und gab einer solchen Gruppe den alten astrologischen Namen. Der Mars, als Jahresregent, ist der der Erde nächste und der erste Planet, welcher sich außerhalb der Erdbahn bewegt, also

ein oberer ist. Die Excentricität des Mars ist sehr groß, so daß er in der Sonnennähe 205,4, in der Sonnenferne 276,6 Mill. km. von der Sonne entfernt ist; die mittlere Entfernung ist somit 241,5 Mill. km. Die Umlaufzeit um die Sonne beträgt 686,98 Tage oder 1 Jahr 321 Tage und 17 Stunden. Die Entfernungen von der Erde sind viel mehr verschieden, und zwar 397 Mill. km. bei der Konjunktion, 54 Mill. km. bei der Opposition oder im Gegensatze. Sein wahrer Durchmesser ist 6770 km., seine scheinbaren sind 3,5" und 25,6" seine Rotationsdauer 24 Stunden 37,88 Min. Eine ziemlich starke Abplattung ist wahrscheinlich. Die Neigung des Aequators gegen die Bahn beträgt 27° 42', die der Marsbahn gegen die Erdbahn 1° 51,04'. Der Mars ist ein heller Stern mit röthlichem Lichte. Die hellroten Flecken auf ihm werden für Festlandmassen, die dunkleren graugrünen als Wasseransammlungen angenommen. Die hellen, kreisrunden Flecken an den Polen mit starkem Glanze sind als Schnee- und Eismassen, welche mit den Jahreszeiten an Größe wachsen, aufzufassen. In den äquatorialen Gegenden teilen Kanäle die Festlandmassen in zahlreiche Inseln. Mehrere derselben bilden in Farbe und Dunkelheit die Mitte zwischen dem Hellröthlichgelb der Festländer und dem dunkelgrünen Kascheln der Meere. Schiaparelli sprach sich 1877 dahin aus, daß dies von dem benachbarten Meere überschwemmte Doerschlächter seien. Auf den Nachweis dieser Kanäle hin brachten die Beobachtungen der Jahre 1881 und 1882 die Thatfache der Verdopplung zahlreicher solcher Marskanäle. Ein Kanal durchschneidet sogar den nördlichen Polarkreis. Die veränderliche Deutlichkeit der Konturen der dunklen Flecken führte zur Annahme von Wolken und Nebeln in einer dünnen Atmosphäre. Die Schiefe des Aequators zur Bahn bringt Jahreszeiten auf dem Mars hervor, ähnlich denen der Erde. Nachdem 1609 die Fernrohre entdeckt waren, beobachteten schon 1636 Fontana und 1640 Zucchi die hellen und dunklen Flecken, worauf Huygens und Cassini die Rotation auf 24 Stunden 40 Minuten festsetzte, welche dann von Bachhuyzen und Wilslicenus genauer auf 24 Stunden 37 Min. 22,66 Sekunden bestimmt wurde. Heisekel fand 1784, daß die Winter zu, die Sommer abnehmen und Schröder machte von 1785 bis 1803 bereits 117 Zeichnungen von der Oberfläche des Mars. Kepler stellte von 1609 bis 1618 in Folge seiner Marsbeobachtungen die Bewegungsgeetze und Newton 64 Jahre später die Gravitationsgeetze auf. Von 1802 bis 1804 stellten Kämpfer in Venedig, dann von 1813 bis 1819 Lohse, von 1877 bis 1880 Schiaparelli Karten her, welche letzterer die Namen der areographischen Bildungen der Geographie und Mythologie entlehnte. Von ihm ist eine Karte mit 181 Aufnahmen vorhanden. Im Juli und August 1894 bemerkten Perrotin in Nizza, Douglas auf der Vowel-Sternwarte in Arizona, und Pickering daselbst auf dem Mars besonders leuchtende Hervorragungen, welche natürlichen oder künstlichen Ursprungs sein konnten: Waldbrände oder Signalfener für die Erdbewohner. Der Astronom Asaph Hall am Marine-Observatorium in Washington (D. St.) entdeckte am 11. August 1877 mit dem größten, damals bestehenden Fernrohre den äußeren, am 17. August den inneren der beiden Marsmonde, welche Entdeckung Pickering mit seinem 15zölligen Merz'schen Refraktor bestätigte. Die beiden Trabanten erhielten die Namen der Erdne Mars, Phobos und Deimos (Furcht und Schrecken). Die Entfernungen der Trabanten vom Marsmittelpunkte sind 9370 und 23420 km, ihre Umlaufzeiten 7 Stunden 39 M. und 30 Stunden 18 Minuten. Schon Rheita, der Erfinder des Fernrohres und Kepler ahnten einen Marsatlanten und der Philosoph Kant nahm eine Grabensfolge im Reichthum der Monde bei den Planeten an: Erde 1, Mars 2, Jupiter 5, Saturn 8 Monde. Mars war bei den Alten das Sinnbild der Stärke und Tapferkeit gegenüber der Minerva, dem Sinnbilde der Strategie. Venus gebar ihm Deimos und Phobos, welche die fleten Gefährten des Mars wurden, seinen Kriegswagen anspannten und lenten. Durch die antiken Statuen wird Mars als junger männlicher Krieger mit gedrungenem Gesicht und breiter Stirn, tiefstehenden Augen und dichtem kurzem Haar abgebildet; Helm, Schild, Speer und Schwert begleiten ihn. Als den Planeten durch Scalliger Zeichen gegeben wurden, erhielt Mars Schild und Speer zum Zeichen, welches die Neuplatoniker dann auch dem Eisen gaben. Die Astrologie schrieb den Marsjahren Trockenheit und Wärme zu. Der Frühling ist noch rau, aber trocken, der Sommer heiß, der Herbst trocken, so daß die Marsjahre Hauptweinjahre sind. Die Konjunktion mit dem Jupiter am 25. Juli ruft Hitze, jene am 12. Nov. mit dem Merkur Trockenheit, mit der Venus am letzten Dezember Regen und Schnee hervor.

### Die kritischen Tage

sind Neu- oder Vollmondstermine (Syzygien), welche verbunden mit dem Stande des Mondes in der Erdnähe (Perigäum) und im Aequator einen Einfluß auf den Barometerstand und somit auf die Witterung üben. Treffen diese 3 Faktoren am gleichen Tage oder in den nächsten Tagen zusammen, so entsteht ein kritischer Tag 1. Ordnung; fallen zu den Syzygien einer der beiden andern Faktoren, so ist der Termin ein kritischer 2. Ordnung; die Syzygien allein bilden die 3. Ordnung. Diese Bezeichnung tritt in der Zeitschrift „Sirius“ von 1870 zuerst auf. Zu dieser Mondanziehung, deren theoretischer Werth nur 0,048 Millimeter Barometerstand beträgt, treten elektromagnetische Einwirkungen und jene der Sonnenflecken hinzu. Die Franzosen haben seit 1892 auch ihre dates critiques, legen aber nicht die Syzygien, sondern das perigée (die Erdnähe) zu Grunde.

# Januar oder Wintermonat.

Wochentage	Protestant.	Katholisch	Mond- Sauf.	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres
				Mfg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Freitag	<b>Neujahr</b>	<b>Neujahr</b>	☾	8 <sup>23</sup>	4 <sup>38</sup>	Mrg	Abd	1/365
2 Samst.	Abel, Isidor	Macarius A.	☾	8 <sup>22</sup>	4 <sup>39</sup>	8 4	3 <sup>25</sup>	2/364
1. Proteft. <b>L.</b> : Philippus u. d. Kämmerer. Akt. 8, 26—40. <b>B.</b> : Die Taufe Jesu. Joh. 1, 29—34.					Tageslänge: 8 Stund. 15 M.			
1. Kathol. <b>B.</b> d. Rückkehr a. Aegypten. Matth. 2, 19—23.								
3 Sonnt.	<b>2. n. W.</b>	<b>n. Neujahr</b>	☾	8 <sup>22</sup>	4 <sup>40</sup>	8 <sup>40</sup>	4 4	3/363
4 Mont.	Isabella	Titus B., S.	☾	8 <sup>22</sup>	4 <sup>41</sup>	9 <sup>24</sup>	6 5	4/362
5 Dienst.	Erwin	Simeon	☾	8 <sup>22</sup>	4 <sup>43</sup>	9 <sup>48</sup>	7 <sup>25</sup>	5/361
6 Mittw.	Ersh. Chr.	<b>Bl. 3 Könige</b>	☾	8 <sup>21</sup>	4 <sup>44</sup>	10 9	8 <sup>42</sup>	6/360
7 Donnst.	Wittekind	Valentin B.	☾	8 <sup>21</sup>	4 <sup>45</sup>	10 <sup>24</sup>	9 <sup>54</sup>	7/359
8 Freitag	Erhard	Severin, Abt.	☾	8 <sup>21</sup>	4 <sup>46</sup>	10 <sup>40</sup>	11 4	8/358
9 Samst.	Marzell	Julian M.	☾	8 <sup>20</sup>	4 <sup>47</sup>	10 <sup>51</sup>	Mrg	9/357
2. Proteft. <b>L.</b> : D. Gv. eine Kraft Gottes. Röm. 1, 16—21. <b>B.</b> : D. Scht. gtt., d. v. G. gilt. 1. Mos. 15, 1—6.					Tageslänge: 8 Stund. 28 M.			
2. Kathol. Jesus lehrt 12 Jahre alt. Luf. 2, 42—52								
10 Sonnt.	<b>3. n. W.</b>	<b>1. n. Epiph.</b>	☾	8 <sup>20</sup>	4 <sup>49</sup>	11 5	12 <sup>12</sup>	10/356
11 Mont.	Hyginus	Hygin. P. M.	☾	8 <sup>20</sup>	4 <sup>49</sup>	11 <sup>21</sup>	1 20	11/355
12 Dienst.	Reinhold	Ernst, A.	☾	8 <sup>19</sup>	4 <sup>50</sup>	11 <sup>39</sup>	2 <sup>29</sup>	12/354
13 Mittw.	Hilarius	Agritius B.	☾	8 <sup>19</sup>	4 <sup>52</sup>	Abd	3 <sup>38</sup>	13/353
14 Donnst.	Felix	Felix, Hilar.	☾	8 <sup>18</sup>	4 <sup>54</sup>	12 <sup>38</sup>	4 <sup>45</sup>	14/352
15 Freitag	Joh. Col.	Maurus A.	☾	8 <sup>17</sup>	4 <sup>55</sup>	1 19	5 <sup>50</sup>	15/351
16 Samst.	Heinrich	Marcell. P.	☾	8 <sup>17</sup>	4 <sup>56</sup>	2 <sup>12</sup>	6 <sup>46</sup>	16/350
3. Proteft. <b>L.</b> : Gott ist Licht. 1. Joh. 15—10.—7. <b>B.</b> : Besserung des Lebens. Jer. 7, 1					Tageslänge: 8 Stund. 41 M.			
3. Kathol. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11.								
17 Sonnt.	<b>4. n. W.</b>	<b>2. n. E. M. = J.</b>	☾	8 <sup>16</sup>	4 <sup>57</sup>	3 <sup>18</sup>	7 <sup>32</sup>	17/349
18 Mont.	Briska J.	Petri St.	☾	8 <sup>15</sup>	4 <sup>59</sup>	4 <sup>32</sup>	8 8	18/348
19 Dienst.	Reinhold	Ranut R. M.	☾	8 <sup>14</sup>	5 1	5 <sup>50</sup>	8 <sup>37</sup>	19/347
20 Mittw.	Sebastian	Fab. u. Seb.	☾	8 <sup>13</sup>	5 3	7 <sup>11</sup>	9 0	20/346
21 Donnst.	Agnes	Agnes J. M.	☾	8 <sup>12</sup>	5 4	8 <sup>32</sup>	9 <sup>18</sup>	21/345
22 Freitag	Theodolinde	Vinzens M.	☾	8 <sup>11</sup>	5 5	9 <sup>53</sup>	9 <sup>35</sup>	22/344
23 Samst.	Emerent.	Weinr., Alf.	☾	8 <sup>10</sup>	5 7	11 <sup>14</sup>	9 <sup>50</sup>	23/343
4. Proteft. <b>L.</b> : Geistl. gesinnt sein, i. Leben. Röm. 8, 1—16. <b>B.</b> : Bund Gottes mit Abrah. 1. Mos. 17, 1—9.					Tageslänge: 9 Stund. 0 M.			
4. Kathol. B. Ausfähigen u. Sichtbr. Matth. 8, 1—13.								
24 Sonnt.	<b>5. n. W.</b>	<b>3. n. Epiph.</b>	☾	8 9	5 9	Mrg	10 7	24/342
25 Mont.	Pauli Bf.	Pauli Bf.	☾	8 8	5 <sup>10</sup>	12 <sup>36</sup>	10 <sup>28</sup>	25/341
26 Dienst.	Polykarp	Polykarp, B.	☾	8 7	5 <sup>12</sup>	2 1	10 <sup>52</sup>	26/340
27 Mittw.	<b>Geburtsfest des Kaisers</b>		☾	8 6	5 <sup>13</sup>	3 <sup>25</sup>	11 <sup>25</sup>	27/339
28 Donnst.	Manfred	Karl d. Gr.	☾	8 4	5 <sup>15</sup>	4 <sup>46</sup>	Abd.	28/338
29 Freitag	Arnulf	Franz v. Sal.	☾	8 3	5 <sup>17</sup>	5 <sup>54</sup>	1 8	29/337
30 Samst.	Adelgunde	Adelgunde J.	☾	8 2	5 <sup>18</sup>	6 <sup>46</sup>	2 <sup>18</sup>	30/336
5. Proteft. <b>L.</b> : D. Bew. d. Gf. u. d. Kraft. 1. Kor. 2, 1—5. <b>B.</b> : D. Sauerreid d. Phar. Matth. 16, 5—12.					Tageslänge: 9 Stund. 20 M.			
5. Kathol. Jesus im Sturm. Matth. 8, 23—27.								
31 Sonnt.	<b>6. n. Wbn.</b>	<b>4. n. Epiph.</b>	☾	8 0	5 <sup>20</sup>	7 <sup>25</sup>	3 <sup>36</sup>	31/335

**Mondphasen.**  
**Neumond** den 3. morgens 7 Uhr 3,4 Min. (stürmisch u. Schneegestöber). **Erstes Viertel** am 10. um 10 Uhr 45,9 Min. nachts (klar u. kalt). **Vollmond** am 18. um 9 Uhr 16,8 Min. abends (trüb und Schnee). **Letztes Viertel** den 25. nachts 9 Uhr 8,7 Min. (Schnee und Regen). Der Monat ist trüb mit Schnee.

☾ Mond geht aufwärts am 1.  
 ☾ Mond geht abwärts am 15.

**Planetenauf.**  
 Die Sonne war am 31. Dezember 1896 mittags 11 Uhr in der Erdnähe bei 146,14 Mill. km Entfernung und 2,35 scheinbarem Durchmesser; am 19. um 6 Uhr 43,3 Min. abends kommt sie in das Zeichen des Wassermann: **Merkur** erreicht am 6. seine größte scheinbare Elongation und geht vor 6 Uhr abends unter; am 15. tritt er in die Sonnennähe und am 22. in die untere Konjunktion mit der Sonne. **Venus** geht als glänzender Abendstern abends 8 Uhr unter. **Mars** bewegt sich gegen die Ordnung der Zeichen im Sternbild des Stiers; er erreicht um Mitternacht die Kulmination und geht in den Morgenstunden unter. Am 17. wird er wieder rückwärts, **Jupiter** rückwärts im Sternbild des Löwen, steigt abends 9 Uhr im Osten als helles Gestirn heraus und verweilt die ganze Nacht über dem Horizont. **Saturn** geht von der Wage dem Skorpion zu und bei Monatsanfang früh 5 Uhr auf. Aus dem Auerquadranten scheinen Sternschnuppen mit dem Maximum am 2. Jan. Der Mond ist am 25. in der Erdnähe, am 8. und 22. im Aequator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Der Januar ist trocken und ziemlich gelind.

**Bauernregeln.**  
 Ein schöner Januar bringt ein gutes Jahr, Morgenröte im Jan. deutet auf viele Gewitter im Sommer; viel Schnee, viel Heu, aber wenig Korn. Tanzen im Januar die Muden, muß der Bauer nach dem Futter gucken. — Vinzenzen (22.) Sonnenschein bringt viel Korn und Wein. Wie das Wetter am Makarius (2.) war, so wirds im Sept. trüb oder klar. — Fabian Sebastian (20.) läßt den Saft in die Bäume gahn. — Sankt Paulus klar (25.) bringt gutes Jahr; hat er Wind, regnet's geschwind; ist Nebel stark, fällt Krankheit den Sarg; wenns regnet und schneit, wird theuer's Getreid; doch Gott allein wend't alle Pein. Winternebel bringt bei Ostwind Tau, der Westwind treibt ihn aus der Au. — Bleibt der Winter ferne, es nachwintert gerne. Bei Donner im Winter ist Kalk dahinter.

1. Obit; Fulgentius. — 3. Genofeda Pfalzgräfin; Gordius. — 6. Kaspar, Melchor und Balthasar. — 10. Agathon B.; Paul G. — 17. Anton Abt. Anton. — 24. Maria delo Paz; Eimothus. — 27. Johannes Chryostomus. 31. Petrus Nolastus; Bergitus.



# Februar oder Chaumonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Mont.	Ignatius	Ignatius	☉	759	521	Mrg	Abd.	32/334
2 Dienst.	Mar. Rein.	Mar. Lichtm.	☉	758	523	814	6 <sup>18</sup>	33/333
3 Mittw.	Blasius	Blas. (14 N.)	☉	756	524	829	7 <sup>33</sup>	34/332
4 Donnst.	Rabanus	Andreas C. B.	☉	755	526	845	845	35/331
5 Freitag	Agatha	Agatha J. M.	☉	753	528	857	9 <sup>54</sup>	36/330
6 Samst.	Amandus	Amandus B.	☉	751	530	911	11 <sup>3</sup>	37/329
6. <b>Protest.</b> I.: Gottes Hausgenossen. Eph. 2, 19—22. B.: Er gedenket ewiglich zc. Ps. 105, 1—13.						Tageslänge:		
• <b>Kathol.</b> Unfr. unter den Weizen. Matth. 13, 24—30.						9 Stund. 39 M.		
7 <b>Sonnt.</b>	<b>7. n. W.</b>	<b>5. n. Epiph.</b>	☉	749	532	925	Mrg	38/328
8 Mont.	Salomon	Joh. v. M.	☉	747	533	943	12 <sup>12</sup>	39/327
9 Dienst.	Apollonia	Alto A.	☉	746	535	10 5	121	40/326
10 Mittw.	Scholastika	Scholastika J.	☉	745	537	10 <sup>33</sup>	2 <sup>29</sup>	41/325
11 Donnst.	Theodor	Euphrosine	☉	743	539	11 9	3 <sup>35</sup>	42/324
12 Freitag	Joh. Grey	Eulalia, J.	☉	742	540	11 <sup>59</sup>	4 <sup>34</sup>	43/323
13 Samst.	Benignus	Gregor II.	☉	740	542	Abd	5 <sup>24</sup>	44/322
7. <b>Protest.</b> I.: Chr. Armut. unfr. Reicht. 2 Kor. 8, 1—9. B.: Jesus der Heiland. Matth. 8, 14—17.						Tageslänge:		
• <b>Kathol.</b> Die Arbeiter i. Weinberge. Matth. 20, 1—16.						10 Stund. 2 M.		
14 <b>Sonnt.</b>	<b>Septuag.</b>	<b>Septuagesim.</b>	☉	738	543	2 9	6 6	45/321
15 Mont.	Siegfried	Faustina u. Jv.	☉	737	545	3 <sup>25</sup>	6 <sup>36</sup>	46/320
16 Dienst.	Juliana	Juliana J.	☉	735	546	447	7 2	47/319
17 Mittw.	Konstant.	Donatus B.	☉	733	548	6 1	7 <sup>22</sup>	48/318
18 Donnst.	Simeon	Simeon B.	☉	731	550	7 <sup>32</sup>	741	49/317
19 Freitag	Susanna	Manjuetus B.	☉	729	552	857	757	50/316
20 Samst.	Gucherius	Lioba, Aebt.	☉	727	553	1021	813	51/315
8. <b>Protest.</b> I.: Christus ist mein Leben. Phil. 1, 15—24. B.: Laßt uns mit ihm ziehen. Joh. 11, 7—16.						Tageslänge:		
• <b>Kathol.</b> Von vielerlei Acker. Luk. 8, 4—15.						10 St. 26 Min.		
21 <b>Sonnt.</b>	<b>Sexagesim.</b>	<b>Sexagesimä.</b>	☉	726	555	1147	833	52/314
22 Mont.	Pet. Stuhl.	Petri St. z. A.	☉	723	556	Mrg	8 <sup>56</sup>	53/313
23 Dienst.	Reinhard	Irmengard	☉	722	558	112	9 <sup>28</sup>	54/312
24 Mittw.	Matthias	Matthias	☉	720	559	234	10 9	55/311
25 Donnst.	Walburga	Walburga	☉	718	6 1	347	11 2	56/310
26 Freitag	Nestor	Rechtild J.	☉	716	6 3	444	Abd.	57/309
27 Samst.	Alexius	Leander B.	☉	714	6 5	526	121	58/308
9. <b>Protest.</b> I.: G. hat uns nicht gegeben zc. 2 Tim. 1, 7—17. B.: D. Knecht ist nicht größer. Joh. 15, 17—29.						Tageslänge:		
• <b>Kathol.</b> Die Leidensverkündigung. Luk. 8, 31—43.						10 St. 51 Min.		
28 <b>Sonnt.</b>	<b>Estomihi</b>	<b>Quinquages.</b>	☉	711	6 6	557	240	59/307

2. Abelheid v. Kitzingen; Marquard. — 7. Titus, Dorothea; Romuald. — 14. Valentin, B. — 21. Verulus, M.; Eleonora J. — 28. Roman A.; Leander.

## Mondphasen.

**Neumond** den 1. nachts 9 Uhr 13,2 Min. (klar, dann Nebel). **Erstes Viertel** am 9. um 8 Uhr 25,1 Min. abends (Regen). **Vollmond** um 17. um 11 Uhr 11,1 Min. vormittags (kalt mit starkem Wind). **Letztes Viertel** am 24. früh 4 Uhr 43,6 Min. (Wind und Regen). Der Monat ist mild und trocken.

☾ Mond geht abwärts am 12.  
☽ Mond geht aufwärts am 25.

## Planetenauf.

Die **Sonne** gelangt am 18. morgens 9 Uhr 37,2 Min. in das Zeichen der Fische. **Merkur** hat am 16. seine größte westl. Ausweichung, ist aber des niederen Standes wegen nicht sichtbar; am 17. ist er im absteigenden Knoten und am 27. ist er in der Sonnenferne. **Venus** bewegt sich im Aequator, zeigt sich in den Fischen und glänzt bis halb 10 Uhr am Abendhimmel. **Mars** im Stier erreicht den höchsten Stand um 7 Uhr abends und geht morgens 3 Uhr unter. **Jupiter** geht im Löwen weiter, erreicht am 23. die Sonnenopposition, geht also 5 Uhr 35 Min. abends auf und 7 Uhr 30 Min. morgens unter. **Saturn** kommt früh 2 Uhr im Osten zum Vorschein und ist am 18. in Sonnenquadratur. In mondleeren Nächten erscheint nach Verlauf der Dämmerung im Westen das **Zodiacallicht**, ein nach links aufsteigender, oben spitz zulaufender Lichtschein.

Der Mond ist am 21. in der Erdnähe, am 4. und 18. im Aequator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.** Der Februar ist anfangs heiter; vom 12. bis 18. Wind und Schneegestöber, dann bis an das Monatsende kalt.

## Bauernregeln.

Wie der Februar, so der August. — Wenn am 2. Hornung die Sonne scheint, geraten die Erbsen wohl. Matth. bricht Eis, hat er keins, so macht er eins. Wenn im Hornung die Schnaken geigen, müssen sie im März schweigen. Petri Stuhl. kalt, die Kält noch länger anhält. Je stürmischer um Lichtmeß, je sicherer ein schönes Frühjahr. Zu Lichtmeß kommt der Dachs aus s. Höhle. d. Wetter anzuschauen; sieht er seinen Schatten, kehrt er noch 4 Woch in seine Höhle zurück. Festig Nordwinde am Ende Febr. vermehren ein fruchtbares Jahr.



# März oder Frühlingsmonat.

Wochentage	Protestant.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Mont.	Albinus	Suibert B.		7 <sup>10</sup>	6 <sup>8</sup>	Mrg	Abd.	60/306
2 Dienst.	Simplicius	F a s t n a c h t		7 <sup>8</sup>	6 <sup>9</sup>	6 <sup>38</sup>	5 <sup>14</sup>	61/305
3 Mittw.	Titian	+ A s c h m.		7 <sup>7</sup>	6 <sup>10</sup>	6 <sup>52</sup>	6 <sup>24</sup>	62/304
4 Donnst.	Kasimir	Kasimir Pr.		7 <sup>4</sup>	6 <sup>12</sup>	7 <sup>5</sup>	7 <sup>39</sup>	63/303
5 Freitag	Friedrich	Friedrich A.		7 <sup>2</sup>	6 <sup>14</sup>	7 <sup>16</sup>	8 <sup>47</sup>	64/302
6 Samst.	Felicitas	Fridolin v. S.		7 <sup>0</sup>	6 <sup>16</sup>	7 <sup>32</sup>	9 <sup>56</sup>	65/301
<b>10</b>	Proteft. L.: Das Wort v. Kreuze. 1. Kor. 1, 17—24. B.: Der Knecht weicht nicht zc. Jef. 50, 4—9. Kathol. Die Versuchung Jesu. Matth. 4, 1—11.					Tageslänge: 11 St. 16 Min.		
7 Sonnt.	1. <b>Invoc.</b>	1. <b>Invocavit</b>		6 <sup>57</sup>	6 <sup>18</sup>	7 <sup>48</sup>	11 <sup>5</sup>	66/300
8 Mont.	40 Ritter	Joh. v. Gott		6 <sup>55</sup>	6 <sup>19</sup>	8 <sup>9</sup>	Mrg	67/299
9 Dienst.	Wieland	Franziska W.		6 <sup>53</sup>	6 <sup>20</sup>	8 <sup>34</sup>	12 <sup>14</sup>	68/298
10 Mittw.	Cyrillus	+ I. Quat.		6 <sup>51</sup>	6 <sup>22</sup>	9 <sup>7</sup>	1 <sup>20</sup>	69/297
11 Donnst.	Rosina	Rosina ☾		6 <sup>49</sup>	6 <sup>24</sup>	9 <sup>58</sup>	2 <sup>22</sup>	70/296
12 Freitag	Gabriel	+ Greg. d. Gr.		6 <sup>47</sup>	6 <sup>26</sup>	10 <sup>4</sup>	3 <sup>15</sup>	71/295
13 Samst.	Ernst	+ Theodora J.		6 <sup>45</sup>	6 <sup>27</sup>	11 <sup>50</sup>	3 <sup>50</sup>	72/294
<b>11</b>	Proteft. L.: G. unser Trost in Trübsal. 2. Kor. 1, 3—7. B.: Die auf d. Herren harren. Jef. 40, 26—31. Kathol. Verkärung Christi. Matth. 7, 1—9.					Tageslänge: 11 St. 42 Min.		
14 Sonnt.	2. <b>Remin.</b>	2. <b>Reminisc.</b>		6 <sup>43</sup>	6 <sup>28</sup>	Abd.	4 <sup>34</sup>	73/293
15 Mont.	Christoph	Longinus M.		6 <sup>41</sup>	6 <sup>29</sup>	2 <sup>18</sup>	5 <sup>1</sup>	74/292
16 Dienst.	Heribert	Heribert Erz. B.		6 <sup>40</sup>	6 <sup>31</sup>	3 <sup>30</sup>	5 <sup>24</sup>	75/291
17 Mittw.	Patricius	Gertrud J.		6 <sup>37</sup>	6 <sup>33</sup>	5 <sup>2</sup>	5 <sup>43</sup>	76/290
18 Donnst.	Ella	Gabr. Erz.		6 <sup>35</sup>	6 <sup>34</sup>	6 <sup>26</sup>	6 <sup>1</sup>	77/289
19 Freitag	Jugunde	<b>Josef, Pflegv.</b>		6 <sup>33</sup>	6 <sup>36</sup>	7 <sup>53</sup>	6 <sup>18</sup>	78/288
20 Samst.	Alex. <b>Frühl.-Auf.</b>	Cyrril		6 <sup>30</sup>	6 <sup>38</sup>	9 <sup>22</sup>	6 <sup>37</sup>	79/287
<b>12</b>	Proteft. L.: Das teure Blut Chr. 1. Petr. 1, 13—21. B.: D. ist des Tod. schuldig. Jer. 26, 7—16. Kathol. Jesus treibt e. Teufel aus. Luf. 11, 14—28.					Tageslänge: 12 St. 8 Min.		
21 Sonnt.	3. <b>Oculi</b>	3. <b>Oculi</b>		6 <sup>28</sup>	6 <sup>40</sup>	10 <sup>52</sup>	6 <sup>59</sup>	80/286
22 Mont.	Klaus	Nikol. v. d. Fl.		6 <sup>25</sup>	6 <sup>41</sup>	Mrg	7 <sup>27</sup>	81/285
23 Dienst.	Eberhard	Viktorian		6 <sup>23</sup>	6 <sup>43</sup>	12 <sup>18</sup>	8 <sup>6</sup>	82/284
24 Mittw.	Simeon	Mitte fast ☾		6 <sup>21</sup>	6 <sup>45</sup>	1 <sup>36</sup>	8 <sup>57</sup>	83/283
25 Donnst.	Mar. Vt.	<b>Maria Vt.</b> ☾		6 <sup>18</sup>	6 <sup>46</sup>	2 <sup>40</sup>	10 <sup>1</sup>	84/282
26 Freitag	Emanuel	Kastulus M.		6 <sup>17</sup>	6 <sup>47</sup>	3 <sup>26</sup>	11 <sup>17</sup>	85/281
27 Samst.	Lydia	Rupert B.		6 <sup>15</sup>	6 <sup>49</sup>	4 <sup>1</sup>	Abd.	86/280
<b>13</b>	Proteft. L.: Welch' eine Liebe. 1. Joh. 3, 1—6. B.: Jhr w. in eur. Sünde sterb. Joh. 8, 21—30. Kathol. Jesus speiset 5000 Mann. Joh. 6, 1—15.					Tageslänge: 12 St. 34 Min.		
28 Sonnt.	4. <b>Lätare</b>	4. <b>Lätare</b>		6 <sup>12</sup>	6 <sup>50</sup>	4 <sup>26</sup>	1 <sup>46</sup>	87/279
29 Mont.	Gustafius	Ludolf B.		6 <sup>11</sup>	6 <sup>52</sup>	4 <sup>45</sup>	2 <sup>59</sup>	88/278
30 Dienst.	Guido	Amand. Quir.		6 <sup>8</sup>	6 <sup>53</sup>	5 <sup>1</sup>	4 <sup>12</sup>	89/277
31 Mittw.	Blanda	Balbina J.		6 <sup>6</sup>	6 <sup>55</sup>	5 <sup>15</sup>	5 <sup>22</sup>	90/276

2. Simplicius B. Heinr. Suso. — 3. Amigunde R.; Titian. — 7. Thomas v. Aquin; Pfitomen. — 10. 40 Martyrer; Cyrillus. — 14. Mathilde R. — 21. Benedikt A. — 28. Sunde-  
linde; Guntram.

**Mondphasen.**  
**Neumond** den 3. mittags 12 Uhr 56,2 Min. (gelinde u. heiter).  
**Erstes Viertel** am 11 um 4 Uhr 28,2 Min. nachmittags. (Regen und Schnee).  
**Vollmond** am 18. um 10 Uhr 27,7 Min. nachts. (Schneegeflöber u. Wind).  
**Letztes Viertel** den 25. nachmittags 1 Uhr (Regen, dann Sturm). Der Monat ist rau und naß.

☾ Mond geht abwärts am 11.  
 ☽ Mond geht aufwärts am 24.

**Planetenauf.**  
 Die Sonne gelangt am 20. in das Zeichen des Widder um 9 Uhr 16,2 Min morgens; Frühlingsanfang. Der **Merkur** ist nicht sichtbar, da er erst 6 Uhr früh aufgeht. **Venus** glänzt bis nach 10 Uhr im Westen; am 23. strahlt sie in größtem Glanze. **Mars** ist mit seinem rötlichen Licht bis 3 Uhr morgens am Himmel zu finden; er erreicht am 18. die zweite Sonnenquadratur und bleibt bis 2 Uhr morgens am Himmel. **Jupiter** bietet von 5 Uhr abends an bis morg. 7 Uhr einen herrlichen Anblick. **Saturn** wird am 10. stationär dann rückwärts und geht nachts 1 Uhr auf.

Der Mond ist am 20. in der Erdnähe, am 4. und 18. im Aequator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Der März ist kühl, Morgen- und Abendtau, 8. und 9. Regen mit Schnee vermischt, vom 10. bis 21. sehr kühl; am 21. Frost, worauf heitere, schöne Tage folgen.

**Bauernregeln.**  
 Viel und langer Schnee, viel Heu, aber mager Korn und dicke Spreu. — Märzschnee thut Frucht und Weinstock weh; Märzstaub bringt Gras und Laub. — Donnerts im März, Schneits im Mai. — Wie's im März regnet, wirs im Juni wieder regnen. — Märzdonner bedeutet ein fruchtbares Jahr. — Rasser März, trockner April, das Futter nicht gerathen will, kommt dazu ein kalter Mai, giebt es wenig Frucht, Wein und Heu. — So viel im März Regen, dich plagen, so viele Gewitter nach 100 Tagen. — Ist es an Longinus (15.) feucht, so bleiben die Kornböden leicht. — Ist's an Josefstag (19.) klar, so folgt ein fruchtbares Jahr. — Ist an Ruprecht (27.) der Himmel rein, so wird es auch im Juni sein. — Karfreitag Regen, bringt ein fruchtbares Jahr zuwege.



# April oder Ostermonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Ufg.	Ufg.	Aufg.	Ufg.	
1 Donnst.	Theodor	Hugo B.		6 4	6 <sup>57</sup>	Mrg	Ubd	91/275
2 Freitag	Rosam.	Franz v. B.		6 1	6 <sup>58</sup>	5 <sup>43</sup>	7 <sup>43</sup>	92/274
3 Samst.	Darius	Richard B.		6 0	6 <sup>59</sup>	5 <sup>55</sup>	8 <sup>52</sup>	93/273
<b>14.</b> Protest. (L.: D. gute Bekenntnis. 1 Tim. 6, 12—16. B.: Die Kinder d. Lichts. Joh. 12, 27—36.) Kathol. Christi Steinigung. Joh. 8, 46—59.				Tageslänge: 13 St. 3 Min.				
4 Sonnt.	5. Judica	5. Passionsf.		5 <sup>58</sup>	7 1	6 <sup>14</sup>	10 2	94/272
5 Mont.	Vinzenz	Emilie, Vinc.		5 <sup>56</sup>	7 3	6 <sup>37</sup>	11 8	95/271
6 Dienst.	Frenäus	Sixtus P.		5 <sup>53</sup>	7 4	7 8	Mrg	96/270
7 Mittw.	Elvira	Petrus Canis.		5 <sup>51</sup>	7 5	7 <sup>45</sup>	12 <sup>13</sup>	97/269
8 Donnst.	Apollonia	Dionysius		5 <sup>50</sup>	7 7	8 <sup>34</sup>	1 9	98/268
9 Freitag	Vogislav	7 Schm. M. a. r.		5 <sup>47</sup>	7 9	9 <sup>36</sup>	1 <sup>54</sup>	99/267
10 Samst.	Daniel	Pompejus		5 <sup>45</sup>	7 <sup>10</sup>	10 <sup>45</sup>	2 <sup>31</sup>	100/266
<b>15.</b> Protest. (L.: Ist Gott für uns. Röm. 8, 31—39. B.: Gott d. Erlöser Israels. Jes. 41, 8—14.) Kathol. Einzug Jesu in Jerus. Matth. 21, 1—9.				Tageslänge: 13 St. 27 Min.				
11 Sonnt.	6. Palmf.	6. Palmsonf.		5 <sup>44</sup>	7 <sup>11</sup>	Ubd	3 0	101/265
12 Mont.	Eustorgius	Julius, Zeno.		5 <sup>42</sup>	7 <sup>13</sup>	1 <sup>13</sup>	3 <sup>25</sup>	102/264
13 Dienst.	Eiburt.	Hermengild		5 <sup>39</sup>	7 <sup>15</sup>	2 <sup>33</sup>	3 <sup>45</sup>	103/263
14 Mittw.	Lidwina	Justinus M.		5 <sup>37</sup>	7 <sup>16</sup>	3 <sup>55</sup>	4 3	104/262
15 Donnst.	Gründonn.	† Gründonn.		5 <sup>35</sup>	7 <sup>17</sup>	5 <sup>20</sup>	4 <sup>21</sup>	105/261
16 Freitag	Karsfreitag	† Karsfreitag		5 <sup>33</sup>	7 <sup>19</sup>	6 <sup>47</sup>	4 <sup>38</sup>	106/260
17 Samst.	Rudolf	† Karfamtst		5 <sup>31</sup>	7 <sup>20</sup>	8 <sup>18</sup>	4 <sup>59</sup>	107/259
<b>16.</b> Protest. (L.: Ist Chr. n. auferst. 1 Kor. 15, 12—21. B.: Die Aufersteh. Jesu. Matth. 28, 1—10.) Kathol. Die Auferstehung d. Herrn. Mark. 16, 1—7.				Tageslänge: 13 St. 52 Min.				
18 Sonnt.	I. Osterfest	Heil Osterfest		5 <sup>29</sup>	7 <sup>21</sup>	9 <sup>49</sup>	5 <sup>26</sup>	108/258
19 Mont.	II Osterfest	Ostermont.		5 <sup>28</sup>	7 <sup>23</sup>	11 <sup>14</sup>	6 1	109/257
20 Dienst.	Adolar	Sulpitius		5 <sup>26</sup>	7 <sup>25</sup>	Mrg	6 <sup>48</sup>	110/256
21 Mittw.	Anselm	Anselm Krchl.		5 <sup>24</sup>	7 <sup>27</sup>	12 <sup>26</sup>	7 <sup>50</sup>	111/255
22 Donnst.	Lothar	Lothar, Cajus		5 <sup>22</sup>	7 <sup>28</sup>	1 <sup>22</sup>	9 3	112/254
23 Freitag	Gg. Adalb.	Georg (14 N.)		5 <sup>20</sup>	7 <sup>30</sup>	2 1	10 <sup>22</sup>	113/253
24 Samst.	Albert	Fid. v. Sigm.		5 <sup>17</sup>	7 <sup>31</sup>	2 <sup>29</sup>	11 <sup>40</sup>	114/252
<b>17.</b> Protest. (L.: D. Bild d. h. Menschen. 1 Kor. 15, 35—44. B.: D. Sohn macht lebendig. Joh. 5, 19—24.) Kathol. Vom ungläubig. Thomas. Joh. 20, 19—31.				Tageslänge: 14 St. 16 Min.				
25 Sonnt.	1. Quasim	Weiß Sonnt.		5 <sup>16</sup>	7 <sup>32</sup>	2 <sup>51</sup>	Ubd	115/251
26 Mont.	Aletus	Maria v. g. R.		5 <sup>14</sup>	7 <sup>34</sup>	3 7	2 4	116/250
27 Dienst.	Anastaf.	Erudpert		5 <sup>12</sup>	7 <sup>36</sup>	3 <sup>23</sup>	3 <sup>14</sup>	117/259
28 Mittw.	Theodor	Val., Vital.		5 9	7 <sup>37</sup>	3 <sup>37</sup>	4 <sup>23</sup>	118/248
29 Donnst.	Sibilla	Robert Abt		5 8	7 <sup>38</sup>	3 <sup>52</sup>	5 <sup>31</sup>	119/247
30 Freitag	Mirtus	Kath. v. S.		5 7	7 <sup>40</sup>	4 5	6 <sup>39</sup>	120/246

4. Jfidor B., Ambrosius. — 11. Leo I. P.; Julius. — 15. Anastasia  
3.; Simon. — 16. Lambert B.; Aaron. — 17. Rudolf A. — 18. Wictor B.;  
Almann. — 19. Emma, Werner; Hermogen. — 25. Markus Ev.; Erwin.

## Mondphasen.

Neumond den 2. früh 5 Uhr  
23,9 Min. (schön, dann Regen).  
Erstes Viertel am 10. morgens  
9 Uhr 26,8 Min. (schön u. heiter).  
Ostervollmond am 17. um 7 Uhr  
25,4 Min. morgens (schön und  
warm). Letztes Viertel den 27.  
nachts 10 Uhr 48,0 Min. (Ge-  
witter und veränderlich). Der  
Monat ist mild u. veränderlich.

☾ Mond geht abwärts am 8.  
☽ Mond geht aufwärts am 20.

## Planetenauf.

Die Sonne erreicht am 19.  
April abends 9 Uhr 6,0 Min.  
das Zeichen des Stiers. Merkur  
steht am 2. in oberer Sonnen-  
konjunktion, am 17. in Kon-  
junktion mit der Venus und am  
28. in der größten östlichen Elon-  
gation. Er geht nach 9 Uhr  
unter und ist bei seinem hohen  
Standekurze Zeit sichtbar. Venus  
kann gleich nach Sonnenunter-  
gang als glänzender Abendstern  
am südlichen Himmel gefunden  
werden, und verschwindet gegen  
9 Uhr. Am 17. wird sie Morgen-  
stern und geht früh 4 Uhr auf.  
Mars wird am 9. früh vom  
Monde bedeckt und strahlt in  
den Zwillingen bis 1/3 früh.  
Jupiter glänzt um 10 Uhr  
nachts bereits im Meridian. Sa-  
turn im Skorpion erhebt sich  
nach 11 Uhr und bleibt bis 8  
Uhr morgens sichtbar.

Der Mond ist am 17. in der  
Erdbnähe, am 14. u. 27. im  
Aequator.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.  
April Frost bis 16., dann  
gelinde Witterung bis 23., Reif  
und rauhes Wetter bis 29., am  
Schluß schön.

## Bauernregeln.

Der April ist nicht zu gut, er schneit  
dem Bauern auf den Hut. — Dürrer April  
ist nicht des Bauern Will; Aprilregen ist  
ihm gelegen. — Märzgen trocken, Aprilgen naß,  
fällt des Bauern Schener und Fraß. — Ei-  
bertus (14.) der Kinder Freud', weil er-  
molts deut' der Kufat schreit. — Wenn die  
Neben um Georgi sind noch blut und blind,  
so soll sich freuen Mann, Weib und Kind.  
— Auf nassen April solat trockener Juni. —  
Aprilenschnee hängt, Märzschnee frißt.  
— Bringt Rosamunde (2.) Sturm und Wind,  
so ist Sibille (29.) uns gelind. — Ist Markus  
(25.) kalt, so bleibt die Wittwoche kalt. —  
So lange die Frösche vor Georgi quaken,  
so lange müssen sie nach Georgi schweigen.



# Mai oder Wonnemonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- tauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Samst.	Walburg	Phil. u. J. ☉	☾	5 5	741	Mrg	Abb	121/245
<b>18.</b>	Protest. L.: Halt ein Gedächtnis. 2. Tim. 2, 8—14. R.: Werb. a. d. Ende beh. Matth. 10, 16—22. Kathol. Der gute Hirte. Joh. 10, 11—16.					Tageslänge: 14 St. 36 Min.		
2 Sonnt.	2. Miseric.	2. Miseric.	☾	5 4	742	444	857	122/244
3 Mont.	Alexander	Hl. † Auffind.	☾	5 2	744	511	10 3	123/243
4 Dienst.	Florian	Monika W.	☾	5 0	746	546	11 1	124/242
5 Mittw.	Frl.-W.	Pius V. P. ☾	☾	459	748	633	1150	125/241
6 Donnst.	Joh. D.	Joh. v. I. P.	☾	457	749	721	Mrg	126/240
7 Freitag	Gottfried	Gisela, Stan.	☾	455	751	834	1230	127/239
8 Samst.	Stanislaus	Nich. Ersch.	☾	453	752	947	1 1	128/238
<b>19.</b>	Protest. L.: D. Herr über Leb. u. Tod. Röm. 14, 7—9. R.: Herr, wer wird wohnen. Pf. 15. Kathol. Ueber ein Kleines. Joh. 16, 16—22.					Tageslänge: 14 St. 19 Min.		
9 Sonnt.	3. Jubilate	3. Jubil. ☽	☾	452	753	11 0	136	129/237
10 Mont.	Gordian	Gordian M.	☾	451	755	Abb	157	130/236
11 Dienst.	Louise	Gangolf, B.	☾	449	756	130	2 7	131/235
12 Mittw.	Pankraz	Pankraz B.	☾	448	757	250	223	132/234
13 Donnst.	Servaz	Servaz B.	☾	447	758	315	240	133/233
14 Freitag	Bonifaz	Bonifaz B.	☾	445	8 0	542	258	134/232
15 Samst.	Torquatus	Sophia	☾	444	8 2	713	322	135/231
<b>20.</b>	Protest. L.: Christus in uns. Gal. 2, 17—21. R.: Jesus der Weinstock. Joh. 15, 1—7. Kathol. Christi Heimgang zum Vater. Joh. 16, 5—14.					Tageslänge: 15 St. 18 Min.		
16 Sonnt.	4. Cantate	4. Cant. ☽	☾	442	8 3	842	352	136/230
17 Mont.	Torpetus	Paschalis B.	☾	441	8 4	10 4	434	137/229
18 Dienst.	Liborius	Benanz M. ☽	☾	440	8 5	11 2	630	138/228
19 Mittw.	Dunstan	Jvo, P. d. J.	☾	439	8 6	1154	742	139/227
20 Donnst.	Athanas.	Bernhardin	☾	438	8 7	Mrg	8 1	140/226
21 Freitag	Konstantin	Uald, Konst.	☾	438	8 8	1229	923	141/225
22 Samst.	Helene	Julia, Helena	☾	437	8 9	1252	1042	142/224
<b>21.</b>	Protest. L.: Wir wissen nicht zc. Röm. 8, 26—30. R.: D. Gebet im Kämmerl. Matth. 6, 5—8. Kathol. Von der rechten Bettkunst. Joh. 16, 5—14.					Tageslänge: 15 St. 32 Min.		
23 Sonnt.	5. Rogate	5. Rogt W. ☽	☾	436	810	114	1156	143/223
24 Mont.	Johanna	Mar. v. d. H.	☾	435	811	129	Abb	144/222
25 Dienst.	Urban	Gregor P.	☾	434	812	142	214	145/221
26 Mittw.	Beda	Philipp N.	☾	433	813	157	322	146/220
27 Donn.	Christi	Himmelfahrt	☾	433	814	212	429	147/219
28 Freitag	Wilhelm	German B.	☾	432	815	230	537	148/218
29 Samst.	Manilus	Theodosia ☽	☾	431	816	251	645	149/217
<b>22.</b>	Protest. L.: D. vollf. Mannesalt. zc. Eph. 4, 11—16. R.: Der rechte Weg. Jes. 30, 19—21. Kathol. Verh. d. hl. G. Joh. 15, 26—27 u. 16, 1—4.					Tageslänge: 15 St. 45 Min.		
30 Sonnt.	6. Prandi	6. Prandi	☾	430	817	317	751	150/216
31 Mont.	Petron.	Mechtild ☽	☾	429	819	350	854	151/215

### Mondphasen.

**Neumond** den 1. abends 9 Uhr 46,3 Min. (bewölkt und warm).  
**Erstes Viertel** am 9. um 10 Uhr 36,8 Min. nachts. (klar dann Gewitter).  
**Vollmond** am 16. um 2 Uhr 54,5 Min. nachmittags (schön und warm).  
**Letztes Viertel** den 23. morgens 10 Uhr 34,5 Min. (Gewitter und Schauer).  
**Neumond** den 31. nachmittags 1 Uhr 25,6 Min. (schön und gewitterhaft).  
 Der Monat ist veränderlich und feucht.

- ☾ Mond geht abwärts am 5.
- ☽ Mond geht aufwärts am 18.

### Planetenlauf.

Die **Sonne** erreicht am 20. abends 8 Uhr 57,6 Min. das Zeichen der Zwillinge. **Merkur** tritt 16. in den aufsteigenden Knoten und am 21. in untere Sonnenkonjunktion. **Venus** zeigt sich als schmale Sichel wieder, sie erscheint am Osthimmel früh 3 Uhr. **Mars** verläßt gegen Monatsende das Sternbild der Zwillinge, glänzt aber bis Mitternacht im Westen. **Jupiter** steht am 22. mit der Sonne in zweiter Quadratur, geht um 12 Uhr mittags auf und früh 3 Uhr unter. **Saturn** tritt am 18. der Sonne gegenüber und ist die ganze Nacht wahrzunehmen.

Der Mond ist am 16. in der Erdnähe, am 12. und 24. im Aequator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Am 3. Mai erstes Gewitter, worauf kahl und trüb bis 8. dann 3 Tage mild, am 11. Frost und kalt bis 20., dann warm und schön, am 30. abends Reif und Eis.

### Bauernregeln.

Abenntau und kühl im Mai, bringt Wein und vieles Heu. — Schöne Eigendilut im Mai, bringt ein gutes Jahr herbei. — Servaz, Pankraz, Bonifaz, Seht die 3 Eispatronen an: Sollten dem Winger nicht im Kalender stan. — Krote'er Mai, dürres Jahr. — Viel Gewitter im Mai, singt der Bauer Zuchel! Auf trocknen Mai, kommt nasser Juni herbei. — Wenn am 1. Mai Reif fällt, so gerät die Frucht wohl. — Pankraz (12.) u. Urban (25.) ohne Regen, folgt großer Weinsiegen. — Vor Servaz (13) kein Sommer, nach Servaz kein Frost. — Maikaiserjahr ein gutes Jahr. — Sae Rettig im wässrigen Zeichen des wachsendenmonds. — Regen am Himmelfahrtstag, zeigt schlechte Heuernte an. — Nasse Pfingsten, grüne Weihnachten. — Grünt die Erde vor der Erde, dann hält der Sommer Wäsche; die Erde vor der Erde, dann hält der Sommer Weiche.

2. Athanasius B.; Sigmund. — 9. Gregor. Rchl. — 16. Johann v. Nepomut; Peregrius. — 23. Desiderius B.; Sabanarola — 27. Mar. Magd. v. Pazzi; Rudolf. — 3. Ferdinand R. Jelig P.



# Juni oder Brachmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Ufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Dienst.	Nikodemus	Nikodemus ☾	☾	4 <sup>28</sup>	8 <sup>20</sup>	Mrg	1 <sup>6b</sup>	152/214
2 Mittw.	Marzellus	Blandina M.	☾	4 <sup>27</sup>	8 <sup>21</sup>	5 <sup>14</sup>	10 <sup>29</sup>	153/213
3 Donnst.	Paula	Klotilde K.	☾	4 <sup>27</sup>	8 <sup>22</sup>	6 <sup>28</sup>	11 <sup>3</sup>	154/212
4 Freitag	Karpasius	Franc. Carp	☾	4 <sup>26</sup>	8 <sup>23</sup>	7 <sup>38</sup>	11 <sup>31</sup>	155/211
5 Samst.	Winfried	† Bonif. B. M.	☾	4 <sup>25</sup>	8 <sup>24</sup>	8 <sup>50</sup>	11 <sup>52</sup>	156/210
<b>23.</b> Protest. (L.: D. Einh. d. Geistes. 1 Kor. 12, 1—11. (R.: D. Geist d. Herrn. Hebr. 39, 25—29. Kathol. Send. des hl. Geistes. Joh. 14, 23—31.				Tageslänge: 15 St. 59 Min.				
6 Sonnt.	<b>I. Pfingstf.</b>	<b>Bl. Pfingstf.</b>	☾	4 <sup>24</sup>	8 <sup>25</sup>	10 <sup>5</sup>	Mrg	157/209
7 Mont.	<b>II. Pfingstf.</b>	<b>Pfingstmont.</b>	☾	4 <sup>24</sup>	8 <sup>26</sup>	11 <sup>5</sup>	12 <sup>7</sup>	158/208
8 Dienst.	Medardus	Medardus ☾	☾	4 <sup>24</sup>	8 <sup>27</sup>	12 <sup>28</sup>	12 <sup>28</sup>	159/207
9 Mittw.	Primus	† II. Quat.	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>27</sup>	1 <sup>52</sup>	12 <sup>44</sup>	160/206
10 Donnst.	Friedrich	Margar. K.	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>27</sup>	3 <sup>15</sup>	1 <sup>2</sup>	161/205
11 Freitag	Barnabas	† Barnabas	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>28</sup>	4 <sup>41</sup>	1 <sup>22</sup>	162/204
12 Samst.	Basilides	† Joh. Jak.	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>28</sup>	6 <sup>9</sup>	1 <sup>48</sup>	163/203
<b>24.</b> Protest. (L.: Der apost. Gruß. 2. Kor. 13, 11—13. (R.: Außer G. ist kein Gott. Jes. 45, 5—8. Kathol. Mir ist gegeben zc. Matth. 28, 18—20.				Tageslänge: 16 St. 5 Min.				
13 Sonnt.	<b>Trinitatis</b>	<b>I. Dreifaltgff</b>	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>29</sup>	7 <sup>34</sup>	2 <sup>23</sup>	164/202
14 Mont.	Eliabeth	Basilius ☾	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>30</sup>	8 <sup>49</sup>	3 <sup>11</sup>	165/201
15 Dienst.	Veit	Vitus (14N.)	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>30</sup>	9 <sup>45</sup>	4 <sup>15</sup>	166/200
16 Mittw.	Justina	Benno B.	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>31</sup>	10 <sup>23</sup>	5 <sup>33</sup>	167/199
17 Donnst.	Volkmar	<b>Kronlechnf.</b>	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>31</sup>	10 <sup>54</sup>	6 <sup>59</sup>	168/198
18 Freitag	Arnold	Wrf. u. Wrf.	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>31</sup>	11 <sup>16</sup>	8 <sup>19</sup>	169/197
19 Samst.	Gerhard	Juliana J.	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>32</sup>	11 <sup>34</sup>	9 <sup>34</sup>	170/196
<b>25.</b> Protest. (L.: D. überschw. Erkennt. Phil. 3, 7—11. (R.: Erhö. d. Demütig. Hiob 22, 23—29. Kathol. Vom groß. Abendmahl. Luk. 14, 16—24.				Tageslänge: 16 Stund. 9 M.				
20 Sonnt.	<b>1. n. Trin.</b>	<b>2. n. Pfingstf.</b>	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>32</sup>	11 <sup>49</sup>	10 <sup>53</sup>	171/195
21 Mont.	Moyfius	Sommer-A.	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>32</sup>	Mrg	11 <sup>6b</sup>	172/194
22 Dienst.	Paulus	Achaz ☾	☾	4 <sup>23</sup>	8 <sup>32</sup>	12 <sup>3</sup>	1 <sup>11</sup>	173/193
23 Mittw.	Basilius	Alban B. v. M.	☾	4 <sup>24</sup>	8 <sup>32</sup>	12 <sup>18</sup>	2 <sup>19</sup>	174/192
24 Donnst.	Joh. d. E.	Joh. d. E.	☾	4 <sup>24</sup>	8 <sup>32</sup>	12 <sup>35</sup>	3 <sup>28</sup>	175/191
25 Freitag	Augsb. K.	Herz Jesuf.	☾	4 <sup>25</sup>	8 <sup>32</sup>	12 <sup>54</sup>	4 <sup>36</sup>	176/190
26 Samst.	Jeremias	Joh. u. P. M.	☾	4 <sup>25</sup>	8 <sup>32</sup>	1 <sup>19</sup>	5 <sup>43</sup>	177/189
<b>26.</b> Protest. (L.: D. himmlische Beruf. Phil. 3, 12—16. (R.: Wir sollen die zc. Joh. 17, 24—36. Kathol. Vom verlorenen Schaf. Luk. 15, 1—10.				Tageslänge: 16 St. 7 Min.				
27 Sonnt.	<b>2. n. Trin.</b>	<b>3. n. Pfingstf.</b>	☾	4 <sup>26</sup>	8 <sup>32</sup>	1 <sup>48</sup>	6 <sup>46</sup>	178/188
28 Mont.	Benjamin	† Leo P. ☾	☾	4 <sup>26</sup>	8 <sup>32</sup>	2 <sup>27</sup>	7 <sup>43</sup>	179/187
29 Dienst.	Pet. u. Paul	<b>Peter u. Paul</b>	☾	4 <sup>26</sup>	8 <sup>32</sup>	3 <sup>17</sup>	8 <sup>32</sup>	180/186
30 Mittw.	Pauli Ged.	Pauli Ged. ☾	☾	4 <sup>27</sup>	8 <sup>32</sup>	4 <sup>16</sup>	9 <sup>10</sup>	181/185

6. Robert B.; D. n. gna. — 7. Robert A.; Gottlieb, Lucia. — 9. Kolomanus. — 13. Anton von Padua; Tobias. — 17. Adolf, Suitgard. — 20. Siverius Alban. — 25. Wilhelm H. — 27. Rabislaus R.; 7 Schläfer.

### Mondphasen.

Das **Erste Viertel** am 8. um 8 Uhr 2,5 Min. morgens (schön aber kühl). **Vollmond** am 14. um 10 Uhr 1,5 Min. morgens. (Nachregen mit Hagelschlag). **Letztes Viertel** den 22. mittags 12 Uhr 24,0 Min. (klar und heiß). **Neumond** den 30. früh 3 Uhr 55,1 Min. (schön, aber gewitterhaft). Der Monat ist feucht und veränderlich.

- ☾ Mond geht abwärts am 1.
- ☽ Mond geht aufwärts am 14.
- ☾ Mond geht abwärts am 28.

### Planetenauf.

Die **Sonne** ersteigt am 21. das Zeichen des Krebses um 5 Uhr 22,9 Min. morgens und somit ihren höchsten Stand von 63 Grad. **Mercur** hat am 16. die größte westliche Ausweichung, geht um 3 Uhr morgens auf, ist also schwer sichtbar, am 21. steht er beim Bild des Stiers. **Venus** weist im Widder und strahlt am 3. im größten Glanze; sie geht in der Nähe der Beher bald nach 2 Uhr früh auf und fällt sofort in die Augen. **Mars** im Krebs und Löwen sinkt um Mitternacht im Westen herab, nachdem er abends 4 Uhr den höchsten Stand hatte. **Jupiter** steht gegen Abend 6 Uhr im Meridian und geht nachts 1 Uhr unter. **Saturn** im Skorpion verschwindet früh 3 Uhr am Westhimmel.

Der Mond gelangt am 13. in die Erdnähe, am 8. und 21. in den Aequator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.** Juni Reis bis 8. mit trübem Himmel, auf das Gewitter tritt wieder Reis ein; dann schön und warm bis an das Monatsende.

### Bauernregeln.

Juni feucht u. warm, macht den Bauern nicht arm. — Donnerst's im Juni, so geräth das Korn. — Wenn im Juni Nordwind weht, das Korn zur Ernte trefflich steht. — O heiliger Veit (15.) o regne nicht, daß es uns nicht an Gerst' gebriecht. — Vor Joh. Annis-tag keine Gerst man loben mag. — Verblüht d. Weinstock i. Vollmondlicht, er vollen feisten Traub' verspricht. — Wie's mittert auf Medardustag (8), so bleibt's 6 Wochen lang darnach.



# Juli oder Heumonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	
1 Donnst.	Theobald	Theodorich		4 <sup>28</sup>	8 <sup>31</sup>	Mrg	Abb	182/184
2 Freitag	M. Heimsj.	Mar. Heimsj.		4 <sup>28</sup>	8 <sup>31</sup>	640	9 <sup>59</sup>	183/183
3 Samst.	Cornel.	Gulog. W.		4 <sup>29</sup>	8 <sup>31</sup>	734	10 <sup>19</sup>	184/182
<b>27.</b>				(L.: Die chr. Standhaftigk. Kol. 1, 18—23. Proteft. (R.: Weiche nicht. Jos. 1, 6—9. Kathol.: Petri reicher Fischzug. Luk. 5, 1—11.				Tageslänge: 16 St. 2 Min.
4 Sonnt.	3. n. Trin	4. Hl. Blut.		4 <sup>30</sup>	8 <sup>31</sup>	848	10 <sup>43</sup>	185/181
5 Mont.	Demetrius	Philomena		4 <sup>30</sup>	8 <sup>31</sup>	10 <sup>2</sup>	10 <sup>51</sup>	186/180
6 Dienst.	Gaias	Isaias, G.		4 <sup>31</sup>	8 <sup>30</sup>	11 <sup>42</sup>	11 <sup>7</sup>	187/189
7 Mittw.	Willibald	Willibald		4 <sup>32</sup>	8 <sup>29</sup>	11 <sup>26</sup>	11 <sup>26</sup>	188/178
8 Donnst.	Elsa	Kil. V. v. Wzb.		4 <sup>33</sup>	8 <sup>29</sup>	2 <sup>22</sup>	11 <sup>48</sup>	189/177
9 Freitag	Primus	Elisab., Kg.		4 <sup>34</sup>	8 <sup>28</sup>	3 <sup>47</sup>	Mrg	190/176
10 Samst.	7 Brüder	Amalie, 7 B.		4 <sup>35</sup>	8 <sup>27</sup>	5 <sup>11</sup>	12 <sup>17</sup>	191/175
<b>28.</b>				(L.: D. Glaubenszuversicht. Jak. 1, 2—12. Proteft. (R.: D. Gerechte lebt seines zc. Hab. 2, 1—4. Kathol. Von der Pharisäer Ser. Matth. 5, 20—24.				Tageslänge: 15 St. 52 Min.
11 Sonnt.	4. n. Trin.	5. n. Pfingst.		4 <sup>36</sup>	8 <sup>26</sup>	6 <sup>20</sup>	12 <sup>59</sup>	192/174
12 Mont.	Heinrich	Joh. Gual.		4 <sup>37</sup>	8 <sup>25</sup>	7 <sup>31</sup>	1 <sup>54</sup>	193/173
13 Dienst.	Margareth	Eugen B.		4 <sup>38</sup>	8 <sup>25</sup>	8 <sup>18</sup>	3 <sup>4</sup>	194/172
14 Mittw.	Bonav.	Bonavent.		4 <sup>39</sup>	8 <sup>25</sup>	8 <sup>53</sup>	4 <sup>27</sup>	195/171
15 Donnst.	Heinr. K.	Gerichtsf. Anf.		4 <sup>39</sup>	8 <sup>24</sup>	9 <sup>18</sup>	5 <sup>51</sup>	196/170
16 Freitag	Ruth, Anna	Mar. v. B. K.		4 <sup>40</sup>	8 <sup>23</sup>	9 <sup>38</sup>	7 <sup>13</sup>	197/169
17 Samst.	Faustus	Alexius K.		4 <sup>41</sup>	8 <sup>22</sup>	9 <sup>54</sup>	8 <sup>31</sup>	198/168
<b>29.</b>				(L.: Die Weltliebe. 1. Joh. 2, 14—17. Proteft. (R.: D. Gastm. d. Weish. Spr. Sal. 9, 1—11. Kathol. Jesus speiset 4000 Mann. Marc. 8, 1—9.				Tageslänge: 15 St. 41 Min.
18 Sonnt.	5. n. Trin.	6 Scapulierf.		4 <sup>42</sup>	8 <sup>22</sup>	10 <sup>9</sup>	9 <sup>45</sup>	199/167
19 Mont.	Arsenius	Vinzenz v. P.		4 <sup>43</sup>	8 <sup>21</sup>	10 <sup>24</sup>	10 <sup>57</sup>	200/166
20 Dienst.	Meta, Elias	Margaretha		4 <sup>44</sup>	8 <sup>19</sup>	10 <sup>39</sup>	11 <sup>26</sup>	201/165
21 Mittw.	Braxed.	Arbogast		4 <sup>45</sup>	8 <sup>18</sup>	10 <sup>58</sup>	11 <sup>14</sup>	202/164
22 Donnst.	Mar. Magd.	Hundstage-A.		4 <sup>47</sup>	8 <sup>17</sup>	11 <sup>22</sup>	2 <sup>21</sup>	203/163
23 Freitag	Albertine	Apollinaris		4 <sup>48</sup>	8 <sup>16</sup>	11 <sup>48</sup>	3 <sup>30</sup>	204/162
24 Samst.	Olga	Bernh. Mgr.		4 <sup>49</sup>	8 <sup>15</sup>	Mrg	4 <sup>35</sup>	205/161
<b>30.</b>				(L.: Die Arbeit. 1. Theff. 4, 9—12. Proteft. (R.: D. Stillef. u. Hoffen. Jes. 30, 15—18. Kathol. Von d. falschen Propheten. Matth. 7, 15—21.				Tageslänge: 15 St. 26 Min.
25 Sonnt.	6. n. Trin.	7. n. Pfingst.		4 <sup>50</sup>	8 <sup>14</sup>	12 <sup>24</sup>	5 <sup>36</sup>	206/160
26 Mont.	Anna	Anna M.		4 <sup>51</sup>	8 <sup>12</sup>	1 <sup>9</sup>	6 <sup>28</sup>	207/159
27 Dienst.	Martha	Pantal. (14 N.)		4 <sup>53</sup>	8 <sup>11</sup>	2 <sup>4</sup>	7 <sup>8</sup>	208/158
28 Mittw.	Pantaleon	Nazarius		4 <sup>54</sup>	8 <sup>10</sup>	3 <sup>11</sup>	7 <sup>42</sup>	209/157
29 Donnst.	Beatrix	Martha J.		4 <sup>55</sup>	8 <sup>8</sup>	4 <sup>22</sup>	8 <sup>5</sup>	210/156
30 Freitag	Adon. u. S.	Wiltrudis		4 <sup>57</sup>	8 <sup>7</sup>	5 <sup>59</sup>	8 <sup>24</sup>	211/155
31 Samst.	Trasylbul	Ignat. Loyol.		4 <sup>58</sup>	8 <sup>5</sup>	6 <sup>58</sup>	8 <sup>42</sup>	212/154

4. Ulrich, B.; Ulrich v. Gatten. — 11. Pius I. P.; Eleonore. — 18. Camillus M., Rosina.  
 25. Jakob Ap.; Christof (14 Notz.).

### Mondphasen.

**Erstes Viertel** am 7. um 2 Uhr 32,0 Min. nachmittags. (Ruh und schwere Gewitter). **Vollmond** am 14. um 5 Uhr 52,3 Min. früh. (Donner und Gewitter, dann Regenböden). **Letztes Viertel** den 21. nachmittags 4 Uhr 8,3 Min. (gewitterhaft und feuch). **Neumond** den 29. nachmittags 4 Uhr 57,9 Min. (Starke Niederschläge). Der Monat ist warm, aber sehr gewitterhaft.

- ☾ Mond geht aufwärts am 12.
- ☽ Mond geht abwärts am 26

### Planetenauf.

Die **Sonne** steht am 22. Juli nachmittags 3 Uhr 53,7 Min. im Löwen und ist der Hundstagslage Beginn; am 2. ist sie in der Erdferne und zwar 151,19 Millionen Meilen entfernt. **Mercur** ist am 15. in oberer Konjunktion und nicht sichtbar. **Venus** erscheint schon nach 1 Uhr am Osthimmel, weil sie am 7. in die größte westliche Elongation tritt; sie ist eine schmale Sichel. **Mars** ist im Löwen, kommt am 25. zum **Jupiter**, verschwindet um 1 Uhr nachts im Westen. **Saturn** steht abends 9 Uhr im Säden und geht nachts 2 Uhr unter.

Der Mond weilt am 11. in der Erdnähe, am 5. und 18. im Aequator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Der Monat Juli beginnt mit großer Hitze, aber auch mit Donner und Blitz; dann schön bis 11., bis 13. regnerisch und kühl, dann Platzregen bis ans Ende.

### Bauernregeln.

Baut Ameis' große Haufen auf, folgt lang und strenger Winter drauf. — Dampf Strohdach nach Gewitterregen, kommt Wetter dann auf andern Wegen. — Was der Juli nicht locht, kann der September nicht braten. Wie der Juli, so der nächste Januar. — Wenn Maria im Regen übers Gebirge geht (Maria Heimsuchung), so kehrt sie im Regen wieder (es regnet 40 Tage). — Am Margarettentage (20.) ist Regen eine Plage. — Vinzenzen (19.) Sonnenschein, fällt die Fässer mit Wein. — Warme helle Jacobi, kalte Weibnachten. — Hundstage hell und klar, denken auf ein gutes Jahr. — Auf 3 Tage Sonnenschein 1 Tag Regen, gereicht Berg u. Thal zum Segen.



# August oder Erntemonat.

Wochentage	protest.	Katholisch	Mondlauf	Sonnen- Aufg. Untg.	Mond- Aufg. Untg.	Tage des Jahres.
<b>31.</b> <i>protest.</i> L.: D. gottl. Genügsamt. 1 Tim. 6, 6—11. <i>Tageslänge:</i> <i>Kathol.</i> Der kluge Haushalter. Luf. 16, 1—9. Tim. 15 St. 4 Min.						
1 Sonnt.	7. n. Trin.	8. n. Pfingst.	☾	5 0 8 4	Mrg 116d	213/153
2 Mont.	Gustav	Alfons v. Sig.	☾	5 1 8 3	931 915	214/152
3 Dienst.	August	Lydia, Steph.	☾	5 2 8 1	1051 932	215/151
4 Mittw.	Perpet.	Dominik D.	☾	5 3 7 59	116d 954	216/150
5 Donnst.	Oswald	Oswald R.	☾	5 5 7 58	132 1020	217/149
6 Freitag	Kyrtus	Verkl. Christi	☾	5 6 7 56	256 1056	218/148
7 Samst.	Donatus	Afra, J. M.	☾	5 7 7 55	414 1144	219/147
<b>32.</b> <i>protest.</i> L.: D. lgl. Gesetz der Liebe. Jak. 2, 1—12. <i>Tageslänge:</i> <i>Kathol.</i> Jesus weint über Jerus. Luf. 20, 41—48. 14 St. 48 Min.						
8 Sonnt.	8. n. Trin.	9. n. Pfingst.	☾	5 9 7 53	521 Mrg	220/146
9 Mont.	Erich	Kajetan B.	☾	5 10 7 51	612 1247	221/145
10 Dienst.	Lorenz	Laurent. W.	☾	5 12 7 49	651 2 3	222/144
11 Mittw.	Hermann	Bianka, Euf.	☾	5 14 7 47	719 255	223/143
12 Donnst.	Klara	Klara J.	☾	5 15 7 46	741 448	224/142
13 Freitag	Kassian	Hippolyt W.	☾	5 16 7 44	759 6 8	225/141
14 Samst.	Samuel	Eusebius B.	☾	5 18 7 42	814 734	226/140
<b>33.</b> <i>protest.</i> L.: Die Weisheit von oben. Jak. 3, 13—18. <i>Tageslänge:</i> <i>Kathol.</i> Eines nur ist notwendig. Luf. 10, 38—42. 14 St. 24 Min.						
15 Sonnt.	9. n. Trin.	10. Mar. Hirt.	☾	5 19 7 41	829 838	227/139
16 Mont.	Agapitus	Roehus, Elsa	☾	5 20 7 29	845 950	228/138
17 Dienst.	Augusta	Liberatus A.	☾	5 22 7 37	9 2 11 0	229/137
18 Mittw.	Agapitus	Helena Kf.	☾	5 23 7 35	923 116d	230/136
19 Donnst.	Sebald G.	Julius W.	☾	5 24 7 33	948 115	231/135
20 Freitag	Bernh.	Bernard A.	☾	5 26 7 31	1021 221	232/134
21 Samst.	Hartwig	Johanna Frz.	☾	5 27 7 29	11 1 324	233/133
<b>34.</b> <i>protest.</i> L.: Darreich. des Glaub. 2. Petr. 1, 2—11. <i>Tageslänge:</i> <i>Kathol.</i> Sephata, d. i. thue dich auf. Mark. 7, 31—37. 14 St. 2 Min.						
22 Sonnt.	10. n. Trin.	11. Hdst. G.	☾	5 29 7 27	1150 421	234/132
23 Mont.	Zachäus	Philipp, Ben	☾	5 31 7 25	Mrg 5 8	235/131
24 Dienst.	Bartholm.	Bartholom.	☾	5 32 7 24	1250 546	236/130
25 Mittw.	Ludwig	Ludwig R.	☾	5 33 7 21	158 613	237/129
26 Donnst.	Samuel	Samuel W.	☾	5 34 7 20	314 635	238/128
27 Freitag	Gebhard	Gebh. V. v. R.	☾	5 35 7 18	433 651	239/127
28 Samst.	Augustin	Augustin B.	☾	5 37 7 16	553 7 8	240/126
<b>35.</b> <i>protest.</i> L.: Erbauung im Glauben. Juds. 17—25. <i>Tageslänge:</i> <i>Kathol.</i> Vom größten i. Himmel v. Matth. 18, 1—10. 13 St. 39 Min.						
29 Sonnt.	11. n. Trin.	Schutzglf.	☾	5 39 7 14	712 724	241/125
30 Mont.	Rosa v. Lima	Fiakrius	☾	5 40 7 11	832 743	242/124
31 Dienst.	Kaymund	Pauline	☾	5 41 7 9	955 8 4	243/123

**Mondphasen.**

Erstes Viertel am 5. um 7 Uhr 24,5 Min. abends. (Hitze und Heiterkeit). Vollmond am 12. um 3 Uhr 22,6 Min. nachmittags (fruchtbarer Regen). Letztes Viertel den 20. morgens 9 Uhr 29,3 Min. (Gewitter und Platzregen). Neumond den 28. morgens 4 Uhr 29,1 Min. (Erübe Tage, dann Regen). Der Monat ist naß mit zahlreichen Donnerwettern.

☾ Mond geht aufwärts am 8.  
☾ Mond geht abwärts am 22.

**Planetenauf.**

Die Sonne kommt am 22. um 10 Uhr 44,6 Min. in das Zeichen der Jungfrau und beendigt die Hundstage. Merkur steht am 2. im Bild des Löwen, am 12. beim Juppiter, am 26. in der größten östlichen Elongation; wegen niedrigen Standes nicht sichtbar. Venus erhebt sich als glänzender Morgenstern schon um 1 Uhr nachts am NE-Horizonte, Mars geht um 8 Uhr abends unter. Juppiter steht bei Tag am Firmament. Saturn ist am 17. in zweiter Quadratur mit der Sonne und neigt sich abends 11 Uhr zum Untergange. Vom 8. bis 12. Sternschnuppenfälle (Perseiden, Laurentiusstrom.)

Der Mond gelangt am 7. in die Erdnähe, am 2., 14. und 28. in Aequator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
Die Tage fingen mit Nebel an, sind dann heiß und heiter; die Hitze dauert bis zum Salzb.

**Bauernregeln.**

Starke Thau in August verkünden gutes Wetter. — Nach Laurenzi (10.) ist's nicht gut, wenn's Rebholz jetzt noch treiben thut. — Nordwind im Augustmond bringt gut Wetter in das Land. — Sind Laurenzi (10.) u. Bartholomäi (24.) schön, ist guter Herbst vorherzuseh'n. — Ist's in der ersten Augustwoche heiß, so bleibt der Winter lange weiß — Hitze am St. Dominikus (4.), ein strenger Winter kommt muß. Wie das Wetter an Kassian (13.), so hält es mehrere Tage an.

8. Cyrillus M. (14. Noth.) — 15. Napoleon. — 22. Erimolheus M.; Symphorian. — 29. Sabina J.; Johannes Enthauptung.



Tag Anmerkungen für Familien-Beignisse u. Tag Kassa-Buch Einnahm. Ausgaben.

A large ledger table with multiple columns and rows. The columns are labeled 'Tag', 'Anmerkungen für Familien-Beignisse u.', 'Tag', 'Kassa-Buch', 'Einnahm.', and 'Ausgaben.'. The table is mostly empty, with only a few faint lines visible.

Die auf die einzelnen Tage fallenden Märkte  
sehen auf Seite 26 ff.

Uhr  
und  
. um  
tag  
Bier-  
29,3  
gen).  
Uhr  
dann  
mit  
  
um  
reichen  
t die  
m 2.  
beim  
höhten  
nied-  
tbar.  
ender  
Uhr  
Wass  
unter.  
arma-  
7. in  
Sonne  
Uhr  
s 12.  
(Ver-  
7. in  
und  
ender.  
id dann  
is zum  
t ver-  
Nach  
gut  
reiben  
uften-  
n das  
0.) u.  
guter  
Jit's  
weiß  
s (4.)  
mmer  
c at  
ehrere  
apoleon  
- 29  
B.

# September oder Herbstmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- Sauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Mittw.	Adrian	Aegidius		544	7 7	Abd	Abd.	244/122
2 Donnst.	Lea u. Rach.	Stephanus K.		545	7 5	1242	8 <sup>58</sup>	245/121
3 Freitag	Mansuetus	Josef Kalaf.		546	7 3	2 4	940	246/120
4 Samst.	Esther	Rosalia ☽		548	7 1	314	10 <sup>39</sup>	247/119
<b>36.</b> Protest. L.: Die Obrigkeit ist zc. Röm. 13, 1—7. R.: Gerechtes Gericht. 5. Mos. 1, 9—18. Kathol. Von den 10 Müssigen. Luk. 17, 11—19.					Tageslänge: 13 St. 13 Min.			
5 Sonnt.	12. Nachf.	13. n. Pängst.		549	7 0	410	11 <sup>49</sup>	248/118
6 Mont.	Zacharias	Magnus Abt.		550	6 <sup>57</sup>	453	Mrg	249/117
7 Dienst.	Regina	Regina M.		552	6 <sup>55</sup>	522	1 8	250/116
8 Mittw.	Mar. Geb.	Maria Geb.		553	6 <sup>52</sup>	545	2 <sup>28</sup>	251/115
9 Donnst.	Geburtsf. des Großherz.			555	6 <sup>50</sup>	6 3	347	252/114
10 Freitag	Jodok Jobst	Nikolaus v. L.		557	6 <sup>49</sup>	620	4 5	253/113
11 Samst.	Prt. Chr.	Fel u. R. ☽		558	6 <sup>46</sup>	635	6 <sup>19</sup>	254/112
<b>37.</b> Protest. L.: Die Ehe. Eph. 5, 22—33. R.: Segen der Frommen. Ps. 128. Kathol. Gottes- und Weltdienst. Matth. 6, 24—34.					Tageslänge: 12 St. 48 Min.			
12 Sonnt.	13. n. Trin.	14. Maria M.		559	6 <sup>44</sup>	650	7 <sup>31</sup>	255/111
13 Mont.	Maternus	Nothburga J.		6 1	6 <sup>42</sup>	7 7	8 <sup>42</sup>	256/110
14 Dienst.	† Erheb.	St. † Erh.		6 2	6 <sup>39</sup>	721	9 <sup>52</sup>	257/109
15 Mittw.	† III. Quat.	Gräbtsf.-G.		6 4	6 <sup>38</sup>	751	11 2	258/108
16 Donnst.	Cyprian	Cornelius P.		6 5	6 <sup>35</sup>	820	Abd	259/107
17 Freitag	Hildegard	† Lampert B.		6 6	6 <sup>33</sup>	857	1 <sup>10</sup>	260/106
18 Samst.	Richard	† Richard K.		6 8	6 <sup>32</sup>	944	2 8	261/105
<b>38.</b> Protest. L.: Eltern- u. Kindespflicht. Eph. 6, 1—4. R.: Wo d. Herr nicht d. Haus baut. Ps. 127. Kathol. Vom Jüngling zu Rain. Luk. 7, 11—16.					Tageslänge: 12 St. 24 Min.			
19 Sonnt.	14. n. Tr.	15. n. Pfin. ☽		6 9	6 <sup>29</sup>	1040	257	262/104
20 Mont.	Fausta	Gustach (14 N)		610	6 <sup>27</sup>	1145	3 <sup>36</sup>	263/103
21 Dienst.	Matthäus	Matthäus Ap.		612	6 <sup>25</sup>	Mrg	4 9	264/102
22 Mittw.	Landolin	Herbst-Anf. ☽		614	6 <sup>22</sup>	155	4 <sup>34</sup>	265/101
23 Donnst.	Thekla	Thekla J.		616	6 <sup>20</sup>	2 9	4 <sup>53</sup>	266/100
24 Freitag	Berhard	Rupprecht B.		617	6 <sup>17</sup>	328	5 <sup>13</sup>	267/99
25 Samst.	Kleoph.	5 W. v. Assisi		619	6 <sup>16</sup>	446	5 <sup>29</sup>	268/98
<b>39.</b> Protest. L.: Pflichten d. Dienstboten. Eph. 6, 5—9. R.: Treue im Kleinen. Luk. 16, 10—13. Kathol.: Das Feilen am Sabbath. Luk. 14, 1—11.					Tageslänge: 11 St. 57 Min.			
26 Sonnt.	15. n. Tr.	16. n. Pfin. ☽		621	6 <sup>13</sup>	6 8	546	269/97
27 Mont.	Kosmas	Kosm. u. Dam.		622	6 <sup>10</sup>	733	64	270/96
28 Dienst.	Wenzel	Dioba i. L. B.		624	6 7	9 1	626	271/95
29 Mittw.	Michael	Michael, Erz.		625	6 5	1030	657	272/94
30 Donnst.	Hieronym.	Otto B. v. Bg.		626	6 2	1153	749	273/93

5. Justinian, B. — 8. Adrian. — 9. Maternus Patr. d. Elsaß. — 12. Guido, Archd. — 15. Nikomedes M.; Eutropia. — 19. Januarius; Martolf. 26. Cyprian M.; Justina M.

**Mondphasen.**  
**Erstes Viertel** am 4. um 12 Uhr 13,3 Min. nachts. (klar u. schön). **Vollmond** am 11. um 3 Uhr 11,9 Min. morgens. (kalt mit Schauerregen). **Letztes Viertel** den 19. morgens 3 Uhr 50,8 Min. (Regen und Nebel). **Neumond** den 26. nachmittags 2 Uhr 46,4 Min. (schön u. heiter). Der Monat ist veränderlich u. regnerisch.  
 ☽ Mond geht aufwärts am 4.  
 ☾ Mond geht abwärts am 22.

**Planetenlauf.**  
 Die Sonne beschreitet den Aequator am 22. im Zeichen der Waage. Der Herbst beginnt 7 Uhr 48,3 Min. abends. **Merkur** weilt am 20. in unterer Konjunktion mit der Sonne, am 27. beim Juppiter. **Venus** überschreitet, gegen den Krebs sich bewegend, am 12. die Ekliptik; sie erscheint, fast ganz beleuchtet, schon nach 1 Uhr am Morgenhimmel und verschwindet erst mit der Abenddämmerung. **Mars** ist am Tag über dem Horizont. **Juppiter** steht am 13. in Sonnenkonjunktion, ist also bei Tage am Himmel. **Saturn** erscheint in der Abenddämmerung und verläßt abends 9 Uhr den Horizont.

Der Mond tritt am 1. und 29. in das Perigäum, am 10. und 25. in den Aequator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Der Monat beginnt schön, am 3. wird es herblich und kühl; aber dann schön bis 27., wo Regengüsse sich einstellen.

**Bauernregeln.**  
 Wenn im September Donner und Bliz dir dräuen, magst nächstes Jahr an Obst und Wein dich freuen. — Wie der Hirsch an Egidi (1.) in die Brunst wohl geht, so das Wetter nach vier Wochen noch steht. — So viel Tage vor Michaeli (29.) Reif, so viel Tage nach Georgi Eis. — St. Michel-Wein ist Herren-Wein, St. Gallus-Wein ist Bauernwein. — Nach Septemberewitter wird man im Hornung vor Schnee und Kälte zittern — An September-Regen ist dem Bauer viel gelegen. — Auf warmen Herbst folgt meist langer Winter. — Ist Egidi (1.) ein heller Tag, ich dir schönen Herbst ansag'. — Wie sich's Wetter an Maria Geburt (8.) thut verhalten, so soll sich's weiter vier Wochen noch gestalten. — So viel Reif und Schnee vor Michaelis, so viel nach Walburgis.



# Oktober oder Weinmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Freitag	Remigius	Remigius		6 <sup>28</sup> 6 <sup>3</sup>	Abb	Abb	274/92	
2 Samst.	Leodegar	Amandus B.		6 <sup>29</sup> 6 <sup>1</sup>	2 4	9 <sup>42</sup>	275/91	
<b>40.</b>				Protest. (L.: Christus ein Sohn zc. Hebr. 3, 1—6. G.: Christus der Weltheil. Joh. 4, 39—42. Kathol. Selig ist der Leib. Luk. 11, 27—28.		Tageslänge: 11 St. 32 Min.		
3 Sonnt.	16. n. Tr.	Rosenkruz		6 <sup>30</sup> 5 <sup>58</sup>	251	10 <sup>58</sup>	276/90	
4 Mont.	Franz	Frz. v. Assisi		6 <sup>32</sup> 5 <sup>56</sup>	324	11 <sup>47</sup>	277/89	
5 Dienst.	Placidus	Placidus M.		6 <sup>34</sup> 5 <sup>54</sup>	348	Mrg	278/88	
6 Mittw.	Fides	Bruno O.		6 <sup>36</sup> 5 <sup>52</sup>	410	1 <sup>36</sup>	279/87	
7 Donnst.	Spes	August, Helan		6 <sup>37</sup> 5 <sup>50</sup>	427	2 <sup>57</sup>	280/86	
8 Freitag	Marzellan.	Brigitta B.		6 <sup>38</sup> 5 <sup>48</sup>	441	4 4	281/85	
9 Samst.	Dionys	Dion. B. (14N)		6 <sup>40</sup> 5 <sup>45</sup>	457	5 <sup>17</sup>	282/84	
<b>41.</b>				Protest. (L.: Die hl. Schrift. 2. Tim. 3, 10—17. G.: Suchet i. d. Schrift. Joh. 5, 39—47. Kathol.: Der Sichtbrüchige. Matth. 9, 1—8.		Tageslänge: 11 St. 5 Min.		
10 Sonnt.	17. n. Tr.	18. n. Pän.		6 <sup>42</sup> 5 <sup>43</sup>	513	6 <sup>27</sup>	283/83	
11 Mont.	Burkhard	Pelagius M.		6 <sup>43</sup> 5 <sup>42</sup>	532	7 <sup>38</sup>	284/82	
12 Dienst.	Max	Maximil. B.		6 <sup>44</sup> 5 <sup>40</sup>	554	8 <sup>47</sup>	285/81	
13 Mittw.	Koloman	Eduard K.		6 <sup>46</sup> 5 <sup>37</sup>	622	9 <sup>56</sup>	286/80	
14 Donnst.	Kallixtus	Burkhard B.		6 <sup>48</sup> 5 <sup>36</sup>	637	11 0	287/79	
15 Freitag	Aurelia	Theresia J.		6 <sup>49</sup> 5 <sup>34</sup>	739	Abb	288/78	
16 Samst.	Gallus	Gallus A.		6 <sup>50</sup> 5 <sup>32</sup>	830	12 <sup>50</sup>	289/77	
<b>42.</b>				Protest. (L.: Der Welt Weish. zc. 1 Kor. 3, 18—23. G.: Im Namen Gottes. Pf. 20. Kathol. Zachäus auf dem Feigenb. Luk. 19, 1—10.		Tageslänge: 10 St. 42 Min.		
17 Sonnt.	18. n. Trin.	Allg. Kirchw		6 <sup>52</sup> 5 <sup>30</sup>	931	1 <sup>32</sup>	290/76	
18 Mont.	Lukas	Lukas Ev.		6 <sup>54</sup> 5 <sup>27</sup>	1038	2 6	291/75	
19 Dienst.	Ferdinand	Ferdinand K.		6 <sup>56</sup> 5 <sup>26</sup>	1150	2 <sup>33</sup>	292/74	
20 Mittw.	Arthur	Wendelin A.		6 <sup>57</sup> 5 <sup>24</sup>	Mrg	2 <sup>56</sup>	293/73	
21 Donnst.	Hilaria	Ursula J. M.		6 <sup>58</sup> 5 <sup>22</sup>	1 4	3 <sup>15</sup>	294/72	
22 Freitag	Salome	Helmtrudis		7 0 5 <sup>21</sup>	219	3 <sup>21</sup>	295/71	
23 Samst.	Severin	Severin B.		7 1 5 <sup>19</sup>	339	3 <sup>49</sup>	296/70	
<b>43.</b>				Protest. (L.: Die Predigt. Röm. 10, 9—17. G.: Kein Proph. ist angen. Luk. 4, 22—30. Kathol. Von des Königs Sohn. Joh. 4, 46—53.		Tageslänge: 10 St. 18 Min.		
24 Sonnt.	19. n. Trin.	20. n. Pfingst		7 3 5 <sup>17</sup>	5 0	4 9	297/69	
25 Mont.	Krispin	Krispinus		7 5 5 <sup>15</sup>	625	4 <sup>28</sup>	298/68	
26 Dienst.	Amanda	Bernward		7 7 5 <sup>13</sup>	757	4 <sup>54</sup>	299/67	
27 Mittw.	Fruement.	Sabina, Ivo		7 8 5 <sup>11</sup>	927	5 <sup>32</sup>	300/66	
28 Donnst.	Sim. Juda	Sim. u. Juda		7 <sup>10</sup> 5 <sup>10</sup>	1049	6 <sup>23</sup>	301/65	
29 Freitag	Germelin.	Marzif B.		7 <sup>11</sup> 5 8	1156	7 <sup>30</sup>	302/64	
30 Samst.	Hartmann	† Fests. Reliq.		7 <sup>13</sup> 5 6	Abb	8 <sup>46</sup>	303/63	
<b>44.</b>				Protest. (L.: Die gegenf. Erbg. Hebr. 10, 19—25. G.: Den Bruder gew. Matth. 18, 25—32. Kathol. Vom Schalkstnecht. Matth. 18, 23—35.		Tageslänge: 9 St. 53 Min.		
31 Sonnt.	20. n. Trin.	21. n. Pfingst		7 <sup>15</sup> 5 5	125	10 <sup>06</sup>	304/62	

**Mondphasen.**  
**Erstes Viertel** am 3. um 6 Uhr 31,5 Min. morgens. (Schön und warm). **Vollmond** am 10. um 5 Uhr 41,9 Min. abends (trüb und Regen). **Lehtes Viertel** den 18. nachts 10 Uhr 8,8 Minuten. (Klar und gute Weinlese). **Neumond** den 26. nachts 12 Uhr 28,0 Min. (Heiter und Frost. Der Monat ist veränderlich und mild.)

☾ Mond geht aufwärts am 1.  
 ☽ Mond geht abwärts am 14.  
 ☾ Mond geht aufwärts am 29.

**Planetentlauf.**  
 Die Sonne sinkt bereits in das Zeichen des Skorpion am 23. Okt. früh 4 Uhr 44,5 Min. **Merkur** steht am 6. in Konjunktion mit dem **Jupiter**, der wieder rechtläufig wurde, ist aber trotz der großen westlichen Elongation nicht sichtbar. **Venus** ist hellbeleuchtet, trifft am 19. mit dem **Jupiter** zusammen und erhebt sich als Morgenstern früh 3 Uhr. **Mars** ist bei Tage am Himmel. **Jupiter** im Sternbild der Jungfrau erscheint früh 5 Uhr im Osten. **Saturn** verläßt abends 8 Uhr den Westhimmel. Bis zum Beginn der Morgendämmerung ist im Osten das Zodiakallicht sichtbar.

Der Mond gelangt am 27. in die Erdnähe, am 8. und 23. in den Äquator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Die Tage fangen mit Reif an, sind dann rauh bis 17., nach ein paar schönen Herbsttagen ist es am 23. kalt; am 27. wird schönes Wetter eintreten; das Ende ist kalt.

**Bauernregeln.**  
 Warmer Oktober, kalter Febr. — Bringt der Oktober viel Frost und Wind, so sind der Januar und Hornung gelind. — Viel Regen im Oktober, viel Wind im Dezember. — Wenn St. Gallus (16.) die Butten trägt, für den Wein ein schlechtes Zeichen schlägt. — Mit St. Gall bleibt die Kuh im Stall. — Regen zu Ende Oktober verkündet ein fruchtbares Jahr. — Am St. Lukasstag (18.) soll das Winterforn schon in die Stoppeln gefäet sein. — Wie die Witterung hier wird sein, schlägt sie nächsten März ein.

8. Uto Abt: Ewald. — 10. Franz Borgias; Justus, Jonas. — 17. Hedwig A.; 24. Raphael Erz.; 31. Wolfgang B.



# November oder Windmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Mont.	Quitpold	Allebeilig.)	☾	716	5 3	Abd.	11 25	305/61
2 Dienst.	Viktorine	Allerseelen	☾	718	5 1	2 15	Mrg	306/60
3 Mittw.	Zda, Gottl.	Birmin, Sub.	☾	720	5 0	2 23	12 24	307/59
4 Donnst.	Sigmund	Karolus Bor.	☾	721	4 58	2 49	1 55	308/58
5 Freitag	Blandina	Zachar. u. Gl.	☾	722	4 57	3 4	3 7	309/57
6 Samst.	Leonhard	Leonhard Abt	☾	724	4 55	3 21	4 17	310/56
<b>45.</b> Proteft. (L.: Die Sünden d. Zunge. Jaf. 3, 1—10. B.: D. Rechenschaft zc. Matth. 12, 33—37. Kathol. Gebet dem Kaiser zc. Matth. 22, 15—21.)				Tageslänge: 9 St. 31 Min.				
7 Sonnt.	21. n. Trin	22. n. Pfingst.	☾	726	4 53	3 38	5 26	311/55
8 Mont.	Gottfried	4 gef. Mart.	☾	728	4 51	3 58	6 35	312/54
9 Dienst.	Theodor	Theodor	☾	730	4 50	4 25	7 44	313/53
10 Mittw.	M. Luther	Justus B.	☾	731	4 49	4 56	8 49	314/52
11 Donnst.	Martin	Martin B.	☾	732	4 47	5 37	9 53	315/51
12 Freitag	Zonas	Martin B.	☾	734	4 46	6 24	10 43	316/50
13 Samst.	Briccius	Stanislaus	☾	736	4 45	7 23	11 28	317/49
<b>46.</b> Proteft. (L.: Halte, was du hast. Off. Joh. 3, 7—13. B.: Bauen u. Abwehren. Neh. 4, 15—20. Kathol. Von Jairi Töchterlein. Matth. 9, 18—26.)				Tageslänge: 9 St. 9 Min.				
14 Sonnt.	Ernte- u. D.	23. n. Pfingst.	☾	737	4 44	8 27	Abd	318/48
15 Mont.	Gertrud	Leop. Mgr.	☾	738	4 42	9 36	12 35	319/47
16 Dienst.	Ottmar	Ottmar, G.	☾	740	4 40	10 47	12 58	320/46
17 Mittw.	Hilda	Hilda, A.	☾	742	4 39	Mrg	1 17	321/45
18 Donnst.	Gottschalk	Otto, Abt	☾	744	4 38	12 0	1 36	322/44
19 Freitag	Isabella	Elisabeth Kg.	☾	745	4 37	1 14	1 51	323/43
20 Samst.	Felix	Emilie, Amos	☾	746	4 36	2 12	2 10	324/42
<b>47.</b> Proteft. (Der Text wird jedesmal von der obersten Kirchenbehörde besonders bestimmt. Kathol. Vom Gräuel zc. zc. Matth. 24, 15—35.)				Tageslänge: 8 St. 50 Min.				
21 Sonnt.	Buß- u. B.	24. n. Pfingst.	☾	748	4 35	3 52	2 29	325/41
22 Mont.	Cäcilia	Cäcilia J. M.	☾	750	4 34	5 19	2 54	326/40
23 Dienst.	Klemens	Klemens P.	☾	752	4 33	6 46	3 26	327/39
24 Mittw.	J. Knog	Johann	☾	753	4 32	8 14	4 8	328/38
25 Donnst.	Kathink.	Kath.	☾	754	4 32	9 33	5 8	329/37
26 Freitag	Konrad	Konr. B. v. F.	☾	756	4 32	10 25	6 22	330/36
27 Samst.	Puffo	Klodwig K.	☾	757	4 31	11 17	7 46	331/35
<b>48.</b> Proteft. (L.: Einz. Jesu in Jeruf. Matth. 21, 1—9. B.: Der König der Ehren. Ps. 24. Kathol. Zeichen d. jüngsten Tages. Rut. 1, 25—33. 2)				Tageslänge: 8 St. 34 Min.				
28 Sonnt.	1 Adv. Auf. d. Kirch. - J.		☾	758	4 31	11 49	9 9	332/34
29 Mont.	Noe	Elisab. Bona	☾	759	4 30	Abd.	10 29	333/33
30 Dienst.	Andreas	Andreas Ap.	☾	8 1	4 29	12 38	11 45	334/32

1. Quitpold. — 7. Engelbert M. Bilibrord. — 14. Josaphat B. M.; Zerline. — 21. Columban A.; Mar. Opferung. — 28. Albert d. Gr.; Cosithenes.

**Mondphasen.**  
**Erstes Viertel** am 1. nachmittags um 3 Uhr 57,0 Min. (kalt, aber schön). **Vollmond** am 9. um 10 Uhr 50,1 Min. nachmittags (heiter und gelinde). **Letztes Viertel** den 17. nachmittags 3 Uhr 8,1 Min. (Rebel und trüb). **Neumond** den 24. vormittags 10 Uhr 19,8 Min. (Regen mit Schneeflocken). Der Monat ist mild und veränderlich.

☾ Mond geht abwärts am 12.  
 ☽ Mond geht aufwärts am 25.

**Planetenauf.**  
 Die Sonne fällt am 22. um 1 Uhr 14,2 Min. früh in das Zeichen des Schützen. Merkur ist nicht sichtbar, weil am 8. in oberer Sonnenkonjunktion; er ist am 12. mit dem Mars, am 19. mit dem Saturn in Konjunktion. Venus wendet sich gegen die Spica der Jungfrau, glänzt als Morgenstern am Himmel bis tief in die Dämmerung hinein. Mars gelangt am 21. mit der Sonne in Konjunktion, geht somit mit ihr auf und unter; am 27. trifft er mit dem Saturn zusammen. Jupiter geht um 3 Uhr morgens auf und abends 4 Uhr unter. Saturn hat am 25. seine Zusammenkunft mit der Sonne, ist also nicht sichtbar. Sternschnuppen treten vom 9. bis 17. auf. Dieser Martinstrom, die Leoniden, haben am 13. ihr Maximum.

Der Mond ist am 24. in der Erdnähe am 4. u. 19. im Äquator.

**Wetterber. nach dem 100j. Kalender.**  
 Der November ist kalt bis 10., wo aber die Nachmittage immer freundlich sind, vom 11. bis 13. aber Rebel und Regen. Die nächsten Tage bringen Frost, aber nachmittags Sonnenschein.

**Bauernregeln.**  
 Ist Martinstag ein früher Tag, folgt gelinder Winter nach. — St. Martinus (11.) legt sich mit Dank schon auf die warme Ofenbank. — Katharin (25.) stellt Geigen und Pfeifen ein. — Wenn im November die Wasser steigen, so werden sie sich im ganzen Winter zeigen. — Wie der November, so der folgende Mai. — Bringt Allerheiligen einen Winter, so bringt Martini einen Sommer. — Kommt St. Martin mit Winter, fällt ihm's gut, wenn bald ein Schnee einfällt; man hat ihn lieber dürr als naß, so hält sich's auch mit Andreas. — Wie's um Katharin (25.) trüb oder rein, so wird auch der nächste Hornung sein. — Andreas'schnee (30.) thut dem Korne weh. — Der rechte Bauer weiß es wohl, daß im November man wässern soll. — Fällt vor Martini das Raub nicht ab, so'gt gar ein schwerer Winter nach. — Am Allerheiligentag einen Span aus einer Buche gehauen; ist er trocken, bedeutet er einen warmen ist er naß, einen kalten Winter



# Dezember oder Christmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond		Tage des Jahres
				h. g.	u. g.	h. g.	u. g.	
1	Wittw. Longinus	Natalie Gl. ☾	☾	8 2	4 <sup>29</sup>	Abd	Mrg	335/31
2	Donnst. Aurelia	Bibiana J. M.	☾	8 3	4 <sup>29</sup>	1 10	12 <sup>57</sup>	336/30
3	Freitag Kassian.	Franz Xaver	☾	8 3	4 <sup>29</sup>	1 <sup>26</sup>	2 8	337/29
4	Samst. Barbara	Barbara J. M.	☾	8 4	4 <sup>28</sup>	144	3 18	338/28
<b>49.</b> Protest. (L.: Johannes der Täufer. Luk. 3, 2—14. R.: D. Reich Gottes u. Röm. 14, 16—19. Kathol. Johannes Gesandtsch. Matth. 11, 2—10.)				Tageslänge: 8 St. 24 Min.				
5	Sonnt. 2. Advent	2. Advent	☾	8 5	4 <sup>28</sup>	2 3	4 16	339/27
6	Mont. Klaus	Nikolaus B.	☾	8 7	4 <sup>28</sup>	2 <sup>28</sup>	5 <sup>35</sup>	340/26
7	Dienst. Agathon	Ambrosius A.	☾	8 8	4 <sup>27</sup>	2 <sup>57</sup>	6 <sup>41</sup>	341/25
8	Mittw. Martin A.	Mar. Empf.	☾	8 9	4 <sup>27</sup>	3 <sup>36</sup>	7 <sup>44</sup>	342/24
9	Donnst. Benj.	Leokad. ☽	☾	8 10	4 <sup>27</sup>	4 <sup>22</sup>	8 <sup>38</sup>	343/23
10	Freitag Gulalia	Melchides B.	☾	8 11	4 <sup>27</sup>	5 16	9 <sup>25</sup>	344/22
11	Samst. Damastus	Waldemar	☾	8 12	4 <sup>27</sup>	7 10	10 4	345/21
<b>50.</b> Protest. (L.: Joh. im Gefängnis. Matth. 11, 2—10. R.: Der Gläubigen Loblied. Jes. 12, 1—6. Kathol. Johannes Zeugnis. Joh. 1, 19—28.)				Tageslänge: 8 St. 15 Min.				
12	Sonnt. 3. Advent	3. Advent	☾	8 13	4 <sup>27</sup>	7 <sup>27</sup>	10 <sup>35</sup>	346/20
13	Mont. Lucia	Lucia J., Ott.	☾	8 13	4 <sup>27</sup>	8 <sup>38</sup>	10 <sup>59</sup>	347/19
14	Dienst. Mikasius	Spiridion	☾	8 14	4 <sup>27</sup>	9 <sup>48</sup>	11 <sup>18</sup>	348/18
15	Mittw. Christine	+ IV. Quat.	☾	8 15	4 <sup>27</sup>	11 0	11 <sup>36</sup>	349/17
16	Donnst. Adele	Adelheid A.	☾	8 16	4 <sup>27</sup>	Mrg	11 <sup>53</sup>	350/16
17	Freitag Lazarus	+ Lazarus ☾	☾	8 17	4 <sup>27</sup>	12 14	Abd	351/15
18	Samst. Wunibald	+ Mar. Erw.	☾	8 18	4 <sup>28</sup>	1 30	12 <sup>27</sup>	352/14
<b>51.</b> Protest. (L.: Er ist mitten unter u. Joh. 1, 19—28. R.: Der neue Bund. Jerem. 31, 31—34. Kathol. Im 15. Jahre Liberii. Luk. 3, 1—6.)				Tageslänge: 8 St. 10 Min.				
19	Sonnt. 4. Advent	4. Advent	☾	8 18	4 <sup>29</sup>	2 <sup>50</sup>	12 <sup>53</sup>	353/13
20	Mont. Christian	Christian M.	☾	8 19	4 <sup>29</sup>	4 14	1 1	354/12
21	Dienst. Thomas	Winter-Anfang	☾	8 19	4 <sup>30</sup>	5 <sup>39</sup>	1 <sup>55</sup>	355/11
22	Mittw. Beatrix	Servulus B.	☾	8 20	4 <sup>30</sup>	7 3	2 <sup>45</sup>	356/10
23	Donnst. Dag.	Viktoria ☽	☾	8 20	4 <sup>31</sup>	8 13	3 <sup>50</sup>	357/9
24	Freitag Adam Eva	+ Ad. u. Eva	☾	8 21	4 <sup>31</sup>	9 7	5 <sup>13</sup>	358/8
25	Samst. I. Weihn.-S	II. Weihn.-S	☾	8 21	4 <sup>32</sup>	9 44	6 <sup>38</sup>	359/7
<b>52.</b> Protest. (L.: Die Hirt vor d. Krippe. Luk. 2, 15—20. R.: Das Leben ist erschienen. 1 Joh. 1—4. Kathol. Von d. Steinigung u. Matth. 23, 34—39.)				Tageslänge: 8 St. 11 Min.				
26	Sonnt. II Weibn.	Stephan L.	☾	8 21	4 <sup>33</sup>	10 14	8 4	360/6
27	Mont. Joh. Ev.	Joh. Ap. u. G.	☾	8 21	4 <sup>34</sup>	10 37	9 24	361/5
28	Dienst. Unsch. Kind.	Unsch. Kinder	☾	8 21	4 <sup>35</sup>	10 57	10 41	362/4
29	Mittw. Jonathan	Thomas Grzb.	☾	8 22	4 <sup>35</sup>	11 13	11 55	363/3
30	Donnst. Melanie	David A. ☽	☾	8 22	4 <sup>36</sup>	11 28	Mrg	364/2
31	Freitag Sylvester	Schluss gottesd.	☾	8 22	4 <sup>37</sup>	11 45	1 6	365/1

**Mondphasen.**  
**Erstes Viertel** am 1. um 4 Uhr 4,5 Minuten früh. (Schnee und Sturm). **Vollmond** am 9. um 5 Uhr 54,4 Min. früh (kalt und viel Schnee). **Letztes Viertel** den 17. früh 5 Uhr 21,9 Min. (heiter und kalt). **Neumond** den 23. um 8 Uhr 55,2 Min. (Schnee und kalte Christtage.) **Erstes Viertel** am 30. um 8 Uhr 26,7 Min. abends. (Heiter und schön). Der Monat bringt Schneegestöber.

☾ Mond geht abwärts am 9.  
 ☽ Mond geht aufwärts am 23.

**Planetenlauf.**  
 Die **Sonne** wird am 21. um 2 Uhr 12,4 Min. nachmittags in das Zeichen des Steinbocks hinabsinken. Kürzester Tag und längste Nacht. **Merkur** kommt, weil er am 20. in östlicher Ausweichung ist, am Abendhimmel zwischen 5 und 6 Uhr zum Vorschein. **Venus** tritt am 12. zum Saturn, am 31. zum Mars. Trotz des niedrigen Standes ist sie bis in die Dämmerung hinein zu sehen; gegen das Monatsende steht sie bei Tag am Himmel, ist also nicht sichtbar. **Mars** nicht sichtbar, geht früh 8 Uhr auf. **Jupiter** ist am 30. in der ersten Sonnenquadratur und steht von Mitternacht bis Mittag über dem Horizont. **Saturn** ist nicht sichtbar. Von 6. bis 12. schweifen die Geminiden am Himmel.

Der Mond betritt am 23. die Erdnähe, am 2. 16. und 29. den Äquator. Weiterber. nach dem 100. Kalender. Anfangs Dezbr. frostig, dann trüb und Regen, dann Schneefall am 10., Frost bis 19., dann Regenwetter, worauf bald aber wieder harte Kälte eintritt.

**Bauernregeln.**  
 Kalter Dez., fruchtbares Jahr, sind Genossen immerdar. — Kalter Christmond mit viel Schnee, bringt viel Korn auf Berg u. Hdh. — Je trüber das Wetter bei Dezember-schnee, je besseres Jahr in Aussicht steht. — Mehr Kälte als der Fichtenbaum, erträgt der Hebstod lobesam, wenn im Christmond trocken er eingefriert. — Stürmet es zur Weihnachtszeit, gibt es viel Obst. — Grüne Weihnachten, weiße Ostern. — Dez. veränderlich u. lind, ist der ganze Winter ein Kind. — Donner im Winterquartal, bringt uns Kälte ohne Zahl.

5 Sabbas A.; Abigail. — 8. Eucharis; Mart. Sidart. — 12. Adelheid A.; Gangolf. — 15. Eusebius. — 19. Christiana M.; Klemens. — 25. Anastasia, M.; Eugenia J. M.



# Chronologisches Marktverzeichnis von Baden, Württemberg, Pfalz und Elsass-Lothringen.

F bedeutet Fruchtmarkt; F Flachmarkt; Grn Gränzfeldmarkt; Getr Getreidemarkt; Guf Gansmarkt; Hng Honigmarkt; J Jahrmarkt  
K Krammarkt; Kram- und Viehmarkt; V Weinwandmarkt; Pf Pferdemarkt; R Roßmarkt; Rindv Rindviehmarkt; S Saatmarkt;  
Sch Schafmarkt; Schw Schweinemarkt; V Viehmarkt; W Wollmarkt; Zwbl Zwiebelmarkt. Die in Parenthese ( ) gesetzte Ziffer bedeutet  
die Zahl der abzuhaltenden Markttage.

### Baden.

**Januar.** 2. Hitzingen R Schw, Hornberg (Zirberg) Schw, 4. Adelsheim Schw, Eppingen R, Haslach (Wolfsch) R, Heitersheim R Schw, Landa Schw, Mannheim Pf, Meßkirch Schw, Pforzheim R Pf, 5. Gersbach Schw, Konstantz R Schw, Offenburg R, Stodach R Schw, Wertheim R Schw, 6. Schopfheim R Schw, 7. Emmendingen R Schw, Gränzfeld Jungschw, Karlsruhe Zucht- und Viehmarkt, Rehl (Stadt) Schw, Rörach Schw, Salem R Schw, 8. Breisach Schw, 11. Bretten R, Bühl B, Randern R, Rösslingen R Schw, Merchingen Schw, Frädingen R Schw, 12. Hausach Schw, Kenzingen R Schw, Mosbach Schw, Wehr R Schw, 13. Radolfzell R Schw, 14. Bräunlingen R Schw, Freiburg R Pf Schwafz, 3. Mosbach R, Raftatt R, Schönau i. W. R Schw, 18. Buchen Schw, Ettlingen R Pf, Gersbach Schw, Mannheim Pf, Murrdorf R, Meßkirch Schw, Mühlheim R, Landerbischofsheim R Schw, 19. Pfullendorf R Schw, Stodach R Schw, Zell i. W. R Schw Pf, 20. Bruchsal R, Ettenheim R Pf Schw, Gränzfeld R, Neustadt R Schw, Radolfzell R Schw, Werbach R, Wertheim R Schw, 21. Vöhrberg Schw, Rehl (Stadt) Schw, Rörach Schw, 25. Durlach R, Eubigheim R Schw, 26. Ringolsheim R Schw, 27. Mosbach Schw, Rosenberg R Pf, Singen (Konstantz) R Schw, Ueberlingen R Schw, 28. Donaueschingen R Schw, Eberbach Schw, Freiburg R Pf Schwafz, 29. Thengen R Schw.

**Februar.** 1. Adelsheim Schw, Gersbach R, Gersbach Schwein, Heitersheim R Pf Schwein, Landa Schw, Mannheim Pf, Meßkirch R Schw, Offenburg R, Pforzheim R Pf, 3. Adelsheim R, Gränzfeld Jungschw, Karlsruhe Zucht- und Viehmarkt, Konstantz R Schw, Krozingen R Schw, Mosbach R, Radolfzell R Schw, Schopfheim R Schw, Wertheim R Schw, 4. Bonndorf R Schw, Emmendingen R Schw, Rehl (Stadt) Schw, Rörach Schw, 5. Breisach Schw, Gerbolzheim Schw, Hitzingen R Schw, 6. Hornberg (Zirberg) Schw, 8. Bretten R, Randern R, Rösslingen R Schw, Merchingen Schw, Stählingen R Schw, 9. Kenzingen R Schw, Mosbach Schw, Pfullendorf R Schw, Riegel R Pf Schw, Stodach R Schw, Wehr R Schw, 10. Blumberg R Schw, Ettenheim R Pf Schw, Rülshaus R, 11. Eberbach Schw, Freiburg R Pf Schwafz, 3. Raftatt R, Schlierstadt B, Schönau i. W. R Schw, 15. Buchen Schw, Ettlingen R Pf, Gersbach Schw, Mannheim Pf, Meßkirch Schw, Mühlheim R, Landerbischofsheim R Schw, 16. Stodach R Schw, Wilsferdingen R, Zell i. W. R Schw Pf, 17. Bruchsal R, Radolfzell R Schw (auch Kleefamenn), Wertheim R Schw, Wilsferdingen R (2), 18. Vöhrberg Schw, Frädingen R Schw, Rehl (Stadt) Schw, 22. Bühl R mit R am 2. Z.

(2), Durlach R, Eubigheim Schw, Gersbach R, Rörchingen R Pf Schw, Osterburken R, Schillingen R, Ulm (Oberkirch) R Schw, 23. Geisingen R Schw, Mosbach Schw, Singen (Konstantz) R Schw, 24. Bräunlingen R Schw, Bretten R, Donaueschingen R Schw, Eppingen R, Rippenheim R, Rörach R (2), Radolfzell Kleefamenn, Ueberlingen R Schw, 25. Eberbach Schw, Eigeltingen R Pf Schw, Freiburg R Pf Schwafz, 3. Großschloßheim R, Rörach R Schw, Waldbut R Schw, Weingarten R (2), 26. Thengen R Schw.

**März.** 1. Adelsheim Schw, Eppingen R, Ergingen R Schwein, Haslach (Wolfsch) R, Heitersheim R Pf Schw, Krautheim R, Radolfzell R Schw, Mannheim Pf, Meßkirch R Schw, Mosbach R, Pforzheim R Pf, Rheinbischofsheim R, Rosenberg R, Landerbischofsheim R Schw, Waldfird R, Zell i. W. R, 2. Adelsheim R, Durlach R, Gersbach R Schw, Konstantz R Schw, Mosbach R, Offenburg R (auch Farrenmarkt mit Prämierung), Schriesheim R Pf, Stodach R Schw, 3. Karlsruhe Zucht- u. Viehmarkt, Radolfzell R Schw und Kleefamennmarkt, Schopfheim R Schw, Schriesheim R, Wertheim R Schw, 4. Bonndorf R Schw, 5. Emmendingen R Schw, Engen R Schw, Immenstadt R Schw, Rehl (Stadt) Schw, Randa R Schw, Rörach Schw, Salem R Schw, 5. Breisach Schw, Gerbolzheim Schw, 6. Hornberg (Zirberg) Schw, Säckingen R, 8. Bretten R, Bühl B, Eppingen R, Gersbach R, Haslach (Wolfsch) R, Randern R, Venzkirch R, Rösslingen R Schw, Merchingen Schw, 9. Baden R mit Gans- u. Federmarkt am 1. Tag (3), Kenzingen R Schw, Löffler, Glas, Holz u. Schw am 1. Tag (2), Staufien R Schw, Frucht- und Viktualienmarkt, Wehr R Schw, 10. Blumberg R Schw, Vöhrberg R, Rülshaus R Schw, 11. Vöhrberg Schw, Bräunlingen R Schw, Eberbach Schw, Engen R Schw, Freiburg R Pf Schwafz, 3. Großschloßheim R, Hornberg (Zirberg) R Schw, Karlsruhe-Mühlburg R und Kleefamenn, Königshofen Schw, Rörach Schw, Raftatt R, Thengen (Waldbut) R Schw, 12. Kleinfaltenburg R Schw, 15. Buchen Schw, Ettlingen R Pf, Gersbach Schw, Gochsheim R (2) Mannheim Pf, Meßkirch R Schw, Mühlheim R, Osterburken R, Pfullendorf R Pf Schw, Rülshaus R, Landerbischofsheim R Schw, Thengen R Schw, 16. Emmendingen R Schw, Gerbolzheim R Schw, Malsch (Ettlingen) R mit R Pf, am 1. Tag (2), Sinsheim R, Stodach R Schw, Zell i. W. R Schw Pf, 17. Bruchsal R, Donaueschingen Pf, Ettenheim R Pf Schw, Herrisdorf R Schw, Radolfzell R Schw, Wertheim R Schw, 18. Eberbach Schw, Engen R Schw, Födenheim R, Rehl (Stadt) Schw, Langenreinbach R, Meßkirch R Schw, 19. Hornberg (Zirberg) R Schw, Raftatt R (auch Farrenmarkt mit Preisverthg.), 20. Durlach R, Eubigheim Schw, Ebnau

(Heidelberg) R, Stählingen R Schw, 23. Graben R (2), Zittersbach R, Mosbach Schw, Rosenberg R, Stetten a. L. R, R Pf Schw, Unterschloß R, Wilingen R Schw Pf, Fruchtm, 24. Freiburg R Pf Schwafz, 3. Rülshaus R, Radolfzell R Schw, Schwein, Schweigen R, Wolfach R, 25. Medesheim R, Wertheim R Pf, 26. Freudenberg R, 29. Ettlingen R Pf, Großschloßheim R, Markdorf R, Neustadt R Schw, Renden R Schw, Schillingen R, 30. Biesheim (Dürresheim) R Pf, Breisach R, Geisingen R Schw, Bränfeld R, Randern R Schw, Fruchtm, 31. Bruchsal R, Gelpinnschloß R, Breitermarkt (2), Donaueschingen R Schw, Ueberlingen R mit R Schw am 1. Tag (2), Wertheim R Schw.

**April.** 1. Bonndorf R Schw, 3. Emmendingen R Schw, Rehl (Stadt) Schw, Rörach Schw, 2. Breisach Schw, Gerbolzheim Schw, Hitzingen R Schw, 3. Donaueschingen Kreisfarrenmarkt, Hornberg (Zirberg) Schw, 5. Adelsheim Schw, Appenweiler R Schw, Schw, Eberbach R, Gersbach R, Haslach (Wolfsch) R, Heitersheim R Pf Schw, Landa Schw, Mannheim Pf, Meßkirch R Schw, Rörchingen R Schw, Pforzheim R Pf, 6. Gersbach Schw, Konstantz R Schw, R mit Frucht am 1. Tag (2), Offenburg R Pf, St. Georgen (Wilingen) R Pf Schwein, 3. Schafmarkt, Stodach R Schw, Weinheim R, 7. Gränzfeld Jungschw, Karlsruhe Zucht- und Viehmarkt (mit Prämierung), Rülshaus R Schw, Radolfzell R Schw, Schopfheim R Schw, Waldbut R Schw, 8. Nach (Engen) R Schw Pf, Bräunlingen R Schw, Eberbach Schw, Freiburg R Schw, Schwafz, 9. Hitzingen R Schw, Königshofen Schw, Rörach R Schw, Schlierstadt B, Schönau i. W. R Schw, Radolfzell R, 9. Welschingen R, 12. Bretten R, Bühl B, Engen R Schw, Gersbach R, Randern R, Rösslingen R Schw, Merchingen Schw, 13. Kenzingen R Schw, Mosbach Schw, Neustadt R Schw, Wehr R Schw, 14. Donaueschingen R Schw, Rehl (Stadt) Schw, Wertheim R Schw, 17. Buchen Schw, Meßkirch R Schw, 19. Rehl (Stadt) R, Redar bischofsheim R, 20. Murr R (2), Ettlingen R Pf, Gersbach Schw, Nördten R, Rehl (Stadt) Schw, Mannheim Pf, Mosbach R, Rülshaus R, Offnadingen R Schw, Oppenau R, Pfullendorf R Schw, Salem R Schw, Seelbach R, Stodach R Schw, Landerbischofsheim R Schw, Todtnau R Schw (2), Wilingen R Schw Pf Fruchtmarkt, Biesloch R mit R am 1. Tag (2), Zell a. S. R, R, Zell i. W. R Schw Pf, 21. Bruchsal R, Ettenheim R R Pf Schw, Rülshaus R, Radolfzell R Schw, Gengenbach R, Immenstadt R Schw, Stodach R Schw, 23. Donaueschingen R Schw Samenmarkt, 24. Ettenheim Farren- und Viehmarkt, 26. Durlach R, Eubigheim Schw, Gersbach R, Raftatt R, Breiter-

m. u. Frucht Schw am 1. Tag und mit R am 2. Tag (2), Säckingen R, Schillingen R, Schönau i. W. R mit Schw am 1. Tag (2), Stählingen R Schw, Landerbischofsheim R Schw, Thengen R Schw, 27. Adelsheim R, Geisingen R Schw, Kenzingen R Schw, Rahr R (Zucht), Mosbach Schw, Singen (Konstantz) R Schw, 28. Bretten R, Görz R, Wertheim R Schw, 29. Eberbach Schw, Freiburg R Pf Schwafz, 3. Oberkirch R (1/2), Thengen R Schw.

**Mai.** 1. Buchen R, Ettenheimmünster R Schw, Hornberg (Zirberg) Schw, Mannheim Messe (14), Schenkenzell R, Waldbut R, 3. Adelsheim Schw, Bonndorf R Schw, Bräunlingen R Schw, Eppingen R, Gersbach R, Haslach (Wolfsch) R, Heitersheim R Pf Schw, Konstantz R, Rehl (Stadt) Schw, Rörach Schw, 2. Breisach Schw, Gerbolzheim Schw, Hitzingen R Schw, 3. Donaueschingen Kreisfarrenmarkt, Hornberg (Zirberg) Schw, 5. Adelsheim Schw, Appenweiler R Schw, Schw, Eberbach R, Gersbach R, Haslach (Wolfsch) R, Heitersheim R Pf Schw, Landa Schw, Mannheim Pf, Meßkirch R Schw, Rörchingen R Schw, Pforzheim R Pf, Pfullendorf R Pf Schw, 4. Vöhrberg R, Gersbach Schw, Offenburg R, Stettlingen R (2), Stodach R Schw Pf, 5. Gränzfeld Jungschw, Karlsruhe Zucht- u. Viehmarkt, Ringolsheim R Schw, St. Georgen (Wilingen) R Pf Schwein, 3. Schafmarkt, Wertheim R Schw, Ueberlingen R mit R Schw am 1. Tag (2), Waldbut R Schw, 6. Emmendingen R Schw, 7. Buchen R, Rehl (Stadt) Schw, Nördtenau R, Rörach Schw, Salem R Schw, 7. Breisach Schw, Gerbolzheim Schw, Hitzingen R Schw, 8. Freiburg Messe (10), Zirberg R, 10. Wilingen R, Bretten R, Görz R, Bühl B, Griesen R, Gränzfeld R, Randern R, Rösslingen R Schw, Merchingen Schw, Offenburg R Schw, Pfälzisch-Geisingen R Schw, Fruchtm (2), Stählingen R Schw, Tiefenbrunn R, 11. Schlierstadt R Pf, Heiligenberg R Schw, Kenzingen R Schw, Mosbach Schw, Wehr R Schw, 12. Eppingen R, Furtwangen R, Ichenheim R mit Schw am 1. Tag (2), Wertheim R Schw, 13. Eberbach Schw, Freiburg R Pf Schwafz, 3. Königshofen Schw, Nollingen R, Raftatt R, Schlierstadt B, Schönau i. W. R Schw Farrenmarkt, 17. Buchen Schw, Bühl R mit R am 2. Tag (2), Ettlingen R Pf, Gersbach R, Gersbach Schw, Heidelberg Messe (9), Mannheim Pf, Meßkirch R Schw, Mühlheim R und Weinm, Schweigen R, Landerbischofsheim R Schw, 18. Offenburg R, Philippsthal R (2), Rothenfels R, Stodach R Schw Jugosfenn, Zell i. W. R Pf Schw, 19. Bruchsal R Farrenmarkt, Ettenheim R R Pf Schw, Rülshaus R Schw, Radolfzell R Schw, Weinheim Weinmarkt, 20. Vöhrberg R Schw, Eberbach Schw, Engen R Schw, Hornberg (Zirberg) R Schw, Rehl (Stadt) Schw, Rörach R Schw, 21. Landerbischofsheim Weinmarkt, 24. Durlach R, Eigeltingen R Pf Schw,

25. Friedrichthal R (2), Rürnbach R (2), Mosbach Schw, Stauten R Schw, Fuchsb., Vitznau, Weinheim R, Wertheim R, 26. Donauschlingen R Schw, Freibur Pf, Schaf-3, Großschloßheim R, Ueberlingen Schw, Wertheim Schw, 28. Thengen Schw, 31. Nach (Engen) Schw Pf, Eberbach Schw, Eittingen Pf, Eubigheim Schw, Gernsbach R, Neustadt Schw, Schilgen R, Unterschöps Schw, Juni. 1. Emmendingen R Schw, Weisingen R Schw, Gernsbach Schw, Grombach R, Konstantz Schw, Langensteinbach R, Offenburg Schw, Thengen (Waldbhut) Schw, 2. Grünsfeld Jungsch, Karlsruhe Zucht- und Ruhg, Radolfzell R Schw, Schopfheim R Schw, Wolsach R, 3. Bonndorf Schw, Emmendingen Schw, Hisingen R Schw, Rehl (Stadt) Schw, Rippingen R Schw, Vöhring Schw, Weiskirch Schw, Salem Schw, Waldshut Schw, Weingarten R (2), Wiesloch B, 4. Breisach Schw, Gerbolsheim Schw, Hisingen R Schw, 5. Hornberg (Triberg) Schw, Weiskirch Schw, 6. Karlsruhe Messe mit Obbelm an den 3 ersten Tagen (9), 7. Eichersheim R, Rehl (Stadt) R, Weisingen R (2), Rederetz R, Walbstadt R, 8. Wahren R (2), Engen Schw, Heitersheim R Schw, Gerbolsheim Schw, Rehl (Stadt) Schw, Kenzingen Schw, Rauba Schw, Mannheim Pf, Marzell (G. Schielberg) Schw, Merdingen R (2), Mosbach Schw, Nuchlos R, Pforzheim Pf, Pfullendorf Schw, Seelbach R, Stetten a. I. R. R. Pf, Zauberbühl Schw, Todtmoos R, Vöhring R Schw, Zell a. H. R. 9. Blumberg Schw, Schwargach R, Wertheim Schw, 10. Bräunlingen Schw, Freiburg Pf, Schaf-3, Grießen Schw, Königshofen Schw, Vöhring Schw, Neureisfeld R, Raftatt R, Schlierstadt B, Schönau i. W. Schw, Schwennigen R, Wertheim Schw, 14. Adelsheim Schw, Bretten R, Bühl B, Haslach (Wolsach) R, Herrisried R Schw, Randers R, Vöhring Schw, Wartdorf R, Weisingen Schw, Singen (Konstantz) R Pf, Bruchsal R Schw, Holzgerhofen, Brettern (2), Görwihl Schw, Hisingen R Schw, Mändweiler Schw, Stodach Schw, Waldhütten Walfahrtsmesse (20), Zell i. W. Schw Pf, 16. Bruchsal R, Eitenheim R Schw, Rehl (Stadt) Schw, Ralsheim R Schw, Radolfzell Schw, 21. Buchen Schw, Eittingen Pf, Gernsbach Schw, Mannheim Pf, Weiskirch Schw, Wöhring Schw, Schaf-3, Gerbolsheim R Schw, Waldshut R Schw, 22. Hördern R, Raftatt (Wiesloch) R (2), Mosbach Schw, St. Georgen (Willingen) R Pf, Schw, Singen (A. Konstantz) Schw, 23. Furtwangen R, Wertheim Schw, 24. Vöhring Schw, Dittigheim R, Donauschlingen R Schw, Eberbach Schw, Freiburg Pf, Schaf-3, Mosbach R, Rederetz, Oppenau R, Osterburken Schw, Thengen (Waldbhut) Schw, 25. Kenzler R, Thengen Schw, 28. Durlach R, Eubigheim Schw, St. Blasien R Schw, Schilgen R, Zell a. H. R. 29. Schiltach R, Emdolabheim R, Benktheim R, 30. Schönau i. W. R (2), Schw, Weisingen R, Ueberlingen Schw, Juni.

Juli. 1. Emmendingen Schw, Grießen B, Rehl (Stadt) Schw, Vöhring Schw, Salem Schw, Stodach R Schw, Wertheim Schw, Markt, 2. Ballenberg Schw, Breisach Schw, Herbolzheim Schw, Hisingen Schw, 3. Hornberg (Triberg) Schw, 5. Adelsheim Schw, Engen R Schw, Eppingen R, Haslach (Wolsach) R, Heitersheim R Schw, Rauba Schw, Mannheim Pf, Weiskirch Schw, Pforzheim Pf, 6. Durlach R, Gernsbach Schw, Gernsbach R (2), Konstantz Schw, Neigel R Pf, Stodach Schw, 7. Grünsfeld Jungsch, Karlsruhe Zucht- und Ruhg (mit Prämierung), Radolfzell Schw, Schopfheim R Schw, Wertheim Schw, 8. Freiburg Pf, Schaf-3, Freudenberg R, Königshofen Schw, Raftatt R, Zauberbühl Schw, 12. Bretten R, Bühl B, Görwihl Schw, Randers R, Vöhring Schw, Wertheim Schw, Ubrigheim R, Osterburken R, Schilgen R Schw, 13. Pfaffenstadt R, Weisingen R, Kenzingen Schw, Mosbach Schw, Thengen (Waldbhut) Schw, 14. Eitenheim R Schw, Rappeltobel R, Ralsheim Schw, 15. Nach (Engen) R Schw Pf, Vöhring Schw, Rehl (Stadt) Schw, Langensteinbach R, Vöhring Schw, 18. Wollenberg R, 19. Buchen Schw, Eittingen Pf, Gernsbach Schw, Mannheim Pf, Weiskirch Schw, Wöhring R Schw, Mändweiler R Schw, Waldshut R, Zauberbühl Schw, Zell i. W. Schw Pf, 21. Bruchsal R, Radolfzell Schw, Wertheim Schw, 22. Bonndorf R Schw, Bräunlingen R Schw, Freiburg Pf, Schaf-3, Nittersbach R, Krauthelm R, Weiskirch R Schw, 25. Buchen R, 26. Durlach R, Eubigheim Schw, Neustadt Schw, Osterburken R, Schilgen R Schw, Todtmoos R, Willingen R Schw, Pforzheim Pf, 27. Weisingen R Schw, Mosbach Schw, Singen (Konstantz) Schw, 28. Donauschlingen R Schw, Ueberlingen Schw, Waldshut R Schw, 29. Eberbach Schw, Rudau R, 30. Osterburken Schw, Thengen R Schw.

August. 2. Adelsheim Schw, Engen Schw, Haslach (Wolsach) R, Heitersheim R Schw, Kleinlausenbach Schw, Rauba Schw, Mannheim Pf, Weiskirch Schw, Pforzheim Pf, 3. Gernsbach Schw, Konstantz Schw, Offenburg R, Stodach Schw, Rehl (Stadt) Schw, Vöhring Schw, Waldshut R (1/2), Salem Schw, Wertheim Schw, 6. Breisach Schw, Herbolzheim Schw, Hisingen Schw, 7. Hornberg (Triberg) Schw, 9. Bretten R, Bühl R mit R am 2. Tag (2), Görwihl Schw, Randers R, Vöhring Schw, Weisingen Schw, Wiesloch R m. V. am 2. Tag (2), 10. Durlach R, Ehrenstetten R, Grießen R Schw, Gerdheim R, Kenzingen R, Weiskirch Schw, Mosbach Schw, Weiskirch Schw, 11. Blumberg Schw, Bretten R, Ralsheim R Schw, 12. Bonndorf Schw, Freiburg Pf, Schaf-3, Radolfzell Schw, 14. Waldkirch R (2), 16. Buchen Schw, Eittingen Pf, Gernsbach Schw, Mannheim Pf, Weiskirch Schw, Mühlheim R, Einsheim R, Zauberbühl Schw, Weiskirch Schw, Weiskirch R Pf, Stodach Schw, Zell i. W. Schw Pf, 18. Bruchsal R, Radolfzell R Schw, Wertheim R Schw, 19. Vöhring Schw, Eittingen R, Hornberg (Triberg) R Schw, Rehl (Stadt) Schw, Vöhring Schw, 23. Breisach R, Gernsbach R, Vadenburg R, Zell a. H. R. 24. Bruchsal R Schw, Holzgerhofen und Brettern (2), Ebingen R mit R Schw, Ganf am 1. Tag (2), Eppingen R, Eubigheim R, Vahr R mit R Schw am 1. Tag (2), Mosbach Schw, Zauberbühl Schw, Thengen (Waldbhut) R Schw, Torinau R Schw (2), Wertheim R, Zugenhausen R, 25. Donauschlingen R Schw, Eitenheim R Pf, Schw, Ueberlingen R mit Schw am 1. Tag (2), 26. Nach (Engen) R Schw Pf, Eberbach R (a. Schw), Freiburg Pf, Schaf-3, Karlsruhe R Schw, Schilgen R, Thengen R Schw, 30. Eittingen R, Eubigheim Schw, Großschloßheim R, Heitersheim R Pf, Holzgerhofen, Wöhring R Schw, Osterburken Schw, Pfullendorf R Pf, Schw, Schriesheim R, Windischbuch R, 31. Donauschlingen Kreisarrm, Schriesheim R Pf, September. 1. Grizingen R Schw, Furtwangen R, Görwihl R Schw, Grünsfeld R (a. Jungsch), Karlsruhe Zucht- und Ruhg, Radolfzell R Schw, Holzgerhofen, Schopfheim R Schw, Wertheim R Schw, 2. Bonndorf R Schw, Jarrenmarkt, Eberbach Schw, Emmendingen R Schw, Grießen B, Rehl (Stadt) Schw, Vöhring R Schw, Waldshut R Schw, Salem R Schw, Schönau i. W. R Schw, 3. Breisach Schw, Herbolzheim Schw, Hisingen R Schw, 4. Hornberg (Triberg) Schw, 6. Adelsheim Schw, Engen R Schw, Eppingen R, Gernsbach R, Haslach (Wolsach) R, Rauba Schw, Mannheim Pf, Weiskirch Schw, Pforzheim Pf, Singen (Konstantz) R Pf, Schw, 7. Freiburg Pf, Schaf-3, Gernsbach R Schw, Pf, Schafmarkt, Ralsheim R Schw, Mosbach R, Offenburg R, Stetten a. I. R. R. R. Pf, Schw, Stodach R Schw, Todtmoos R, 8. Adelsheim R, Ralsheim R, Medelsheim R, Schiltach R, 9. Radolfzell Obf. und Hopfen, 10. Königshofen Schw, 13. Bräunlingen Schw, Bretten R, Bühl B, Hilsbach R, Randers R, Rippingen R Schw, Vöhring Schw, Weisingen Schw, Mosbach R, Nollingen R, Schilgen R, Holzgerhofen, Stählingen R Schw, Zell a. H. R. 14. Bietenheim (G. Durmersheim) R Pf, Eichstetten R Pf, Weisingen R Schw, Kenzingen R Schw, Mosbach Schw, Neustadt Schw, Offnabingen R Schw, St. Blasien R Schw, Waldshut Jarrenmarkt, Weiskirch Schw, 15. Blumberg Schw, Eitenheim R Pf, Schw, Vöhring R (2), Weiskirch Schw, Radolfzell R Schw, Hopfen, Holzgerhofen, Wertheim R Schw, 16. Vöhring Schw, Rehl (Stadt) Schw, Vöhring Schw, Schlierstadt B, Wertheim Schw, 17. Engen R, 18. Engen Jarrenm, 19. Buchen R (3), Freudenberg R, Eittingen R Pf, Gernsbach Schw, Heiligkreuzsteinach R, Konstantz R,

(auch Holzgerhofen, Fuchswaaren, Bretter gr. Schw, Wollu, und Leinwand) am 1. Tag in Verbindung mit R Schw, Leberm (7), Mannheim Pf, Markdorf R, Weisingen R (2), Weiskirch Schw, Mühlheim R, Rederetz, Offenburg R Schw, Holzgerhofen und Fuchsmarkt (2), Osterburken Schw, Raftatt R, Weiskirch Schw, am 1. Tag und mit R am 2. Tag auch Fuchsmarkt mit Verlosung (2), Zauberbühl Schw, 21. Uglasterhausen R, Nuggen R (2), Buchen Jarrenm Schw, Eitenheimmännler R Schw, Gaggenau R, R. Radolfzell Zentral-Zuchtverein über oberbad. Zuchtgenossenschaft, Stodach Schw, Thengen R Schw, Willingen R Schw, Fuchsmarkt, Waldshut R Schw, Werbach R, Zell i. W. Schw Pf, 22. Bruchsal R, Radolfzell Obf. und Hopfen, 23. Freiburg Pf, Schaf-3, Hohenau R, Thengen (Waldbhut) R Schw, 26. Königshofen R (8), 27. Eubigheim Schw, Heitersheim R, Schilgen R, Sulzfeld R, Uff (H. Oberkirch) R Schw, 28. Vahr B, (Zucht), Mosbach Schw, Pfullendorf R Schw, 29. Ballenberg R Schw, Donauschlingen R Schw, Mannheim Messe (14), Rudau R, Radolfzell Obf. u. Hopfen, Schw, Weiskirch Schw, Seelbach R, Ueberlingen Schw, Wertheim R Schw, 30. Nach (Engen) R Schw Pf, Durlach R, Eberbach Schw, Hördern R, Vöhring R Schw, Oktober. 1. Breisach Schw, Herbolzheim Schw, Hisingen R Schw, 2. Eitenheim Jarren- und Zuchtverein, Hornberg (Triberg) Schw, Triberg R, 4. Adelsheim Schw, Bühl B, Haslach (Wolsach) R, Heitersheim R Pf, Rauba Schw, Rippingen R Schw, Mannheim Pf, Weiskirch Schw, Wöhring R Schw, Vöhring R Schw, Pforzheim Pf, Schönau (Heitersheim) R (2), Stählingen R Schw, Wöhring R, 5. Pfaffenstadt R, Gernsbach Schw, Rehl (Stadt) R, Konstantz R Schw, Ralsheim R Schw, Langenbrücken R, Kenzler R, Offenburg R (auch Döfen- und Jarrenm mit Prämierung), Stodach R Schw, Wertheim R (3), 6. Grünsfeld Jungsch, Karlsruhe Zucht- und Ruhg, Radolfzell R Schw, Hopfen, Rinsheim Obf., Eitenheim R Schw, Rehl (Stadt) Schw, Vöhring Schw, Mändweiler R Schw, Salem R Schw, Wertheim Schw, Wiesloch B, 11. Mühlheim R, Engen R Schw, Randers R, Ruppertsheim R, Weisingen Schw, Wöhring R (2), 12. Kenzingen Schw, Mosbach Schw, Waldhütten R, Weiskirch Schw, Mühlstadt R Schw, (2), 13. Blumberg Schw, Bretten R, Herrisried R Schw, Rappeltobel R, Radolfzell Obf. und Hopfen, St. Georgen (Willingen) R Pf, Schw, Wertheim R Schw, Wöhring R Schw, Wolfach R, 14. Bonndorf Schw, Eberbach Schw, Freiburg Pf, Schw, Görwihl Schw, Hisingen R Schw, Raftatt R, Schlierstadt B, Schönau i. W. R Schw, Stodach R Schw, Thengen (Waldbhut) Schw, Weisingen R, 16. Freiburg Messe (10), 17. Oberhammersbach R, 18. Buchen Schw, Durlach R, Eichersheim R, Gernsbach R Schw, Heilbrunn Messe (9), Heilbrunn R Schw, Heilbrunn R Schw, Hisingen R Schw, Krotzingen R Schw, Vimbach R, Weiskirch Schw, Osterburken R Schw, Pfullendorf R Pf, Schw, Kenzingen R Schw, Ruff R

Südlingen AB, Siegelbach R, Zauberschlößchen R Schw, Unterwiesheim R (2), Walldorf R, Zell i. M. R, 19. Birkendorf R Schw, Eigeltingen R RPSchw, Obenheim R (2), Schellenberg (Gem. Grobherrißwand) R, Schwarzbach R (2), Schweningen AB, Stodach R Schw, Zuchtsohlenmarkt, 20. Bruchsal R, Eitenheim RPSchw, Harbheim R, Mannheim Pf, Mühlheim R, Radolfzell R Schw, Döhr, Hopfen, Rabis- und Rübenm, Waldbühnt R Schw, Zell i. M. R Schw Pf, 21. Vorberg R Schw, Bräunlingen R R Schw, Eitlingen R Pf, Rehl (Stad) Schw, Rippenheim R, Vorrach R Schw, 25. Willigheim R, Durlach R, Eppingen R, Gubigheim Schw, Forchheim (Emmendingen) Feld, Immenstaad R, Königsdach R, Ror R (2), Mühlringen R Schw, Mänschheim R (2), Schiltengen R, Schöna i. W. R (2), Stein (Bretten) R, Wollenberg R, Zell a. G. AB, 26. Friedrichshaf R (2), Langensteinbach R, Mosbach Schw, Philippsburg R (2), Riegel R RPSchw, Schriesheim R Pf, 27. Donaueschingen R Schw, Jochenheim R mit Schw am 1. Tag (2), Radolfzell Döhr, Hopfen, Rabis- u. Rübenm, Schriesheim R, Ueberlingen R mit Schw am 1. Tag (2), Wertheim R Schw, 28. Breisach AB, Dertingen R, Eberbach Schw, Freiburg Pf, Gröden R, Gerboldheim R, Jittersbach R, Malch (Eitlingen) R mit Pf am 1. Tag (2), Meßkirch AB Schw, Neuhadt R Schw, Schentzell R Krautmarkt, Sindolshelm R, Ehingen R Schw, Wültingen R Schw Pf, Zuchtmarkt, Weingarten R (2), 30. Meßkirch R Schw.

**November.** 2. Adelsheim R, Durlach R, Emmendingen R Schw, Eppingen R, Gerbach Schw, Heitersheim RPSchw, Konstanz R Schw, Rahr R mit Frucht am 1. Tag (2), Rauba Schw, Mannheim Pf, Offenburg R, Pforzheim R Pf, Salem R Schw, St. Leon R, Stodach R Schw, Weinheim R, 3. Bretten R, Grünsfeld Jungsch, Karlsruhe Zucht- und Ruch- mit Prämierung), Radolfzell R Schw, Döhr, Hopfen, Schopfheim R Schw, 4. Bonndorf R Schw, Emmendingen R Schw, Immenstaad R Schw, Rehl (Stad) Schw, Vorrach Schw, Mosbach R, Mühlheim R Schw, Holzgessirrt und Virtuallienm (2), Reulreiffert R, Wertheim Schw, 5. Breisach R Schw, Gerboldheim Schw, Hülzingen R Schw, 6. Hornberg (Eriberg) Schw, 7. Karlsruhe Messe mit Möbeln an den 3 ersten Tagen (9), 8. Adelsheim Schw, Kpenteiler R Schw, Bretten R, Bühl R mit R am 2. Tag (2), Haslach (Wolfsach) R, Randern R, Wülfingen R Schw, Werchingen Schw, Oberhessenz R, Osterburten R, Schwetzingen R Schw, Singen (Konstanz) R RPSchw, Sinsheim R, Stühlingen R R Schw, Unterschüpf R Schw, 9. Weisingen R R Schw, Heiligenberg R Schw, Kenzingen R Schw, Mosbach R Schw, Osterburten Schw, Stetten a. L. M. R RPSchw, Unterschüpf R, Wehr R R Schw, 10. Gengenbach R mit Hanf- und Kraut am 1. Tag (2), Radolfzell R R Schw, Hopfen, Stauf R Schw, Frucht und Virtuallienm, Wertheim R Schw, 11. Buchen R, Donaueschingen R R Schw, Eberbach Schw, Eitlingen R R Schw, Flachs R, Freiburg R RPSchw, Gbrwühl R Schw, Rippingen R R Schw, Meers-

burg R, Nollingen R, Schlierhadt R, Schöna i. W. R Schw, 15. Vorberg R, Buchen Schw, Engen R Schw, Eitlingen R Pf, Freudenberg R, Gerbach Schw, Haslach (Wolfsach) R, Mannheim Pf, Martdorf R, Meßkirch R Schw, Mudau R, Mühlheim R, Obrißheim R, Zauberschlößchen R R Schw, Vöhrbach R, Waibstadt R, 16. Baden R mit Hanf- und Federn am 1. Tag (3), Endingen R mit R Schw, Ganf am 1. Tag (2), Pfullendorf R Schw, Stodach R Schw, Zell i. M. R Schw Pf, 17. Bruchsal R, Eitlingen R RPSchw, Rappel-Rodach R, Mühlheim R, Radolfzell R Schw, 18. Vorberg R Schw, Hornberg (Eriberg) R Schw, Reuten, Rehl (Stad) Schw, Vorrach R Schw, Stodach R R Schw, 22. Durlach R, Heiligkreuzsteinach R, Mühlringen R Schw, Schwein, Südlingen AB, Wentheim R, 23. Bruchsal R Gelp, Holzgessirrt- Brettern (2), Eichtersheim R Kleinwmd (2), Hohenheim R, Randern R Schw, Frucht (2), Rehl (Stad) R, Mosbach Schw, Rosenburg R, 24. Mosbach Gelp, Ueberlingen R Schw, Wertheim R Schw, 25. Eberbach R Hanf Schw, Eigeltingen R RPSchw, Erzingen AB Schw, Freiburg RPSchw, Hülzingen R R Schw, Karlsruhe-Mühl- turg R Hanf, Kleinlausenburg R Schw, Wichtenau R, Malberg R Schw, Nekar-Emmünd R Hanf (2), Rastatt R, Sasbach R, Seelbach R, Waldkirch R, Wertheim R, 26. Ehingen R Schw, 27. Eriberg R, 29. Bräunlingen R R Schw, Eitlingen R Pf, Gubigheim Schw, Konstanz Messe (auch Holzgessirrt-, Fackel-, Bretter-, großer Schuf-, Wolle- und Weinwandm) am 1. Tag in Verbindung mit R Schw, Biedern (7), 30. Gochsheim R Hanf (2), Grob- eicholzheim R, Hülzingen R R Schw, Gelp, Maltersingen R, Nischen R, Schiltach R, Schopfheim R mit R Schw am 2. Tag (2), Ehingen (Waldshut) R Schw.

**Dezember.** 1. Grünsfeld Jungschwein, Karlsruhe Zucht- u. Ruch, Radolfzell R Schw, Steinbach (Wühl) R, Sulzfeld R, 2. Bonndorf R Schw, 3. Emmendingen R Schw, Rehl (Stad) Schw, Kenzingen R R Schw, Vorrach Schw, Oberkirch R (1/2), Salem R Schw, Steinbach (Wühl) R, Wiesloch R mit R am 1. Tag (2), 3. Breisach R Schw, Gerboldheim Schw, Hülzingen R Schw, 4. Fur- wangen R, Hornberg (Eriberg) Schw, 6. Nach (Engen) R R Schw, Hanf, Adelsheim Schw, Gerns- heim R, Haslach (Wolfsach) R, Sei- tersheim R RPSchw, Reuten- und Wdwegm, Rauba Schw, Mannheim Pf, Meersburg R, Meßkirch R Schw, Ruhlach R, Pforzheim R Pf, Pfullen- dorf R RPSchw, Waldshut AB Schw, Hanf, 7. Donaueschingen R Schw, Emmendingen R R Schw, Gernsbach Schw, Graben R (2), Offenburg R, Stodach R Schw, Weinheim R Hanf, Wertheim R Schw, 8. Durlach R, 9. Bräunlingen R Schw, Freiburg RPSchw, Rastatt R, Schöna i. W. R Schw, Ehingen R R Schw, 11. Mannheim Christ- markt (14), 13. Bretten R, Bühl R, Randern R, Werchingen R Schw, Osterburten R, Stühlingen R Schw, 14. Weisingen R Schw, Kenzingen R Schw, Rahr R mit Frucht am 1. Tag (2), Mosbach Schw, Pforz- heim R RPSchw, Glas-, Holzwaren und Schw am 1. Tag (2), Schries-

heim R Pf, Wehr R Schw, 15. Bruch- sal R, Eitenheim R RPSchw, Radolf- zell R Schw, Schriesheim R, Ueber- lingen R mit Schw am 1. Tag (2), Hanf- und Flachs (2), 16. Vorberg R Schw, Rehl (Stad) Schw, Vorrach R Schw, Wolfsach R, 20. Buchen R Schw, Eitlingen R Pf, Gernsbach R, Gerbach Schw, Mannheim Pf, Meßkirch R Schw, Mühlheim R, Zauberschlößchen R Schw, 21. Vödigheim R, Eitlingen R, Hanf- Flachs, Rast R, Stodach R Schw, Zauberschlößchen R Schw, Wül- lingen R R Schw, Frucht, Jais- senhausen R, Zell i. M. R Schw Pf, 22. Nach (Engen) R R Schw, Wert- heim R Schw, 23. Eberbach Schw, Freiburg RPSchw, 3. Waldshut AB Schw, Hanf, 24. Konstanz R Schw, 27. Durlach R, Engen R Schw, Gubigheim Schw, Rauba R, Mühlringen R RPSchw, Schmeigern R, Eriberg R, 28. Griesen AB Schw, Hornberg (Eriberg) R, Reutenmarkt, Wülfingen R R Schw, Mosbach Schw, 29. Donaueschingen R Schw, Ueberlingen R Schw.

**Württemberg.**

**Januar.** 4. Gmünd B, Kirch- heim u. L. B, Reutkirch AB, 5. Crailsheim B, Ehingen B, Reut- lingen B, 7. Vödingen B, Mer- gentheim Schw, 8. Oberndorf Schw, 11. Ellwangen (3) AB, Spaich- ingen B, 12. Balingen B, Heil- bronnen AB, Gelp, 13. Hall B, 19. Ehingen AB, 20. Mergentheim Schw, 25. Reutkirch AB, 26. Heilbronn Schw, Ulm (2) R.

**Februar.** 1. Gmünd B, Kirch- heim u. L. B, Reutkirch AB, Ober- ndorf AB, 2. Aalen AB, Crailsheim B, Ehingen B, Reutlingen B, 3. Hall B, Stuttgart (2) R, Sulz a. N. B, 4. Vödingen AB, Mer- gentheim Schw, 10. Ebingen B, 15. Dehringen AB, Rottenburg B, 16. Heilbronn AB, Gelp, 18. Mergentheim Schw, 22. Reut- kirch AB, 23. Balingen AB, 24. Spaichingen AB, 25. Kottweil AB.

**März.** 1. Gmünd B, Kirchheim u. L. B, Reutkirch AB, Ulm (2) R, 2. Crailsheim B, Ehingen B, Reutlingen B, Sulz a. N. AB, 3. Vödingen AB, Hall B, 4. Vödingen AB, Mergentheim Schw, 6. Raub- burg AB, 8. Ellwangen AB, Mergentheim R (2 Tage am 2. Tage zugleich B), Wülfingen AB, 9. Hall (3) R, Eitlingen AB Schw, Ulm (2) R, 10. Mergentheim Schw, 11. Vödingen AB, Hall Schw, 12. Oberndorf AB, 15. Hall R, Heilbronn Schw, Dehringen B, Spaichingen B, 16. Reutlingen R, 17. Balingen B, Gorb AB, Reutlingen Schw, 18. Mergentheim Schw, 22. Reutkirch AB, Rotten- burg AB, Kottweil B, 24. Sulz a. N. Schw, 29. Ellwangen AB, Reutkirch AB, 30. Ellwangen AB.

**April.** 1. Vödingen AB, Mer- gentheim B, 5. Gmünd B, Kirch- heim u. L. B, Garen, Reutkirch B, 6. Crailsheim B, Ehingen B, Heilbronn Rinder, Gorb B, Reut- lingen B, Ulm (2) R, 7. Hall B, Heilbronn AB, Gelp, Sulz a. N. B, 8. Vödingen R, 9. Oberndorf Schw, 19. Dehringen R, 20. Bal- ingen AB, Ehingen B, Mergentheim R (2 Tage am 2. Tage zugleich B), Spaichingen AB, 26. Ellwangen R, Reutkirch AB, Reutlingen AB, R. Kottweil AB, Stuttgart AB, Wagen- u. Sattlerwaren, 27. Ebingen (2) R (1) B.

**Mai.** 1. Aalen AB, 3. Gmünd B, Kirchheim u. L. B, Reutkirch AB, 4. Crailsheim B, Ehingen B, Oberndorf AB, Reutlingen B, Eitlingen AB Schw, 5. Hall B, Stuttgart (2) R, Sulz a. N. B, 6. Vödingen B, Mergentheim Schw, 12. Vödingen AB, 17. Spaichingen B, 18. Heilbronn AB, Gelp, Reutlingen B, 20. Mergentheim Schw, 24. Ellwangen AB, Kottweil B, 31. Reutkirch AB R, Stuttgart (6) Messe.

**Juni.** 1. Crailsheim B, Ehingen B, Gorb B, Dehringen B, Reut- lingen B, 2. Hall B, Stuttgart (3) AB, 3. Vödingen AB, Reut- lingen AB, 2. Hall B, Stuttgart (3) AB, 3. Vödingen AB, Reut- lingen AB, 7. Kirchheim u. L. AB, Reutkirch AB, Dehringen R, 8. Balingen B, Ehingen B, Gmünd B, Gorb AB, Mergentheim R (2 Tage am 2. Tage zugleich B), 9. Vödingen AB, Crailsheim (3) Müswiesennesse, Sulz a. N. (3) AB, 11. Ellwangen AB, Oberndorf AB, Wülfingen R, 2. Heilbronn AB, Spaichingen AB, Ulm (6) Messe, 15. Ellwangen (4) AB, Ulm (2) R, 16. Vödingen B, Eitlingen (3) AB, 17. Ulm (3) AB, 18. Mergentheim Schw, 19. Ravens- burg (2) R Schw (1) Schw, 21. Kirchheim u. L. (6) AB, 24. Kott- weil AB, 28. Ehingen Schw AB, Reutkirch AB, Mergentheim (2) AB, 29. Heilbronn (4) AB.

**Juli.** 1. Vödingen B, Mer- gentheim Schw, 3. Ravensburg R, 5. Aalen Schw, Gmünd B, Kirchheim u. L. B, Reutkirch AB, 6. Crailsheim B, Ehingen B, Reut- lingen B, 7. Hall B, Stuttgart (2) R, 8. Vödingen B, Reutlingen B, 8. Mergentheim R (2 Tage am 2. Tage zu- gleich B), 12. Rottenburg B, 13. Heilbronn AB, Gelp, Reutlingen AB Schw, 15. Mergentheim Schw, 19. Ellwangen AB, Kottweil AB, 20. Oberndorf AB, Ebingen B, 26. Aalen AB, Hall (3) R, Reut- kirch AB, Wülfingen AB, Spaich- ingen AB, 27. Balingen AB.

**August.** 2. Ehingen Schw, Gmünd B, Kirchheim u. L. B, Reutkirch B, Sulz a. N. Schw, 3. Crailsheim B, Ehingen B, Reutlingen B, 4. Hall B, Sulz a. N. B, 5. Vödingen AB, Mergentheim Schw, 10. Ellwangen AB, Heilbronn Schw, 11. Ellwangen Schw, 16. Kottweil B, 17. Balingen B, 18. Mergentheim Schw, 19. Mergentheim Schw, 24. Oberndorf AB, Dehringen R, Spaichingen AB, 25. Heilbronn R, Gelp, 30. Reutkirch AB, Rottenburg B, 31. Eitlingen (3) AB.

**September.** 1. Hall B, 2. Aalen Schw, Vödingen B, Sulz a. N. AB, 3. Sulz a. N. Schw, 6. Gmünd B, Kirchheim u. L. B, Reut- kirch AB, 7. Vödingen Schw, Crailsheim B, Ehingen B, Gorb AB, Mergentheim Schw, Reutlingen AB, 8. Reutlingen Schw, 13. Ell- wangen B, 14. Ehingen B, Kott- weil AB, 15. Crailsheim Schw, Mergentheim Schw, 16. Mergent- heim Schw, 20. Ulm (2) R, 21. Ehingen B, 22. Heilbronn Schw, 27. Aalen AB, Reutkirch AB, Spaichingen B, 28. Balingen B, 29. Vödingen AB, Oberndorf AB, 20. Balingen AB, Reutlingen B, Mergentheim R (2 Tage am 2. Tage zugleich B), Ehingen B, 26. Ellwangen AB, Reutkirch AB, Reutlingen AB, 6. Hall B, 7. Vödingen AB, Mergentheim Schw, 8. Oberndorf Schw, 11. Wülfingen AB, 12.

**Horb AB, Tuttlingen AB** Schf, 14, Hall B, 15, Mergentheim Schf, 18, Ehingen Schf, Gmünd (3) R, Reutkirch AB, Rottweil AB, Spaichingen AB, 19, Gmünd B, 20, Crailsheim Schf, Stuttgart (2) Reber, 21, Heilbronn Schf, Mergentheim Schf, Ravensburg Schf, Sulz a. N. AB, 22, Sulz Schf, 25, Reutkirch AB, 26, Neulingen AB, 27, Neulingen Schf, 29, Dyringen AB, 30, Rodensburg Schf.

**November.** 1, Kirchheim u. T. R, Pforzen, Reutkirch AB, 2, Balingen AB, Bietigheim Schf, Crailsheim B, Ehingen AB, Neulingen B, 3, Hall B, 4, Bietigheim B, Mergentheim Schf, 8, Rottenburg AB, 11, Aalen AB, Crailsheim B, Hall B, Horb AB, Oberndorf AB, Spaichingen AB, 12, Ravensburg (2) AB, 15, Ellwangen B, Gmünd B, Mergentheim (2) Tage am 2, Lage zugleich B, Dyringen B, 16, Mergentheim Schf, Künzingen (2) R (1) W, Ulm (2) R, 17, Biberach AB, 18, Biberach R, Heilbronn Schf, Tuttlingen AB, 20, Rottweil AB, 29, Reutkirch AB, 30, Heilbronn R, Wörschweber, Reutkirch AB.

**Dezember.** 1, Hall B, 2, Bietigheim AB, (Tage außer Holz), Mergentheim Schf, Sulz a. N. Schf, 6, Kirchheim u. T. B, Reutkirch AB, Ulm (4) Messe, 7, Bietigheim Schf, Crailsheim B, Ehingen AB, Horb B, Neulingen B, 8, Neulingen Schf, Stuttgart (2) Reber, 10, Oberndorf Schf, 13, Ellwangen B, Gmünd (3) R, Mergentheim R (2 Tage am 2, Lage zugleich B), Spaichingen B, 14, Gmünd B, 15, Gmünd R, Heilbronn Schf, 16, Stuttgart (8) Messe, Sulz a. N. AB, 20, Rieblingen A B, Rottweil B, 21, Balingen A B, Crailsheim R, 22, Stuttgart (3) Möbel, 23, Tuttlingen AB, 27, Reutkirch AB.

**Ffals.**

**Januar.** 5, Kaiserslautern Victualien, 6, Homburg Frucht, 12, Kaiserslautern Victualien, 13, Homburg Frucht, 19, Kaiserslautern Victualien, 20, Homburg Frucht, 25, Kaiserslautern Victualien, Rusef AB, 27, Homburg Frucht.

**Februar.** 2, Kaiserslautern Victualien, 3, Homburg Frucht, 9, Wiesenthal Schf, Kaiserslautern Victualien, 10, Homburg Frucht, 16, Kaiserslautern Victualien, 17, Homburg Frucht, 23, Kaiserslautern Victualien, 24, Homburg Frucht, 28, Annweiler R, Wolfstein R.

**März.** 1, Wolfstein B, 2, Kaiserslautern Victualien, Rusef AB, Schf, 3, Homburg Frucht, 7, Grünstadt (2) R, 9, Kaiserslautern Victualien, 10, Homburg Frucht, 14, Randel (2) R, 16, Kaiserslautern Victualien, 17, Homburg Frucht, Quirnbach B, 21, Frankenthal (3) R, 22, Wiesenthal R, 23, Kaiserslautern Victualien, 24, Homburg Frucht, 28, Edenoben (3) R, 30, Kaiserslautern Victualien, Rusef AB, 31, Homburg Frucht.

**April.** 1, Zweibrücken R, 4, Bergzabern (2) R, 6, Wiesenthal Schf, Kaiserslautern Victualien, 7, Homburg Frucht, 13, Kaiserslautern Victualien, 14, Homburg Frucht, 20, Kaiserslautern Victualien, 21, Homburg Frucht, 25, Ludwigsbafen (2) R, 26, Lauterecken R, 27, Kaiserslautern Victualien, 28, Homburg Frucht.

**Mai.** 2, Rodenhäuser R, 3, Wiesenthal R, 4, Kaiserslautern Victualien, Pirmasens (2) R, 5, Homburg Frucht, 9, Landau (3) R, Wolfstein R, 10, Wolfstein B, 11, Kaiserslautern Victualien, Zweibrücken R, 12, Homburg Frucht, 16, Kaiserslautern (3) R, 18, Kaiserslautern Victualien, 19, Homburg Fr, 23, Randel (2) R, Speyer (3) R, 25, Kaiserslautern Victualien, Rusef AB, 26, Homburg Frucht.

**Juni.** 1, Kaiserslautern Victualien, 2, Homburg Frucht, 6, Dürkheim (2) R, 7, Alsenz R, Germersheim (2) R, 8, Wiesenthal Schf, Kaiserslautern Victualien, 9, Homburg Frucht, 13, Bilingheim (2) R, 15, Kaiserslautern Victualien, 16, Homburg Frucht, 22, Kaiserslautern Victualien, 23, Homburg Frucht, 27, Annweiler R, Frankenthal (3) R, 29, Kaiserslautern Victualien, 30, Homburg Frucht.

**Juli.** 1, Alsenz Preisjudvieh, 4, Neustadt a. S. (2) R in Windingen, 6, Wiesenthal Schf, Kaiserslautern Victualien, 7, Homburg Frucht, 13, Kaiserslautern Victualien, 14, Homburg Frucht, 20, Kaiserslautern Victualien, Zweibrücken R, 21, Homburg Frucht, 25, Grünstadt (2) R, 27, Kaiserslautern Victualien, 28, Homburg Frucht.

**August.** 3, Kaiserslautern Victualien, 4, Homburg Frucht, 8, Bergzabern (2) R, Lauterecken (2) R, 10, Kaiserslautern Victualien, 11, Homburg Frucht, 15, Edenoben (3) R, 17, Kaiserslautern Victualien, Rusef Preisjudvieh, 18, Homburg Frucht, 19, Wolfstein AB, 22, Dürkheim (2) R, 24, Kaiserslautern Victualien, Quirnbach R Preisjudvieh, 25, Homburg Frucht, 29, Alsenz (2) R, Annweiler R, 31, Kaiserslautern Victualien.

**September.** 1, Homburg Frucht, 5, Germersheim (2) R, Neustadt a. S. (2) R, 6, Wiesenthal R, 7, Kaiserslautern Victualien, Rusef R, Pirmasens (2) R, 8, Alsenz B, Homburg Frucht, 9, Wolfstein B, 12, Landau (3) R, 14, Kaiserslautern Victualien, 15, Homburg Frucht, 21, Kaiserslautern Victualien, 22, Homburg Frucht, 26, Dürkheim (3) R, Ludwigsbafen (2) R, 23, Kaiserslautern Victualien, Rusef Hauptpreisjudvieh, 29, Homburg Frucht.

**Oktober.** 3, Dürkheim R, Homburg (2) R, Rodenhäuser R, 5, Kaiserslautern Victualien, Zweibrücken R, 6, Homburg Frucht, 12, Kaiserslautern Victualien, 13, Homburg Frucht, 14, Rusef AB, 17, Bilingheim (3) R, 19, Wiesenthal Schf, Kaiserslautern Victualien, 20, Homburg Frucht, 25, Lauterecken R, 26, Kaiserslautern Victualien, 27, Homburg Frucht, 28, Wolfstein AB, 31, Grünstadt (2) R, Randel (2) R, Speyer (2) R.

**November.** 2, Wiesenthal Schf, Kaiserslautern Victualien, 3, Homburg Frucht, 7, Bergzabern (2) R, 8, Wiesenthal R, 9, Kaiserslautern Victualien, 10, Homburg Frucht, 11, Wolfstein B, 14, Alsenz R, 16, Kaiserslautern (3) Victualien, 17, Homburg Frucht, Quirnbach AB, 21, Weidelsheim (3) R, 23, Kaiserslautern Victualien, 24, Homburg Frucht, 28, Annweiler R, Frankenthal (3) R, 30, Kaiserslautern Victualien, Zweibrücken R,

**Dezember.** 1, Homburg Frucht, 5, Grünberg (2) R, 7, Kaiserslautern Victualien, 8, Homburg Frucht, 14, Kaiserslautern Victualien, Reustadt a. S. (3) R, 15, Homburg Frucht, 21, Kaiserslautern Victualien, 22, Homburg Frucht, 28, Kaiserslautern Victualien, 29, Homburg Frucht.

**Ober-Elsass.**

**Januar.** 5, Mülhausen B, Pfirt AB, 6, Martirch B, 12, Dammerkirch B, 18, Neubreisach Jahrm, 21, Altkirch AB.

**Februar.** 2, Mülhausen B, Pfirt AB, 3, Martirch B, 9, Dammerkirch B, Rusef AB, 11, Altkirch AB, 27, Thann R.

**März.** 1, Aspacherbrücke B, 2, Mülhausen B, Pfirt AB, 3, Martirch B, 8, Bloßheim AB, Mänker Jahrm, 9, Dammerkirch B, 11, Altkirch AB (1. Fastenmarkt), 15, Masminster B, Sulz AB, 17, Masminster B, Sulz AB, 22, Aspacherbrücke B, Neubreisach Jahrm, Serenz AB, 25, Altkirch AB (2. Fastenmarkt), 29, Gebweiler ASchw.

**April.** 6, Mülhausen B, Pfirt AB, 7, Martirch B, 8, Altkirch B (3. Fastenmarkt), 12, Aspacherbrücke B, 13, Dammerkirch B, 22, Fellerlingen B, 26, Dammerkirch B (Georgimarkt).

**Mai.** Neubreisach Jahrm, 4, Mülhausen B, Pfirt AB, 5, Martirch B, 11, Dammerkirch B, 18, Rusef AB, 29, Semar R (Maximimarkt), 31, Altkirch R (St. Gumbimarkt), Gebweiler ASchw.

**Juni.** 1, Mülhausen B, Pfirt AB, 2, Martirch B, 7, Mänker Jahrm, Serenz AB, 8, Dammerkirch B, 14, Aspacherbrücke B, Bloßheim AB, 18, Sulz AB, 24, Altkirch AB, 28, Neubreisach J, 31, Thann R, 4, Colmar (2) Messe Aram., Spiel- u. Porzellanaaaren, 6, Mülhausen B, Pfirt AB, 7, Martirch B, 13, Dammerkirch B, 19, Gebweiler ASchw, 22, Masminster B, 22, Volkensberg AB, 26, Altkirch AB (St. Jakobimarkt).

**August.** 1, Mülhausen (22) Messe, 3, Mülhausen B, Pfirt AB, 4, Martirch B, 10, Dammerkirch B, Reiningen AB, 16, Rusef AB, 19, Altkirch B, 22, Thann (28) Mess, 23, Mänker Jahrm, 30, Neubreisach Jahrm.

**September.** 1, Martirch B, 7, Mülhausen B, Pfirt AB, Rusef R, GetrSchw, 11, Thann R, 13, Aspacherbrücke B, Bloßheim AB, Rappoltsweiler R (Pfeiertag), 14, Dammerkirch B, 15, Masminster B, 19, Martirch (2) R (Rilbe), 21, Serenz AB, 22, Sulz AB, 23, Altkirch AB (Michaelismarkt), 26, Martirch (Rilbe 3 Tag), 28, Martirch (Rilbe 3 Tag).

**Oktober.** 4, Neubreisach Jahrm, 5, Mülhausen B, Pfirt AB, 6, Martirch B, 13, Dammerkirch B, 14, Fellerlingen B, 17, Masminster B, 21, Altkirch AB, 28, Habsheim AB (Jahrmarkt).

**November.** 2, Mülhausen B, Pfirt AB, 3, Martirch B, 6, Thann R, 8, Aspacherbrücke B, 9, Dammerkirch B, 10, Sulz AB, 15, Habsheim B, Serenz AB, 22, Neubreisach Jahrm, 23, Rusef AB, 25, Altkirch AB (St. Katharinenmarkt), Enßheim R (Katharinenmarkt).

**Dezember.** 1, Martirch B, 6, Rusef AB, 7, Mülhausen B, Pfirt AB, 9, Gebweiler ASchw,

(Andreasmarkt), 13, Bloßheim AB Mänker Jahrm, 14, Dammerkirch B, 22, Sulz AB, 23, Altkirch AB, Colmar (2) Christmarkt.

**Unter-Elsass.**

**Januar.** 20, Schirmeck (2) Jahrm.

**Februar.** 2, Hagenau (3) AB, 9, Pfaffenhofen (2) R, 15, Benfeld Jahrm.

**März.** 1, Lenbach R, Selz R, 2, Buchweiler R, Schlettstadt Jahrm, Wörth R, 3, Hochfelden B, 5, Sufflenheim AB, Sulz u. W. B, 10, Marfolsheim B, 11, Weisenburg R, 19, Rößwoog R, 22, Rheinau Jahrm, 23, Rosheim Jahrm, 24, Sulz u. W. R, 27, Erstein Jahrm.

**April.** 5, Wassenheim (2) Jahrm, 6, Ingweiler R, Schirmeck (2) Jahrm, 7, Weiler Jahrm, 8, Lauterburg (2) R, 11, Marfolsheim Messe, 18, Marfolsheim Nachmesse, 19, Diemerigen R, 23, Reutenbach Schf, 26, Saarunion R, 27, Hatten R, Molsheim Jahrm, 28, Reichshofen (2) R.

**Mai.** 1, Barr R, Rusef AB, 2, Gungweiler R, Ziegenm. A, Reuweiler R, 6, Hagenau (3) AB, 10, Habsheim R, 11, Pfaffenhofen (2) R, 16, Benfeld Jahrm, 17, Strahburg (2) Jahrm, 18, Oberbronn (2) R, 26, Weiler Jahrm.

**Juni.** 1, Lauterburg (2) R, Schirmeck (2) Jahrm, Schlettstadt Jahrm, Wörth R, 2, Hochfelden B, 7, Erstein Jahrm, Hochfelden Jahrm, 8, Sieweiler R, 8, Gerbighheim R, Rosheim Jahrm, 9, Marfolsheim B, 10, Weisenburg R, 15, Buchweiler R, 16, Sulz u. W. R, 28, Brumath R, 29, Diemerigen R.

**Juli.** 13, Pfaffenhofen (2) R, 20, Niederbronn (2) R.

**August.** 3, Dettweiler (2) Messe, 9, Sufflenheim AB, 10, Niederbronn R, 11, Weiler Jahrm, 16, Benfeld Jahrm, Bichweiler (3) R, 17, Wörth R, 24, Ingweiler R, 25, Rusef AB, 29, Brumath (2) R, 30, Selz R, Wassenheim (2) Messe, 31, Schlettstadt Jahrm.

**September.** 1, Hochfelden B, 5, Rusef AB, 10, Dammerkirch B, 16, Buchweiler R, 19, Altkirch B, 9, Zabern (5) R, 15, Sulz u. W. R, 16, Weisenburg R, 27, Drusenheim (2) R, Hochfelden (2) R, 28, Mühlg (2) ASchw.

**Oktober.** 4, Habsheim R, 5, Hagenau (3) AB, 11, Hatten R, Rheinau B, Sufflenheim AB, 12, Reichshofen (2) R, 18, Drulingen R, Erstein Jahrm, 19, Bichweiler (2) R, Lauterburg (2) R, Niederbronn (2) R, 25, Weinheim R, 26, Diemerigen R, Reuweiler R, 27, Weiler Jahrm.

**November.** 2, Pfaffenhofen (2) R, Schirmeck (2) Jahrm, Weiskirchen (2) Messe, 3, Gerbighheim R, 6, Barr R, 8, Benfeld Jahrm, Sieweiler R, 15, Rusef AB, 16, Hagenau (3) AB, Ingweiler R, Oberbronn (2) R, 29, Saarunion R, 30, Rößwoog R, Schlettstadt B.

**Dezember.** 1, Hochfelden B, Sulz u. W. R, Weiler Jahrm, 6, Rheinau Jahrm, Schlettstadt Erstein Jahrm, Marfolsheim B, 13, Erstein Jahrm, 14, Buchweiler R, Wörth R, 16, Strahburg (16) Christkindel, Weisenburg R, 19, Diemerigen R, 20, Sufflenheim AB, 21, Reichshofen (2) R.

A. Deutsches Reich.

540,728 qkm, 49,428,470 Einwohner.

Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen, geb. den 27. Jan. 1859, succ. 15. Juni 1888; vermählt am 27. Febr. 1881 mit Augusta Viktoria, Prinzessin von Schleswig-Holstein, geb. den 22. Okt. 1858. Kronprinz Wilhelm, geb. den 6. Mai 1882.

B. Des großherzoglichen Hauses Baden.

Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen u. c., geboren zu Karlsruhe am 9. September 1826, folgte seinem Vater als „Regent“ an Stelle seines Bruders des Großherzogs Ludwig II. (geb. am 15. August 1824, gest. am 22. Jan. 1856) am 24. April 1852 und nimmt den Titel „Großherzog von Baden“ am 5. September 1856 an; General-Inspekteur der V. Armee-Inspektion (Baden und Elsass-Lothringen), General-Oberst der Kavallerie, Chef des 1. Badischen Leib-Grenadier-Reg. Nr. 109, des 1. Bad. Leib-Dragoner-Regiments Nr. 20 und des 1. Badischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 14, Chef des preuß. Rheinischen Pflanz-Regiments Nr. 7, des k. Inf.-Reg. Nr. 136 und des 1. Österreich. Infanterie-Regiments Nr. 50, Rgl. schwed. General, R. d. Schw. Adler-O., des span. O. v. O. v. O., vermählt am 20. September 1856 mit Ihrer Königlich Hohheit der Prinzessin Louise Marie Elisabeth, geboren den 3. Dezember 1838, Tochter Seiner Majestät des deutschen Kaisers, Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Kinder:

Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold August, Erbgroßherzog, Margraf von Baden und Herzog von Zähringen (Rgl. Gohheit), geb. zu Karlsruhe den 9. Juli 1857, Generalleutnant und Kommandeur der 29. Armeedivision zu Freiburg; Chef des 5. Bad. Inf.-Regts. Nr. 113 u. c. à la suite des 1. Bad. Leib-Grenadier-Regiments Nr. 109, des 1. preußischen Garde-Regiments zu Fuß, des 1. preuß. Garde-Nan-Regiments; Ritter des Schw. Ad., vermählt in Hohenburg (Oberbaden) am 25. Sept. 1885 mit Hilda, Charlotte, Wilhelmine herzoglich Prinz. von Nassau und Luxemburg, geb. 5. Nov. 1864 zu Biederich.

Sophie Maria Viktoria, großherzoglich Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren zu Karlsruhe den 7. August 1862, vermählt am 20. Sept. 1881 mit dem Kronprinzen Gustav Adolf von Schweden, Herzog von Wermland, geb. zu Schloss Drottningholm 16. Juni 1858.

Geschwister:

- 1) Alexandrine Louise Amalie Friederike Elisabeth Sophie, großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 6. Dezember 1820, vermählt den 3. Mai 1842 mit Seiner Hohheit dem regierenden Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha.
2) Ludwig Wilhelm August, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, Herzog von Zähringen, geboren 18. Dezember 1829, Rgl. preussischer General der Infanterie, à la suite des 1. G.-Feld-Art.-Reg., Chef des 4. Bad. Infanterie-Reg. Nr. 112, Ritter d. Schw. Adlerordens, vermählt zu St. Petersburg am 11. Febr. 1863 mit Ihrer Kaiserlichen Hohheit der Prinzessin Marie Maximilianowna Prinz. Romanowitsch geb. 16/4. Okt. 1841; Kinder: 1) Marie, geboren zu Baden am 26. Juli 1865, vermählt am 2. Juli 1889 zu Karlsruhe mit Friedrich, Erbprinzen v. Anhalt, geb. am 19. August 1856. 2) Maximilian, geboren zu Baden am 10. Juli 1867 Dr. utr. jur., Gef.-Dienst. im Garde-Ähr.-Regiment
3) Karl Friedrich Gustav Wilhelm Maximilian, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, Herzog von Zähringen, geboren den 9. März 1832, Rgl. preussischer General der Kavallerie, Chef des 3. Badischen Dragoner-Regiments „Prinz Karl“ Nr. 23, morgengattlich vermählt zu Bauschlott am 17. Mai 1871 mit Rosalie Louise Gräfin v. Rhena, geb. Frein v. Wenzl. Sohn: Friedrich, Graf von Rhena, geb. am 29. Jan. 1877
4) Marie Amalie, großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 20. November 1834, vermählt am 11. Sept. 1858 mit Seiner Durchlaucht dem Fürsten Ernst von Reiningen.
5) Käthe Aug., später Olga Feodorowna, großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 20. September 1839, verm. 28. August 1857 mit Großfürst Michael Nikolajewitsch von Rußland, Bruder des verstorbenen Kaisers von Rußland (griech. Konfession), gest. 13. April 1891 zu Charlott.

Vaters Geschwister:

- 1) Wilhelm, geb. 8. April 1792, gest. 11. Oktober 1859. Töchter: 1) Sophie, geb. 7. August 1834, vermählt 9. November 1858 mit Fürsten Waldemar zur Lippe; 2) Elisabeth, geb. 18. Dezember 1835, gestorben 15. Mai 1891; 3) Leopoldine, geb. 22. Februar 1837, vermählt 24. Sept. 1862 mit Fürst Hermann von Hohenlohe-Kangenberg.
2) Großherzog Karl, (ältester Bruder des Großherzogs Leopold aus der ersten Ehe des Großherzogs Karl Friedrich), gest. 8. Dezember 1818, vermählt mit Stephanie, gest. 29. Jan. 1860; dessen Tochter: Josephine, geb. 21. Oktober 1818 (kathol. Konf.), vermählt am 21. Okt. 1834 mit Karl Anton, Fürsten von Hohenollern-Sigmaringen, Wittwe seit 2. Juni 1885.

C. Der übrigen deutschen und außerdeutschen Staaten.

Wahlst.: 2294 qkm 271,963 Einwohner. Herzog Friedrich, geboren 29. April 1831; seit 22. Mai 1871.
Baden: 15,263 qkm; (mit Bodensee-Anteil) 1,657,867 Einwohner
Bayern: 75,965 qkm, 5,594,982 Einwohner König Otto Wilhelm I. geb. 27. April 1848. Weil bairnerbündner, ist des Königs Friedrichs Bruder Prinzregent Luitpold von Bayern seit 13. Juni 1886.

Belgien: 29,457 qkm, 6,262,272 Einwohner. König Leopold II., geboren 9. April 1835, seit 1865.

Braunschweig: 3690 qkm, 403,773 Einwohner. Regent Prinz Albrecht von Preußen seit 24. Oktober 1885.

Bremen: 256 qkm, 180,448 Einwohner. Dr. A. Ordnung Präsident.

Bulgarien: 63,160 qkm, 2,193,434 Einw. Fürst Ferdinand I., Prinz v. Koburg-Goharz, seit 13. Aug. 1887, geb. zu Wien 26. Febr. 1861.

Dänemark: 232,856 qkm, 2,172,380 Einwohner. König Christian IX., geboren 8. April 1818; seit 15. November 1863.

Elsass-Lothringen: 14,509 qkm, 1,603,506 Einwohner.

Frankreich: 528,376,12 qkm, 38,343,192 Einwohner. Präsident Felix Faure, geb. 30. Januar 1841, seit 17. Januar 1895.

Großbritannien: 314,628 qkm, 38,926,901 Einwohner. Königin Victoria, geboren 24. Mai 1819, seit 28. Juni 1838.

Preussen: 65,119 qkm, 2,187,208 Einwohner. König Georg aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Sonderburg, geboren 24. Dezember 1845, seit 5. Juni 1863.

Sachsen: 414 qkm, 622,530 Einw. Dr. Wönteberg, Präsident.

Sachsen: 7682 qkm, 992,888 Einw. Großherzog Ernst Ludwig, geb. 25. November 1868, seit 13. März 1892.

Italien: 286,589 qkm, 30,347,291 Einw. König Humbert, geb. 14. März 1844, seit 9. Januar 1878.

Österreich: 159 qkm, 9434 Einw. Fürst Johann II., geb. 5. Oktober 1840, seit 12. November 1858.

Württemberg: 1215 qkm, 128,495 Einw. Fürst Alexander seit 14. April 1895, unter Regenschaft von Fr. Adolf von Schaumburg-Lippe.

Sachsen: 299 qkm, 76,485 Einw. Dr. Antoniaup Bürgermeister.

Sachsen: 2587 qkm, 211,088 Einw. Großherzog Adolf, Herzog von Nassau, geb. 24. Juli 1817, seit 23. Nov. 1890.

Sachsen: 13,162 qkm, 573,342 Einwohner. Großherzog Friedrich Franz, geb. 19. März 1851; seit 1883.

Sachsen: 2929 qkm, 97,978 Einw. Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819, seit 1860.

Monaco: 21,6 qkm, 13,304 Einw. Albert, geb. 13. Nov. 1848.

Roumengo: 9080 qkm, 200,000 Einw. Nikolaus I., geb. 7. Okt. 1841.

Niederlande: 4,732,911 qkm, 4,621,744 Einw. Wilhelmine, geb. 31 Aug. 1880, unter der Regenschaft ihrer Mutter, der Königin Emma, seit 28. Nov. 1890.

Roumengo: 625,557 qkm, 41,384,638 Einw. Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830, regiert seit 2. Dezember 1848.

Sachsen: 6423 qkm, 354,968 Einw. Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827, seit 1853.

Päpstlicher Stuhl: Leo XIII. vorher Joachim Pecci, geb. 2. März 1810, Papst seit 20. Februar 1878.

Portugal: 92,575 qkm, 5,082,257 Einwohner. Don Carlos I., geb. 28. Sept. 1863, seit 1889.

Preussen: 348,355 qkm, 29,957,367 Einw. König Wilhelm II., geb. 27. Jan. 1859, seit 15. Juni 1888.

Roumengo: 816 qkm, 62,754 Einwohner. Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, seit 1859.

Roumengo: 826 qkm, 119,811 Einwohner. Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, seit 1867.

Roumengo: 131,020 qkm, 5,088,342 Einw. König Karl I., geb. 20. April 1839, König seit 1881.

Roumengo: 19,709,294 qkm, 126,347,000 Einw. Kaiser Nikolaus Alexandrowitsch, geboren den 6. Mai 1868, regiert seit 1. November 1894.

Sachsen: 14,928 qkm, 3,502,684 Einw. König Albert, geb. 28. April 1828, seit 1873.

Sachsen: 1324 qkm, 170,864 Einw. Herzog Ernst, geb. 16. September 1828, seit 1853.

Sachsen: 1968 qkm, 206,513 Einwohner. Herzog Alfred Ernst Albert, geb. 6. August 1844, seit 23. August 1893.

Sachsen: 2468 qkm, 223,832 Einw. Herzog Georg II., geb. 2. April 1826, seit 1866.

Sachsen: 3595 qkm, 328,091 Einw. Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, seit 1853.

Sau Marino: Republik mit 59 qkm, 8200 Einw. Wird von einem durch das Volk gewählten Rath, Zwölfern, regiert.

Schaumburg-Lippe: 340 qkm, 39,163 Einw. Fürst Georg, geb. 10. Okt. 1846, seit 8. Mai 1893.

Schweden und Norwegen: 773,168 qkm, 6,813,184 Einw. König Oskar II., geb. 21. Januar 1829, seit 1872.

Schwaben: 940 qkm, 85,863 Einw. Fürst Günther, geb. 21. August 1852, seit 19. Jan. 1890.

Schwaben: 882 qkm, 75,510 Einwohner. Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830 seit 1880.

Schwaben: 41,346 qkm, 2,917,754 Einw. Dr. Jos. Zemp.

Serbien: 48,590 qkm, 2,250,712 Einw. König Alexander, I., geb. 14. August 1876, volljährig erklärt am 13. April 1893.

Spanien: 604,552 qkm, 17,565,632 Einwohner. König Alfons XIII., geb. 17. Mai 1886; Regentin Königin Maria seit 25. November 1885.

Türkei: 4,129,200 qkm, 33,525,000 Einw. Sultan Abdul Hamid, geb. 16. Schaban 1258 (22. Sept. 1842), seit 1876.

Walden: 1121 qkm, 57,283 Einw. Fürst Friedrich, geb. 20. Januar 1865, seit 14. Mai 1893.

Württemberg: 19,504 qkm., 2,036,522 Einwohner. König Wilhelm II., geboren 25. Febr. 1848, seit 6. Oktober 1891.



## Glück zum neuen Jahre!

Am 10. Mai 1896 hat unser deutsches Volk das 25 jährige Jubelfest des Frankfurter Friedens vom Jahr 1871 gefeiert und damit die vielen vorausgegangenen Sieges-, Erinnerungs- und Todenseiern beendet, welche sich an die Geschichte des großen Krieges von 1870 und 1871 knüpfen. Aengstliche Gemüther sahen diesen Erinnerungs- und Siegesfeiern zuweilen sorglich entgegen, weil sie fürchteten, dieselben möchten den zwischen allen europäischen Nationen seit 25 Jahren bestehenden Frieden durch Kränkung oder Herausforderung unseres damaligen Feindes, oder durch Selbstüberhebung und Siegesprahlereien gefährden und die Franzosen mit ihren neuesten Alliierten, den Russen, zu neuer Verbitterung reizen. Zwar haben ja die Franzosen in den 25 Jahren des Friedens in ihren Zeitungen und politischen Versammlungen nie aufgehört, von der nothwendigen „Kewangische“ zu reden und ihre Augen „auf die Vogesen“ zu richten, hinter denen sie stets die kriegs- und raublustigen Deutschen lauern zu sehen vermeinten. Aber wie Kaiser Wilhelm I. bei der Uebernahme der deutschen Kaiserkrone verkündete, daß das neue Kaiserhaus allerdings jederzeit ein „Mehreres des Reiches“ sein sollte, aber nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit“ so hat sich dieses Wort nun auch schon 25 Jahre als volle Wahrheit bewährt und unser jugendfrischer und thatkräftiger Kaiser Wilhelm II. hat jederzeit durch That und Wort und so auch wieder in den Jubiläumsreden stets den gleichen Sinn bewährt. Er will, daß seine

von ihm mit Liebe und persönlicher Selbsthingabe eifrigst gepflegte deutsche Kriegsmacht zu Wasser und zu Land vor Allem zur Erhaltung des Friedens diene, und ebendeshalb stark und kriegstüchtig genug sei, um ihr Gewicht überall im Interesse des Völkerfriedens in die Waagschale legen zu können, wo es noth thut. Daneben hat sich aber bei diesen Festen in erfreulichster Weise gezeigt, daß die militärische Erziehung ein Volk fähiger macht, Siegesfeste ohne stolze Ueberhebung, leichtfertigen Uebermuth, wüste Unmäßigkeit und Spektakelmacherei zu feiern und dankbar zu sein für die durch treue Pflichterfüllung errungenen und treu zu bewahrenden nationalen Güter und Ehren. Denn es ist doch auch ein erhebendes Ding, zu wissen und zu erfahren, wie viel der Deutsche seit 1870 gelernt hat und wie viel mehr er in der Welt gilt, als in früheren Zeiten. So haben denn schließlich der gemessene Ernst und die so oft ausgesprochene und in so manchen Berwickelungen der Politik treu bewährten Friedensbestrebungen unseres Kaisers wie der von aller Ruhmsucht und Kriegsprahlerei freie und versöhnliche Geist unseres Volkes schließlich doch auch sogar auf die Franzosen, die wir nicht einmal mehr als unseren „Erbfeind“ zu benennen pflegen, seinen Einfluß geübt und es kann heute nicht mehr als etwas ganz Unmögliches gelten, daß sich nach und nach die beiden Nachbarnationen, die so viel von einander lernen und mit einander das Größte in der Welt leisten könnten, wenigstens wieder an einen freundlicheren Austausch und Verkehr gewöhnen könnten.

Was uns Deutsche groß und stark gemacht hat, ist nicht nur der „deutsche Schulmeister,“ sondern auch das, ohne was kein Lehrer und Erzieher etwas ausrichten kann: Der bescheidene Verneiner und Bildungstrieb der deutschen Nation. Daß sie bereit ist, von Allen zu lernen und nicht mit dünkelfhaftem Hochmuth das Ihre ohne Weiteres für das Beste zu halten, hat es uns möglich gemacht, die Weltstellung zu erobern, deren wir uns heute erfreuen. Das französische Volk aber, das vor 200 Jahren unter Ludwig dem 14. und vor 100 Jahren wieder unter Napoleon dem Großen die Welt durch seine geistige Bildung und seine militärische Tüchtigkeit beherrschte, blieb trotz seiner Niederlagen in Jahre 1812 bis 1815 auf den früheren Kriegsrühm seiner Väter und

seiner feststehenden Stellung als „erste Nation der Welt,“ so stolz und eingebildet, daß es im Jahr 1870 den Krieg leichtfertig wollte und hervorrief, der seiner militärischen Weltstellung eine unerhörte neue Niederlage bereitete. Trotzdem und gerade deshalb begehren seine Maulhelden und Zeitungsschreiber ihre „Kewangsche“, nach der es natürlich den französischen Bauern und Bürgerjohn eben so wenig gelüftet, wie unsere Soldaten nach einem Eroberungskrieg. Aber es liest sich gar schön, wenn so ein Zeitungsschreiber der ganzen Welt den Krieg ankündet und zum Kriege ruft, zu dem er dann daheim hinter dem warmen Ofen, wo keine Kugeln stiegen, brillante Artikel schreiben will.

Solche eitle Zeitungsschreiber, Kammer- und Volksversammlungs-Schwäger sind in unserer Zeit einem Volke noch gefährlicher, als die erbärmlichen Schmeichler und Wohlbiener einem Fürsten sind und wir sollten immer nur auf diejenigen hören, von denen wir Grund haben zu glauben, daß sie es ehrlich mit ihrem Volke meinen und nicht nur nach Ruhm und Ehre und Geld für ihre eigene Person ausschauen.

Wir wollen also so wenig wie unser energischer Kaiser kriegslustig oder übermüthig werden, denn Hochmuth schlägt seinen eigenen Herrn und wollen nicht meinen, wir müßten uns jetzt als die „Herren der Welt“ und die „große Nation“ wichtig machen, wie es die Franzosen zu ihrem Schaden gethan haben und die Engländer ihnen heute so reichlich nach-thun. Wir haben 25 schöne, glückliche Friedensjahre hinter uns, möchten nur die nächsten 25 nicht minder freundlich werden.

Dazu soll und kann aber auch ein Jeder von uns das Seine beitragen. Wir wollen alle das Unsere thun, den Frieden wenigstens unter uns zu erhalten in Haus und Dorf, in Stadt und Land, in Kirche und Staat; jedem werde sein Recht, jeder sei ein Menschenbruder, dem wir Liebe und Gerechtigkeit schulden und in den politischen Meinungen wie in den religiösen Glaubensstreitigkeiten unserer Zeit gelte uns stets das Wort unseres alten „Hausfreundes,“ unseres Joh. Peter Hebel, der in seinen Katechismus schrieb: „Ich richte nicht, ich verdamme nicht. Ich hasse und verfolge nicht. Ich spotte nicht über das, was anderen heilig ist. Ich entziehe mich keiner menschlichen Pflicht, die ich ihnen schuldig bin.“

Manchmal will es freilich dem Hausfreund so vorkommen, als ob die Großmäuligkeit, die Anmaßung, die Uebertreibung und der Größenwahn, den wir Deutsche den Franzosen oft genug vorgeworfen haben, auch in unserem Volke da und dort etwas üppig empor-schieße. Der durch

Sprachverdrehung wigig sein sollende Vers: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch kommt man weiter ohne ihr“ ist leider bei vielen zur ernststen Lebensregel geworden. Gerade solche, die selbst am wenigsten leisten, führen dafür oft das große Wort und sprechen über alles in einer Weise ab, daß einem Hören und Sehen vergehen möchte; viele spielen die Reichen und Großartigen, während sie im Stillen voller Schulden hängen und von den kleinlichsten Interessen regiert werden; viele, die keine Gänseherde hüten könnten, korrigiren den Fürsten und Ministern ihre Vorlagen und Künstler, die nur Werke zu Stande bringen, die keinem einzigen Menschen gefallen können, wollen uns gar beweisen, es sei ein altmodisches Vorurtheil, daß ein Bild schön, ein Musikstück wohlklingend sein müsse: nein, die Kunst müsse nur wahr sein, und da die Welt selbst nicht schön sei (und für die tagenjammerreichen Künstler ist sie es freilich selten) so dürften es auch die Werke der Kunst nicht sein, sondern es sollten alle Mißflänge des wirklichen Lebens auch in ihr ihren vollen Ausdruck finden! Aber breit macht sich ihre Kunst. Unsere Väter, wenn sie an Musik Freude hatten, sangen Lieder, spielten Klavier oder bliesen die Flöten; unsere „Jungen“ aber blasen dafür die Trompete oder das Fagot, bearbeiten den Flügel bei offenem Fenster mit grimmiger Wucht in grimmen Tönen und ihr Gesang muß mit der Gewalt eines Heerrufers ertönen; das kleinste Bild unserer „Jungen“ unter den Malern muß mindestens die Größe einer Stubenthüre haben, weil man in der Nähe gar nicht, in einer Ferne von 10—40 Metern aber einigermaßen errathen kann, was es vorstellen soll. Unflätige Grobheiten, freche Lügen, riesengroße Uebertreibungen ersetzen in den Vorträgen unserer Volksredner den Geist und den Humor, die gerechte Wahrhaftigkeit und den Ernst einer sachlichen Behandlung; das Alles geht aber auch wieder vorüber. Ehedem war Bescheidenheit gar hoch geehrt, aber sie wurde dann eben auch zur Heuchelei übertrieben, unwahr und eckelhaft; die Prahlerei unserer Tage ist aber oft auch nur eine dumme Gigerleskrankheit, und wird zuletzt als dumme Prahlhanjerei verachtet und in Abgang dekretirt werden. Der Hausfreund läßt sich von ihr schon gar nicht „imponiren“ und darum kann er über sie lachen, anstatt sich darüber zu ärgern.

Wenn der Hausfreund aber diesesmal seinem lieben Leser den Neujahrsgruß in sein Haus bringt, so haben sie beide nicht nur die Erinnerung an die großen Krieg-, Sieg- und Friedensfeste hinter sich, sondern auch den 70. Geburtstag unseres Landesherrn. Ueber den

ist nun der Hausfreund aber in einiger Verlegenheit, denn wie diese Feier verlaufen ist, kann er seinen Lesern noch nicht berichten, weil seine Neujahrsbetrachtung am 9. Sept. schon längst gedruckt sein muß, damit diese den Kalender zur rechten Zeit erhalten. Aber von dem so Gott will bedeutsamen und für jeden Badner freudigen Tage muß er doch mit dir reden — er kann das nicht anders. Denn wer in unserem Lande wird an diesem Tage nicht des alten Bibelwortes, das von Mose sein soll, gedenken: „Des Menschen Leben währt 70 Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's 80 Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen“? Ein rechter Hoffschmeichler pflegt zwar hohen Personen gegenüber nicht vom Alter zu reden, sondern nur von ihrer „ewigen Jugend.“ Aber wer 70 Jahre auf dem Rücken hat, weiß wohl, was er von solchen Redensarten zu denken hat und die hinter dem Karlsruher Schloß gebaute und nun auch fertig gewordene Mausoleums- oder Begräbniskirche zeigt einem Jeden, daß der Gedanke an die letzte Stunde unserem frommen Fürstenpaare nichts erschreckliches mehr ist. Ach es sind ihnen ja schon so viele der Ihren diesen Weg vorangegangen, mit denen ihr Herz und Geist noch immer in Liebe und Treue verbunden ist, daß ihre Gedanken gar oft bei diesen weilen. Wir aber erhoffen und erbitten von Gott, daß er uns das edle Fürstenpaar noch lang erhalten wolle: denn unsagbar viel Gutes und Liebes hat ihm unser badisches Land seit 44 Jahren zu verdanken und nur dem Großvater unseres Landesherrn, dem ersten „Großherzog von Baden“ Karl Friedrich, war es verliehen zum Segen des Landes, noch länger, nämlich 65 Jahre zu regieren. Mit reichen Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet, voll Gerechtigkeitsinn und Menschenliebe, wurde unser Friedrich im vollen Sinn ein wahrer Vater seines Badenervolkes. Und was Karl Friedrich, als ihm zur lutherischen Markgrafschaft auch das katholische Baden-Baden und Rastatt im Jahre 1771 zufiel, schrieb, ist auch in unserem Großherzog Friedrich aufs Neue wahr geworden: „Es wolle nur die göttliche Gnade mir die nöthige Stärke und Klugheit geben, um meine alten und neuen Unterthanen so glücklich zu machen, als ich es wünsche, so würde ich es denn auch sein, vornehmlich aber, daß ich unter den verschiedenen Religionen den Geist der Eintracht und brüderlichen Verträglichkeit möge herrschen sehen. Ich werde nichts versäumen, um ihnen denselben einzulösen und ihnen mit meinem Beispiel vorzugehen und ich schmeichle mir, daß schon jetzt die Katholiken eben so viel Zutrauen

in mich setzen, als die Protestanten. Gewiß ist es wenigstens, daß ich sie als meine geliebten Kinder betrachte und nichts so sehr verlange, als daß ich ihnen Beweise dafür geben könne.“

In diesem Sinn hat auch unser Großherzog Friedrich allzeit regiert und dabei dem staatlichen und bürgerlichen Leben volle Freiheit der Wissenschaft und Kunst, wie der Kirche und Schule reiche Förderung verschafft und sich mit rastloser Bereitwilligkeit aller Fragen der Zeit ernstlich angenommen, welche in dem letzten halben Jahrhundert das deutsche Volk bewegten. Mit weiser Mäßigung hat er nach den Stürmen der Jahre 1848 und 49 den naturgemäßen politischen Rückschlag für Baden von verderblichem Uebermaß abgehalten, in den sechziger Jahren in Staat und Kirche einem besonnenen Fortschritt willigen Raum gegeben, im Jahr 1866 in schweren Tagen die Stellung eines deutschen Bundesfürsten und eines nationalen Patrioten mit schwerem Herzen pflichtgetreu in der Weise durchgeführt wie es sein Ahne in den Zeiten der französischen Revolution gethan hatte. Und was er zuletzt zur Gründung und Förderung des neuen deutschen Reiches gethan hat, weiß ein Jeder. Ja in ganz Deutschland gilt unser Großherzog als ein Mann des besonnenen politischen und kirchlichen Fortschrittes und darf erleben, daß heute nachträglich noch da und dort, selbst in Preußen, Dinge zur Durchführung kommen, die in unserem Badenerland zuerst zur Wirklichkeit und uns schon lange zur Wohlthat geworden sind. Daß man es freilich bei einer so thatenreichen Regierung nie Allen recht machen und nicht alle Wünsche und Forderungen befriedigen kann, liegt auf der Hand und je fanatischer und herrschsüchtiger die einzelnen Parteien in einem Lande werden, und um so dreister und unbescheidener allerlei Leute darein reden, die Land und Volk nicht kennen, um so schwerer wird es, über ein Volk mit Weisheit und mit Beifall zu regieren. Aber wenn auch manche politische Schritte da oder dort nicht allseitige Billigung finden: an dem treuen Herzen, der inneren Unparteilichkeit, dem Gerechtigkeitsinn unseres Großherzogs, an seinem frommen Streben, gegen Keinen ungerecht zu sein, zweifelt Niemand und so steht er hoch über allem Parteigezänk als ein wahrhaft und treugeliebter rechter Landesvater, vor dem ein jeder unserer Leser samt dem Hausfreund mit Herzensfreudigkeit den Hut abzieht und dem wir alle von Herzen noch ein langes Leben, Gesundheit und alles wünschen, was er sich selber wünschen mag!

## Die Brüder.

Erzählung von M. Barak.

An einem der letzten November-Nachmittage des Jahres 1648 stiegen den Weg oder vielmehr den schlechtgehaltenen, mit arphen Steinen und Felsstücken bedekten Pfad, der von Untermünsterthal steil ansteigend zur Höhe des Belchen führt, zwei junge Männer empor, ihrem Anzug nach unverkennbar gewesene Kriegsknechte in einem der kaiserlichen Heere, die jetzt heimwärts wanderten, denn am 24. Oktober war durch den sogenannten „Westphälischen Frieden“ der entsehlige, volle dreißig Jahre andauernde Krieg beendet worden und wer von den Söldlingen noch eine Heimath und Eltern oder Verwandte daselbst hatte, zog dahin, um wieder „ein Mensch zu sein unter Menschen.“

Solches war freilich nur den wenigsten der wilden Kriegsknechte beschieden. Während des langen Krieges, der ganz Deutschland im Norden und Süden, Osten und Westen zum Schauplatz hatte, war unser unglückliches Vaterland ja in unsagbarer Weise verwüstet, die Städte und Dörfer verbrannt oder zerstört und ihre Bewohner durch Mord, Seuchen und Hunger hinweggerafft worden, so daß ganze Länderstrecken ausgestorben und auf viele Meilen weit keine menschliche Seele zu sehen war. Es waren jammervolle Zustände, die ein Chronist der damaligen Zeit, treffend mit folgenden Worten schildert:

„Wie jämmerlich stehen die Städte! Da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß kaum mehr die Mauern zu sehen sind. Und, ach Gott, wie jämmerlich stehen es auf den Dörfern! Man wandert bei zehnen Meilen und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Stück Vieh, kaum einen Sperling. O Jammer! O Elend! Teutschland liegt im Kothe, Schmach, Armuth und Herzeleid bis über die Ohren: es stehen unter dem Bann und Fluch Gottes wegen aller begangenen Greuel, Morden, Sengen und Brennen, Rauben und Weiberschänden. O Gott, o Gott, was soll aus meinem Vaterlande noch werden!“

Auch das gesegnete Thal des Oberrheins, durch welches unsere beiden Wanderer gekommen waren, lag einer Wüste gleich: die Franzosen unter Turenne und dem großen Condé waren ja in den letzten Kriegsjahren hier gewesen und hatten vernichtend und verheerend in dem herrlichen Breisgau gehaust. Je weiter die Weiden aber in die Schwarzwaldberge hineinkamen und je höher sie stiegen, desto geringer wurden die Spuren des verfloffenen Krieges: was hätten auch die wilden Kriegsknechte hier, wo nur wenige Gehöfte und unter diesen zumeist nur armselige, mit halbverfaultem Stroh gedeckte Hütten sich befanden, suchen sollen? Es gab hier nichts zu rauben und — Spaziergänge in die woglosen Berge und speziell nach dem kahlen Gipfel des hohen Belchen, des bloßen Vergnügens halber, unternahmen die heutigeren Franzosen ebensowenig, wie die Kaiserlichen. Diesem Umstand war es zu danken, daß in den engen Seitenthälern und Schluchten auf der Höhe fast Alles verblieben war, wie es vor Ausbruch des Krieges gewesen: arm, aber unverfehrt von Brand, Mord und Seuchen.

Dahin, nach einem dieser hochgelegenen Höfe und zwar dem schönsten von allen, dem „Halbenhof“ — wie er wegen seiner Lage im Wiesengrunde unterhalb des „Hochfelsch“ genannten Belchenhorns hieß — strebten unsere beiden Wanderer, denn dieser Hof war die Heimath des Einen von ihnen. Bevor sie aber den letzten dahin führenden, sehr steilen Aufstieg unternahmen, sehten sie sich, obgleich es heftig zu schneien

begann, etwas oberhalb einer einsam gelegenen Sägmühle auf einen mächtigen, am Wege liegenden Felsblock, um ein wenig zu „verschauen“: sie waren beide während der Zeit ihrer Kriegsdienstjahre des Bergsteigens ungewohnt geworden.

Wir haben Zeit, uns inzwischen die beiden jungen Männer etwas näher zu betrachten.

Sie schienen nahezu gleichalterig, fünf- und sechs- und zwanzig Jahre alt zu sein: Beide waren groß, schlant, blond und von so ähnlicher Gesichtsbildung, daß man unwillkürlich auf die Vermuthung kam, sie seien Brüder oder doch wenigstens Mutterverwandte. Dies war nun auch thatsächlich der Fall, sie waren Söhne desselben Vaters, wenngleich nicht beide von derselben Mutter geboren. Der etwas ältere, größere und auch kräftiger gewachsene stammte aus Schönau im Wiesenthal und war der Sohn einer armen Bauern- tochter, der einst der Haldenhofbauer die Ehe versprochen aber sein Wort gebrochen hatte, als er die Margreth, das einzige Kind seines Gutsnachbarn, des reichen „Waldbhofbauern am Bölleneck“ haben konnte. Der charakterlose Mann hatte damals keinen Augenblick geschwankt: er hatte die arme Martha Henzler verlassen und sich niemals mehr im Leben weber um sie, noch um deren Sohn Uehli (Ulrich) bekümmert. Bekterer, der die Rüge seines Vaters und — sagen wir dies gleich — mit ihnen auch dessen bestigen und jähzornigen Charakter geerbt hatte, wuchs nach dem Tode seiner Mutter, den diese, verzweifelt über ihres Geliebten Untreue, nach des Knaben Geburt in der Wiese gesucht und gefunden hatte, in größter Armuth auf Kosten der Gemeinde auf und es ist deßhalb gerade nicht zu verwundern, daß er einen tödtlichen Haß auf diesen Vater warf, der ihn im Elend verkommen ließ, und ebenso auf dessen Weib und den Sohn, der beiden ein Jahr nach ihrer Verheirathung geboren worden war. Er lebte nach Rache und eines Tages — Uehli war inzwischen fünfzehn Jahre alt geworden — brannte der Haldenhof sammt Scheunen und Stallungen nieder, so daß der Bauer selbst und die Seinigen nur mit Mühe dem Flammenmeere entkamen. Allgemein hatte man den tödtlichen Burschen im Verdacht, den Brand gestiftet zu haben; als man ihn aber fassen wollte, war er von der Weide, wo er die der Gemeinde gehörenden Ziegen, Schafe und Rinder zu beaufsichtigen hatte, auf und davon gegangen.

Man machte sich damals keine allzuschweren Gedanken darüber, was wohl aus ihm geworden sei; man freute sich nur, ihn losgeworden zu sein. Uehli selbst aber war, nachdem er an seinem Vater Rache genommen, flüchtig thalwärts gelaufen, hatte dort von einem der vielen das Reich durchstreichenden Werber Handgeld und Dienste bei den Reitern des berühmten Johann von Werth genommen, der zu jener Zeit gerade am Oberrhein Bernhard von Weimar bekämpfte. Unter Kommando des genannten Kriegshelden hatte der hübsche und gewandte Bursche alle die abenteuerlichen Züge und wechselvollen Kämpfe desselben mitgemacht und nichts davongetragen als einen narbenvollen Leib. Jetzt aber, nach Beendigung des Krieges, zog er nach elfjähriger Abwesenheit arm, wie er von dannen gegangen war, wieder heim, noch unbewußt, was er dort thun oder treiben sollte. Aber die Sehnsucht nach der Heimath, die jedem Menschen ins Herz gelegt ist, zog ihn mächtig nach den Schwarzwaldbergen und darum hatte er sich „auf gut Glück hin“ dahin aufgemacht. Da, beim Eingang ins Münsterthal, im Städtchen Staufen, hatte er einen gleichfalls heimziehenden Kriegs-

mann getroffen und, ohne zu ahnen, wer dieser sei, hatte er sich ihm angeschlossen, um die Wanderung weiterhin mit ihm fortzusetzen.

Dieser zweite heimkehrende Kriegsmann aber war kein anderer, als sein Bruder, des Haldenhofbauern einziger ehelicher Sohn Friedli, der durch eine Verkettung eigentümlicher Umstände gleichfalls veranlaßt worden war, die Heimath zu verlassen und Soldat zu werden.

Friedlis Vater war in Folge der Verbindung mit der Tochter des Waldhofbauern der Eigentümer des ganzen üppig grünenden Wiesengrundes und der angrenzenden prächtigen Waldungen im Thal der oberen

„Kleinen Wiese“ zwischen dem Belchen und dem Dorfe Neuenweg und dadurch der reichste Mann der ganzen Umgebung geworden. Aber dennoch beneidete ihn Niemand um sein Glück, denn seinem armen Weibe war nach Friedlis Geburt „die Milch zu Kopfe gestiegen“ und, dauerndem Blödsinn preisgegeben, sah sie ihm seither im Hause: er hatte ein Weib und dennoch keines. Sein Söhnlein aber wuchs lustig heran. Der Knabe hatte gleichfalls die Züge seines Vaters, aber den sanftmüthigen Charakter seiner Mutter als Erbe erhalten und man hätte daher annehmen sollen, daß er, dem seit den ersten Tagen seines Lebens die sorgende Zärtlichkeit der Mutter mangelte, dafür durch die verdoppelte Liebe des Vaters entschädigt worden wäre. Dem war aber keineswegs so. Der Bauer sah ihn, dessen Geburt der Mutter den Verstand gelöst hatte, als die alleinige Ursache seines Unglücks an und der arme Friedli erlebte daher nur wenig gute Tage im elterlichen Hause. Der Vater war ihm sichtlich abgeneigt, behandelte ihn hart und überließ ihn ganz der Pflege und Erziehung seiner Amme. Diese Vieblosigkeit steigerte sich noch mit den zunehmenden Jahren, besonders als Friedli den Mangel an Zuneigung seines Vaters zu begreifen begann und instinktiv Ersatz dafür suchte, zufällig in der benachbarten Röhler-Hütte eines Mannes, dem der reiche Hofbauer feindlich gesinnt war, weil jener einmal gewagt hatte, ihn öffentlich im „Abler“ zu Schönaue wegen seines Verhaltens gegen Martha Hengler zu tadeln. „Der Röhler-Marte“ selbst aber war ein rechtlich denkender Mann, der den Sohn nicht entgelten ließ, was der Vater verschuldet hatte: er und sein Weib, die Chünge (Kunigunde), nahmen den armen, nach Liebe schmachtenden Knaben freundlich bei sich auf und gaben ihm ihre kleine Tochter Meili (Marie) zur Spielgefährtin. So entspann sich zwischen den Kindern, trotz der Verschiedenheit ihres Alters — Meili war um fast vier Jahre jünger als Friedli — eine innige Freundschaft, die um so dauerhafter schien, als weit und breit ringsum keine anderen Kinder waren, welche als Störenfriede derselben hätten auftreten können. Aber der Störenfried kam doch: der Haldenhofbauer bekam durch Zufall eines Tages Kenntniß von den Besuchen, die sein Sohn täglich in der Röhlerhütte abtattete, und verbot diesem, unempfindlich und verständnißlos für seinen Jammer und seine Thränen, allen ferneren Umgang mit den Röhlerleuten und deren Tochter. Doch Friedli war bereits alt genug, um die Ungerechtigkeit dieses Gebots einzusehen und besaß auch hinreichend Eigenwillen, um sich gegen dasselbe aufzulehnen. Nach wie vor besuchte er die Röhlerhütte,

wenn auch nicht mehr offen wie seither, so doch heimlich und im Verborgenen. Aber gerade diese Heimlichkeit trug den Keim der Frucht in sich, die nothwendig nach Verlauf einiger weiterer Jahre daraus erwachsen mußte. Sie zeitigte in dem Herzen des achtzehn Jahre alt gewordenen Jünglings sowohl, als auch in dem des lieblich herangeblühten, nunmehr an der Schwelle der Jungfräulichkeit stehenden Mägdeleins die Liebe und mit ihr das süße Bewußtsein, daß sie nicht mehr von einander lassen könnten. Aber dennoch kam die Stunde, die sie trennen sollte, früher als sie wohl gedacht hatten. Durch einen Knecht, der Friedli übelwollte, erfuhr der



Und mit diesen Worten riß der Wüthende das Messer aus dem Gürtel.

jähzornige, häufig auch betrunkene Bauer von der Viebschaft, die sein Sohn mit der Röhlerstochter unterhielt. Wüthend griff er zur Peitsche und stürzte hinüber zu Martes Hütte, wo er das junge Paar Hand in Hand auf der vor dem Hause stehenden Bank sitzend antraf.

„Was soll das?“ schrie er vor Zorn bebend. „Xappi, elendiger, was thust du da?“

Und seiner nicht mächtig, erhob er die Peitsche zum Schläge. Aber noch bevor sie niederfallen konnte, war Friedli aufgesprungen und dem Wüthenden entgegen getreten. „Haltet i!“ rief er. „Weg mit em Geißelstod oder — bi Gott! — wenn Ihr schlägt, vergess' i, daß Ihr mi Metti (Vater) und i Euer Sohn bin!“

Doch der Alte hörte nicht; die Peitsche fauste durch die Luft und — getroffen schrie Meili auf; ein breiter Bluttreifen zog sich über die Wange und des Hals des Mägdeleins. Im nächsten Augenblick aber war die Peitsche der Faust des Bauern entrisen und dieser

selbst lag niedergeworfen vom Arm des kräftigen Dur-  
schen an der Erde.

Diese That wurde in ihren Folgen zu einem Wendepunkt in Friedlis Leben. Der Alte schwor, wenn ihm der Sohn nochmals über die Schwelle trete, werde er ihn todtschlagen wie einen Hund. Friedli selbst aber sah recht gut ein, daß nach diesem Vorfall seines Bleibens unter dem väterlichen Dache nicht länger mehr sein könne. Er nahm Abschied von den Köhlerleuten, tauschte mit dem weinenden Meili die letzten Liebeschwüre und ging, ein leichtes Bündel auf dem Rücken und einen geringen, von der Breni (Verorika), seiner guten Amme ihm zugesteckten Zehrpennig in der Tasche, hinweg, um sein Glück in der weiten Welt zu suchen. Bis zum „Vanged“, einer Stelle, von welcher aus das ganze Münstertal bis vor nach Stausen zu übersehen war, gab ihm Meili noch das Geleite. Hier aber hing sie ihm das einzige Schmuckstück, das sie besaß, einen silbernen Marienthaler an einem Ketlein, um den Hals, empfahl ihn dem Schutze Gottes und ging weinend wieder heim.

Seit jenem Tage waren nahezu sieben Jahre verstrichen, die Friedli im Heere des tapferen Generals Mercy verlebt hatte, denn auch er war den Werbem in die Hände gefallen und hatte Kriegsdienste genommen. Unter dieses heldenmüthigen Feldherrn Befehl hatte er mitgeholfen, die Franzosen erst bei Lutlingen und später bei Freiburg zu schlagen, hatte dann, nach Mercys Tode in der Schlacht bei Allersheim, die Fäße des Grafen Melander von Holzapfel nach Böhmen, Thüringen und Hessen mitgemacht und war in der Schlacht bei Zusmarshausen an der Donau an der Seite des Generals, welcher hier fiel, verwundet worden. Jetzt aber, kaum genesen, war er auf dem Heimwege begriffen, um sein Erbe zu übernehmen, denn laut einer ihm zugegangenen amtlichen Voischafft hatte sein Vater das Zeitliche gesegnet, indem er — wahrscheinlich im Kaufsch — durchs Garbenloch auf die Tenne stürzte und das Genick brach.

Dies Alles hatte Friedli in seiner vertrauensseligen Gutmüthigkeit während des Marsches seinem Begleiter erzählt, ohne zu bemerken, wie sich dessen Gesichtszüge dabei veränderten und mehr und mehr einen wilden, in seinem Innern tobenden Grimm widerspiegeln. Eben so wenig nahm er das hämische Lächeln wahr, das über das Antlitz desselben glitt, als er, jetzt auf dem Felsblock sitzend, seinen schweigsamen Gefährten aufforderte, nunmehr auch ihm über seine Person und sein Leben Auskunft zu geben.

„Mag's sy!“ erwiderte Uehli mit seltsam gepreßter Stimme. „Du sollsch wisse, wer und was i bin!“

Und er begann ihm zu erzählen, Alles was wir bereits wissen und ihm über seine Geburt bekannt war — ohne jedoch den Namen seines Vaters zu nennen. Er schilderte dessen an seiner Mutter begangene Schlechtigkeit und die ihm selbst seitens seines Vaters widerfahrene Vieblosigkeit vom Anbeginn seines Lebens an — berichtete, wie er mit Lumpen bedeckt gedarrt und häufig nicht einmal ein Stücklein Brot zur Stillung seines nagenden Hungers gehabt habe — ebenso, wie er oft des Obdachs entbehrend, Wettern und Winden preisgegeben, im Freien übernachteten mußte, auf der nackten Erde liegend, einen Stein als Pfahl benützend, um das Haupt darauf zu legen, und ohne jegliche andere Decke, um sich gegen die Kälte zu schützen, als die Himmelsdecke. Zähneknirschend sprach er endlich davon, wie alle diese ihm gewordene Unbill und Härte in seinem Herzen jegliches Gefühl von Liebe oder gar

Verehrung für diesen Vater erstickt und keinen andern Wunsch darin erzeugt habe, als den, sich zu rächen — an ihm, der ihn hilflos einem solchen Leben preisgegeben — an ihr, die den seiner Mutter allein gebührenden Platz eingenommen — und endlich an dem Knaben, der ihn aus dem ihm gehörenden väterlichen Erbe verdrängt habe. „Und i hab' mi g'rächt“, rief er schließlich. „In ere stürmische September-Nacht hab' i mim Aetti's Hus überm Kopf azündet und in der Meinung, aß er mit Wib und Ghind in de Flamme umcho (umgekommen) wär, bin i furt und Soldat worre. Zehn Johr lang, mitte im Kriegslebe, in Freundes- und Feindesland, isch mer der Sidante e Trostcht gsi (gewesen) — erscht hit hab' i erfahre — von dir erfahre, aß i mi g'irrt hab', denn — der Ma, der mim Muetterli's Wort broche — der's in Tod' triebe und mi in Roth und Elend g'schoße het: di Aetti, der Haldehofbuur isch es gsi!“

Er hatte sich bei den letzten Worten erhoben und die Hand um den Griff seines im Gürtel steckenden Messers gelegt, nichts anderes erwartend, als daß Friedli sich nunmehr auf ihn stürzen und den einstens auf ihn und die Seinigen gerichteten Mordplan zu rächen versuchen werde. Aber nichts derartiges geschah. Mit leuchtenden Augen sprang Friedli vielmehr auf und rief: „Mi Aetti isch's gsi? — Also bisch du mi —“

Er stockte, Uehli aber ergänzte den Gedanken, den Friedli auszusprechen ädgerte.

„Brueder' besch wohl sage welle — aber nit chönne, wil der's e Uneh'r wär“, knirschte er. „Jo — i bin's,“ fuhr er fort, als Friedli seine Arme ausbreitend eine Bewegung machte, als wolle er ihn ans Herz schließen, „bin di Brueber — der Natur, aber nit em Herze no, denn de bisch mer wie Gift und Popperment (Arsenik) — du, um dessentwille i arm und elend bin!“

Ein Schatten flog über Friedlis gutmüthiges Gesicht, aber er kämpfte den durch diese Worte hervorgerufenen Unmuth nieder und entgegnete vollkommen ruhig: „Um minetwille wärsch du arm? — I cha (tann) doch nit derfär, aß du nit — erbirechtigt bisch —“

Uehli lachte bitter auf. „Nit erbirechtigt?“ rief er. „Warum nit? Bin i nit grad so gut — 's Haldehofbuure Sohn wie Du?“

Friedli schwieg; er wollte den Zornigen durch Widerspruch nicht noch mehr reizen, aber der Ausdruck seiner Miene zeigte deutlich an, daß er anderer Meinung sei.

„Du meinsch wohl, weil i nit — ehelich gebore bin?“ zischte Uehli. „Aber wer isch schuld dra, aß i's nit bin? Wer het's uf sim Gwisse, aß der Haldehofbuur an miner Muetter de Schlechte g'macht und ihr si Wort broche het? Di Muetter!“ (Deine Mutter).

„Mi Muetterli?!“ schrie Friedli auf. „O mi arms — arms Muetterli: nei, des isch nit schuld dra gsi — mi Aetti allei!“

„E Lump isch er gsi!“  
„Soß mi guetmache, was er an dir verbroche het,“ entgegnete Friedli innig. „Gang mit mir!“

„Mit Dir?“ schrie Uehli roth vor Zorn. „I — mit dir? As was? As di Ghnecht viellicht?“

„Nei, nei — as mi —“

„I sott diene — wo i Herr sott sy?!“

„Nei!“ rief Friedli. „I will sähne —“

„Sühne?!“ schrie Uehli jetzt. „Ja, das isch's rechte Wort: sähne sollsch du's, aß äßer Aetti mi as Bettler in d' Welt g'fetzt und di zum riche Ma g'macht het — sähne sollsch es — mit dim Bluet!“

Mit diesen Worten riß der Wäthende das Messer aus dem Gürtel und stieß es Friedli, ehe dieser Zeit zur Abwehr fand, tief — bis ans Fests in die Br. st.

Einen einzigen Schrei, der wie ein halberstetes „Brüeder“ klang, stieß der schwer Getroffene aus, dann sank er rückwärts nieder und blieb regungslos liegen.

Uehli aber stand nach der im Zähjorn verübten fürchtbaren That wie vom Blitz getroffen. Das hatte er nicht gewollt und von Entsetzen erfaßt, suchte er jetzt das stromweis aus der Wunde rinnende Blut zu stillen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Rathlos, von geheimem Grauen erfaßt beim Anblick des durch seine Schuld verrinnenden Lebens, sah er umher. Da vernahm er Hundengebell in der Ferne und — Angst vor Entdeckung des begangenen Verbrochens ergriff ihn. Hastig nahm er den Körper auf und schleppte ihn waldeinwärts. Bald gelangte er an eine Stelle, wo jüngst erst eine Tanne gefällt worden war. Noch lag das Gezweige umher; mit ihm bedeckte er den blutbesleckten Körper seines Bruders.

Endlich hielt er ein und lauschte; das schon vorher vernommene Bellen schien näher zu kommen. Eilends kehrte Uehli auf den Weg zurück in der Absicht, etwa vorhandene Blutspuren mit Schnee zu bedecken, da — sah er das Felleisen des Getödteten neben dem Felsblock, auf dem er geruht hatte, im Schnee liegen.

Ein plötzlicher Gedanke schien ihm zu kommen. Er nahm das Eigenthum seines Bruders auf den Rücken und legte seinen eigenen Rucksack an dessen Stelle auf die Erde nieder.

Es begann bereits zu dunkeln und der Schnee fiel dichter, als Uehli langsam den Berg emporstieg.

Große Freude herrschte des andern Tages im Haldenhof: Der lang erwartete junge Bauer war endlich nach siebenjähriger Abwesenheit aus dem Kriege heimgekehrt, um sein Erbe zu übernehmen und wieder Ordnung in die Gutswirtschaft zu bringen, die bei der Trunksucht des verstorbenen Besitzers mehr und mehr zurückgegangen war. Darum war es auch die höchste Zeit gewesen, daß eine junge, rüstige Kraft an die Spitze der Geschäfte trat und eine starke, kundige Hand deren Leitung übernahm. Dies war aber offenbar jetzt geschehen; Friedli zeigte in seinen ersten Anordnungen eine Energie, die man seinerzeit bei dem sanftmüthigen Knaben gar nicht hätte voraussehen sollen, und was er angriff, hatte — wie das Sprichwort sagt — „Hand und Fuß.“ Dies, die kräftige Entwicklung seines Charakters, hatten offenbar die Kriegsjahre bewirkt; sie und das lange Leben im Felde hatten diese glückliche Umwandlung veranlaßt.

Es war übrigens merkwürdig, welche Veränderung diese Kriegsjahre auch körperlich bei Friedli hervorgerufen hatten: er war größer, breitschulziger und kräftiger geworden, seine Gesichtsfarbe und selbst sein Auge und Haar zeigten eine dunklere Färbung als früher und die Stimme klang härter und rauher, als man an ihm gewohnt war. Aber freilich, sieben Jahre waren eine lange Zeit und es war wahrlich nicht zu verwundern, daß Friedli während derselben so ganz anders — auch in der Art und Weise seines Auftretens und im Umgang mit den Dienstleuten — geworden war: in sieben Jahren verändert sich eben gar Vieles an dem Menschen.

Nur Eines war auffallend und schien geradezu unerklärlich: Friedli hatte auch seine Heiterkeit und seine Gutherzigkeit eingebüßt. Abgesehen davon, daß er seine treue Amme, die ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit be-

grüßte, zuerst gar nicht erkannte — die Alte hatte sich freilich in der Zwischenzeit auch sehr verändert — so war es doch höchst seltsam, daß er auch nachher, nachdem die alte Breni ihm gesagt, wer sie sei, kaum ein freundliches Wort für sie hatte. Noch seltsamer war, daß der heimgekehrte Sohn keinen Gruß, keine Umarmung oder Kuß für seine unglückliche alte Mutter hatte, die allerdings stumpf, wie immer, im Herrgottswinkel saß und gar nicht wußte, um was es sich handelte. Am allerseitsamsten aber und geradezu unbegreiflich war, daß Friedli weder am ersten Tage nach seiner Ankunft, noch in der nächstfolgenden Zeit irgendwelches Verlangen zeigte, den Köhler-Marte, dessen Weib und ebensowenig deren Tochter, das Meili, zu begrüßen oder auch nur zu sehen: dies verrieth einen Mangel an Herz, den Niemand ihm — so wie man ihn von früher her kannte — zugetraut hätte.

Am wenigsten von Allen hatte Meili selbst dies von Friedli erwartet. Das Mädchen, das mittlerweile herrlich herangeblüht und ihm noch immer in treuester Liebe zugethan war, empfand auch diese Vernachlässigung in tiefeschmerzlicher Weise. Zwei Tage lang wartete und hoffte sie auf Friedlis Kommen, als aber auch der dritte und vierte Tag, ja die ganze Woche verstrichen war, ohne daß er den Weg in die Köhlerhütte und in ihre Arme gefunden hatte, da war es ihr klar: er hatte sie und seine Liebeschwüre vergessen — er wollte nichts mehr von ihr wissen. Wohl blutete ihr das Herz darüber, wohl weinte sie nächtlich viele Thränen auf ihr Kissen: aber sie war stolz, der Treulose sollte niemals erfahren, welchen Schmerz sie seinetwegen in ihrem treuen Herzen empfand, nie sollte er ahnen, daß dieses darüber zu brechen drohte. Sie bezwang sich und ihren geheimen Wunsch, Friedli nur ein einzigesmal zu sprechen: nicht einmal sehen wollte sie ihn. Sie vermied darum, wenn sie aus dem Hause ging, ihm zu begegnen, und wirklich gelang ihr dies anfänglich besser, als sie selbst für möglich gehalten hatte.

Am Sonntag aber — es war der erste, den der Heimgekommene im Heimathause beging — hoffte sie vergeblich, eine Begegnung mit ihm vermeiden zu können. Altem Brauche gemäß gingen Sonntags die Bewohner der Höfe am Belchen und ebenso die Köhlerfamilie stets, wenn das Wetter es erlaubte, zur Kirche nach dem nur etwa eine Stunde entfernten Dorfe Neuenweg. An jenem ersten Adventsonntage war das Wetter hell und Alles, was gehen konnte, machte sich darum nach der Morgensuppe auf, um in dieser heiligen Zeit die Kirche nicht zu versäumen. Auch der Köhler-Marte, Chüngi, sein Weib, und Meili thaten dies. Ihr Weg führte sie am Haldenhof vorüber. Der junge Bauer stand zum Kirchgang gerüstet mit einigen seiner Dienstleute unter der Thüre seines Hauses. Die Knechte und Mägde grüßten die Vorübergehenden mit dem üblichen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Mechanisch erwiderte Meili gleich ihren Eltern den Gegengruß: „In Ewigkeit, Amen!“ Ihr unwillkürlich dabei erhobener Blick begegnete dem Friedlis, der mit einem Ausdruck nach ihr hinschaute, als — sähe er sie zum erstenmal im Leben.

Meili zuckte zusammen.

Wie? dieser Mann mit dem kalten Blick und dem finsternen, unheimlichen Ausdruck in den Mienen sollte Friedli sein — ihr Friedli?!

Nein — bei Gott, der war es nicht! Wohl waren es Friedlis Züge, die sie erblickte, aber ihr Ausdruck war ein anderer — so durchaus anderer, als jener, den sie an ihrem Friedli gekannt, daß dieser Mann, der

jetzt vor ihr stand, ganz unmöglich der sein konnte, für den er sich ausgab: das war ein Anderer — ein Betrüger.

Wie erleichtert athmete sie bei dieser so plötzlich und unerwartet gemachten Entdeckung auf. Jetzt war ihr erklärlich, weshalb dieser Friedli nicht in die Köhlerhütte und zu ihr gekommen war: dieser Mann, der durch ein Spiel der Natur Friedlis Züge erhalten hatte, war durch irgendeinen Zufall in Besitz der Papiere des ächten Friedli und dadurch zur Kenntniß von dessen Lebensverhältnissen gelangt; sed hatte darum der Abenteuerer gewagt, sich für Jenen auszugeben und dessen schönes und reiches Erbe an sich zu reißen. So mußte es sein — anders war es gar nicht möglich!

Diese Gedanken schossen Meili im Weitergehen blühtartig durch den Kopf. Plötzlich blieb sie stehen und veranlaßte dadurch auch die ihr folgenden Eltern, auf dem schmalen Wege Halt zu machen.

„Was hest (hast du) denn?“ fragte Marte unwirsch. „Warum göhstch dinis Wegs nit fürbaß?“

„Netti — Mütterli,“ entgegnete Meili zitternd vor Aufregung, „s isch mer grad näumis fürcho (Jemand begegnet) — bodrüber muß i mit äch rede, just druckt's mers 's Herz ab!“

Und mit fliegender Hast erzählte sie, welche Gedanken ihr beim unverhofften Anblick des jüngst heimgekehrten Halbenhofbauern gekommen waren und sprach sich schließlich dahin aus, daß sie nie und nimmer glauben könne, daß dieser der Friedli sei.

Der Marte ließ sie ruhig ausreden, dann schüttelte er lächelnd den Kopf. „Ja, wer soll er denn derno (hernach) sy, wenn nit der Friedli?“ fragte er.

„Wer? — E Betrüger!“

Wieder schüttelte Marte den Kopf. Sein Weib aber sagte: „He, du schwähest aber au — 's isch der Friedli, i kenn' en doch au!“

„Nei, nei — er isch es nit!“ beharrte Meili auf ihrer Meinung. „Er isch em numme (nur) ähnlich!“

„Zwei Büt', wo enand so ähnlich sind, aß mer se verwechsle chönnt, die git's gar nit! entgegnete Mutter Chünqi.“

„Und er het doch em Friedli fini Schrifte und Schriewes alli g'hett und zum Schönauer Amtma trage,“ warf Marte ein. „Wie soll denn e Andrex zu dene cho sy?“ (gekommen sein)

„He — g'schtohle het er sei!“

„G'schtohle?!“ rief die Chünqi. „Ja, warum chummt derno der Friedli nit und zeigt's a uf em Amt und sait: 'I bin der recht' Friedli und dersell isch nit Unrecht an mim Platz!' — Warum thut er des nit? — Gang zue: gäb's näume (wirklich) en andre, ächte Friedli und wär' er am Bebe, so thät er cho!“

Meili stuzte: was die Mutter da gesagt hatte war nur allzu richtig — dies war nicht zu leugnen. Plötzlich aber wurde sie so weiß wie ihr über das buntfarbige Leibchen emporragendes Hemd. „Wär' er am Bebe, so thät er cho,“ hatte sie gesagt. — Heiliger Gott, ja, daran hatte sie noch gar nicht gedacht, daß der ächte Friedli nicht mehr am Leben sein könne! Aber je mehr sie es bedachte, desto wahrscheinlicher erschien es ihr, daß der Betrüger nur in der Ueberzeugung von der völligen Unmöglichkeit, durch Friedli der unrechtmäßigen Besitznahme seines Eigentums geziehen zu werden, sich für diesen habe ausgegeben können: Friedli war also aller Wahrscheinlichkeit nach todt.

Ein Seufzer hob bei diesem entseflichen Gedanken ihre Brust, Thränen traten in ihre Augen und mit einem leisen „O Gott, o Gott!“ fing sie bitterlich zu weinen an.

Die Alte schlang liebevoll den Arm um die Schultern ihrer Tochter und suchte sie sanft zu trösten, denn die kluge Frau errieth zum Theil deren Gedankengang. „Bis (sei) rueihig, Meili, und mach' der cheini Sidante,“ sagte sie leise zu ihr. „Bueg, 's isch halt so, wie i g'sait ha: 's isch frili en anderer Friedli heimcho, als furtgange isch — sell muß woßr sy, denn bi dene wilde Kriegsvölcher het er vergeffe, was Ehr und Treu isch und was er der verschbroche und zug'schwore het. Aber schlag der 's us em Sinn: chum jetz mit in d' Chitche und bet' zu üserem Herrgott, sell isch 's bescht und heilt e chranfs Herz — chumm, Meili, chumm!“

Halb willenlos, mit gesenktem Kopfe, folgte Meili ihrer voranschreitenden Mutter. Nachdenklich schritt sie dahin, wiederum mehr und mehr von Zweifeln erfüllt, ob sie recht gesehen oder sich vielleicht doch getäuscht habe. In der Kirche angelangt, aber kniete sie, den Kopf auf ihre gefalteten Hände gesenkt, im Vetschul nieder und schickte, dem Rathe ihrer Mutter gemäß, ein brünstiges Gebet zu Gott dem Herrn empor, daß er ihre Sorgen von ihr nehme und ihr Ruhe und Frieden ins Herz legen möge.

Gestärkt erhob sie endlich ihr Antlitz; da — fiel ihr Blick auf den ihr gerade gegenüber, auf der „Männerseite“ stehenden Friedli. Unbemerkt von ihm mufterte sie ihn. Er stand da, offenbar mit anderen als zur heiligen Handlung gehörigen Gedanken beschäftigt: seine Stirne war gerunzelt, sein Blick finster und stier vor sich hingerichtet, als sähe er ein Bild des Schreckens und Entsefens vor sich.

Erschreckt wandte Meili den Blick wieder ab. „Nei, nei,“ sprach eine Stimme in ihrem Innern, „es isch nit möglich — 's cha nit sy: er isch es nit — nei, nei, er isch es nit!“

Am Nachmittage ebenjenes Sonntags saß Meili mit ihren Eltern auf der Bank vor der Thüre ihres Hauses, denn die Sonne schien warm herab und kein Lüftchen rührte sich. Es war ein herrlicher Wintertag und die Luft klar und durchsichtig, so daß nicht nur die bewaldeten Bergrücken des „Großen“ und „Kleinen Wiesenthals,“ sondern auch darüber hinweg, in weiter Ferne, die mächtigen Zaden der Vorarlberger- und Appenzeller-Alpen, sowie die Schneeriesen des Berner Oberlandes hell und deutlich sichtbar waren. Der „Netti“ liebte es, an solchen von Arbeit freien Nachmittagen an diesem stillen, heimlichen Plätzchen zu sitzen und sein Piffli Tubak z'trinke (zu rauchen) — denn die Unsitte des Rauchens war während des dreißigjährigen Krieges durch die Soldaten in allen Gegenden Deutschlands angekommen — und obwohl es ein entsefliches Kraut war, das ihm der Tabulettträger von Stausen aufgehängt hatte, so „trant“ es der Köhler-Marte eben doch, und trotz des abscheulichen Geruches, den der „feinste spanische Knaster“ verbreitete, hielten Frau und Tochter doch wacker bei ihm aus, wengleich sie sich nicht enthalten konnten, hin und wieder, wenn die Zugluft ihnen die bläulichen Rauchwolken zutrieb, sich heimlich die Nase zuzuhalten: der Netti hatte Weib und Kind in dieser Zeit gern um sich, darum thater sie ihm den Gefallen und entschädigten sich für die Mißhandlung ihrer Geruchsorgane durch den herrlichen Genuß, der ihren Augen sich darbot.

Der Marte war heute gerade nicht in der rosigsten Laune; er hatte beim Stopfen seines „Piffli“ verschiedenes Blattwerk unter die Hand bekommen, das ihm eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Rußlaub zu haben schien und er hegte darum den wahrscheinlich

nicht unbegründeten Verdacht, daß solches nicht schon in Westindien — wo der Tabak nach der Versicherung des Tabaklettkrämers herkam — hineingemischt worden war, denn der Nußbaum war nach seinem Wissen ein gut deutscher Baum und wuchs in besonders schönen Exemplaren in der allernächsten Umgebung von Staufen. Darum war der entrüstete Köhler der entschiedenen Ansicht, der verschmitzte Krämer selbst habe die stinkenden Nußblätter unter den Tabak gemengt, so daß dieser keineswegs mehr „feinster“, ja kaum noch „feiner Knaster“ genannt werden konnte. Aber der betrügerische Händler sollte es büßen: Marte erwartete ihn heute — er kam ja gewöhnlich Sonntags — und da wollte er einmal ein Wörtchen mit ihm reden, daß er ihm gewiß nicht nochmals Nußblätter statt Tabaks verkaufte — er sollte nur kommen, der!

Der Köhler dachte noch darüber nach, was er alles dem Tabaklettkrämer sagen wolle, als er diesen, seinen Kasten auf dem Rücken, den Berg heraufsteigen sah. Sofort nahm er darum die Pfeife aus dem Munde und machte sich zum Empfang desselben bereit.

Ahnungslos nahte der Krämer; schon von weitem grüßte er mit einem jauchzenden Schrei und Schwanken seines Spizhutes die auf der Bank Sitzenden. Aber die Antwort auf seinen Gruß war keine freundliche.

„Schummisch au wieder emol, du Nüßnuß?“ rief ihm Marte zu. „Boß numme din Kaschte drobe uf em Budele, i chrom nit meh bi der!“ (kaufe nichts mehr bei dir).

Der Krämer lachte und nahm seinen Kasten ab; er meinte, es handle sich um einen Scherz. Aber mit unwirschem Ton wiederholte Marte seine Weisung und hieß ihn dahin gehen, wo der Pfeffer wachse.

Jetzt merkte der Krämer Jobbi, (Jakob) daß die Sache ernst gemeint war. „He, was isch der au über's Reberli g'losse?“ sagte er.

„Sag' emol“, erwiderte der Marte, „wachst der Tubak obbe uf de Bäume?“

„He, nei — im Feld wie Chartoffel, Mais und Kleebe!“

„Sooo?“ sagte Marte jetzt gedehnt, indem er das ihm verdächtig erscheinende Blattwerk hervorholte und dem Krämer vorwies. „Aber der do isch nit uf em Feld, der isch ame Baum g'wache — und i mein als, ame Staufener Nußbaum!“

Der Krämer machte ein erstauntes Gesicht, doch hielt er es für klüger, die Thatsache nicht in Abrede zu ziehen; nur die Autorschaft des begangenen Betrugs wollte er von sich ablehnen. „He, was isch i aber au des?“ sagte er. „Wie chummt, bi Gott, des Ehrut in din Tubak?“

„Wie anderscht, als wil du's lini g'mischt besch!“ „I?!“ rief jetzt der Krämer mit gut gespielter Entrüstung. „Was fällt der au i? — Isch 's Pädli nit versiget gi (gewesen)?“

„Jo, weger!“

„Und verpetschirt au?“

„Frili, frili!“

„He nu“, sagte daraufhin der Jobbi mit überzeugendem Tone, „jo leit's doch uf der Hand, aß i 's nit cha lini g'mischt ha: han i denn 's Siegel und's Petschaft? Nei, nei, des Nußlaub hen se scho in Westindi drini brocht!“

„Je, het's denn im Westindi au Nußbaum?“

„He jo, und was für: schier nomol so hoch wie üfere!“ entgegnete der Jobbi. „Aber loset“. (höret) fuhr er, geschickt diesen für ihn heißen Gegenstand verlassend, mit wichtiger Miene fort, „wisst er 's scho?“

„Was denn?“ fragten Marte und Chüangi zugleich, denn der Jobbi war nicht nur ein Waaren- sondern auch ein Neuigkeitskrämer.

„So isch 's äch no nit brichtet, aß mer Ein



Am Nachmittage ebenjenes Sonntags saß Meili mit ihren Eltern auf der Bank etc.

g'funde het am letschte Zistig z' Obed unte im Wald bi 's Hans Zerge Mühle, verstoche und fachtgar verbluetet?“

„Nei, mer wisset vo nüt!“ (von nichts)

Meili aber, die bisher mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt dageessen, erhob den gesenkten Kopf. „Am Zwistig (Dienstag)?“ fragte sie gespannt, denn am Abend dieses Tages war ja der falsche Friedli auf diesem Wege heimgekommen und unwillkürlich mußte sie jetzt wieder des kieren, finsternen Blickes und des entsetzlichen Ausdrucks seiner Züge gedenken, der ihr in der Kirche an ihm aufgefallen. „Was für einer isch es gi?“

„Er isch Soldat gi —“

„Soldat?“ riefen alle drei.

„Jo, jo — und im Wald isch er g'lege im Schnee, mit eme Stuch in der Brust und zudeckt mit chleine Aeschkli und Tannezwigli!“

„Nei, was de jetsch!“ rief Marte, der über diesen interessanten Bericht mit einemmale die Tabakfrage vergessen hatte. Mutter Chüangi aber, neugierig wie alle Töchter Ewas, rief alsbald: „Se helf is Gott und bhuet is Gott — weih mer nit, wer's thue het?“

„Nei“, entgegnete der Krämer, „mer weih es nit!“

„Aber“ — fragte jetzt Meili — „wie isch es cho, ab mer ne so verschtedt g'funde het?“

Nun war der Jobbi in seinem Element. Ein Langes und Breites begann er zu berichten, wie der Jäger-Baschi, vom Pirschgang heimkehrend, zu Thal gestiegen sei. Da, ein Viertelstündchen oberhalb der Sägmühle, habe plötzlich sein Schweißhund seitwärts im Wald Standlaut gegeben. In der Meinung, daß er einen Fuchs oder Wildkatze verbelle, sei er dem Laut nachgegangen und — was habe er gefunden? Unter einer Lage leicht überschneiten Tannenreisigs, welches der Hund schon auseinander gezerrt hatte, den mit Blut über und über bedeckten Körper eines — dem Anzug nach — aus dem Felde heimkehrenden Soldaten. Erst habe er den Mann für todt gehalten, bei näherer Untersuchung aber fand er noch Leben in dem Körper, denn dieser war noch warm und das Herz schlug, wenn auch kaum fühlbar. Die Blutung stand und deshalb war Rettung immer noch möglich. Rasch sei deshalb der Baschi in die unterhalb gelegene Sägmühle geeilt und habe mit Hilfe eines herbeigeholten Knechtes den ganz bewußtlosen Verwundeten hinabgetragen in des Müllers Haus, wo ihm durch den Vater aus Untermünstertal ein Verband angelegt worden sei.

„Daß Gott erbarm“, warf hier die Chüngi ein, „und wie goht's em echt (jetzt) — hummt er derbo?“ Der Krämer zuckte die Achseln. „Was cha mer sage“, erwiderte er wichtig. „Der Vater het g'leit, 's wär' e Wunder, ab er no lebt: wenn der Stoß nit grad uf si Amulet troffe hätt', wo'n er ame silberni Chettli uf em Herze trage het — —“

„Si Amulet?“ rief Meili mit weit aufgerissenen Augen.

„Jo, jo“, entgegnete der Jobbi, „e Ahenker vo Silber mit der heilige Mutter Gottes druf!“

Meili stockte fast der Athem: so beschaffen war ja das Amulet gewesen, das sie Friedli in der Abschiedsstunde gegeben hatte. „Heiliger Gott“, rief sie aus, „isch's obbe e Mariethaler gsi — sag' Jobbi!“

„Ich cha's nit sage“, entgegnete der Krämer, „i ha's nit selber g'feh, der Hansjörg het mer 's g'feit. Aber sell isch g'wiß: ohne des Amulet wär' er e todt Ma gsi, denn 's Messer hätt's Herze troffe!“

Meili erbleichte. „Und weiß me nit, wer er isch und wie'n er heißt? Het er kei Schriwes bi sich g'het?“

„Jo weger, Schriwes het er g'het“, sagte der Jobbi. „Der Münstertaler Herr Pfarrer het sie g'lese und g'feit, er seig Dragoner gsi, vo Schönau bürti und heiß' Uehli Hengler — —“

Ein gleichzeitiger Ruf des Erstaunens aus dem Mund Martes und seines Weibes unterbrach ihn. „Der Uehli — der isch es?“ rief der Köhler. „Der arm' Bursch — der wär' frili besser nümme cho!“

Die Chüngi aber fügte hinzu: „E Rühnuz isch er! Het er nit em Haldehofsbuur 's Hus überm Chopf azündet — und isch doch si liblicher Letti gsi!“

„Was?!“ rief jetzt der Krämer, seinerleits höchlich erstaunt. „Der Haldehofsbuur wär' sie Letti gsi?!“

„Frili!“ bestätigte der Marte. „Jedem Chind am Velche und in Schönau isch's bikannt. Aber — sell muß wöhr sy — e Rühnuz isch er allwil gsi: g'wiß het er mit Sim Händel g'het und der het ne verschtoche!“

Meili sprang auf. „Welli Bit isch?“ fragte sie leise ihre Mutter.

Erstaunt sah die Alte sie an. „Was witt denn?“ fragte sie gleichfalls leise.

„Mütterli“, flüsterte das Mädchen ihr hastig zu, „i muß abe — i muß ne seh', den wunde Ma mit dem Ahenker und — luege, ob 's echt mi Mariethaler isch — —“

„He, du dumme Chind“, gab die Mutter fast ärgerlich zurück, „wie sott der Uehli zu dem Ahenker cho?“ (gekommen sein).

Sie gab zunächst keine Antwort auf diese Frage, sondern machte der Mutter ein Zeichen, daß sie der Anwesenheit des Krämers wegen solche erst später geben wolle. Als aber Jobbi bald nachher — nachdem er dem Marte richtig wieder ein Päcklein Tabak aufgeschwagt hatte — Miene machte, aufzubrechen, nahm sie die Alte auf die Seite und eröffnete ihr, wie sie sich des Gedankens nicht entschlagen könne, daß es i hr Ahenker sei, der den Verwundeten beschützt und gerettet habe, und daß sie deshalb hinab wolle, um hierüber Gewißheit zu erhalten, denn — schloß sie mit der Logik der Liebe — „wenn er 's isch, derno isch der, wo en uf em Herze trage het — der Friedli und sei anderer Mensch!“

Die Alte schüttelte lächelnd den Kopf. „Närli, was denksch au?“ sagte sie. „Der Friedli isch drüben im Haldehof und — niene lust (nirgend sonst). Aber gang in Gottsname go luege — i schäg', dewirsch bald wieder cho!“

„Vielleicht, Mütterli!“ — antwortete Meili — „vielleicht aber au nit. Ich's der Friedli nit, wo unte leit, so bin i hüt z' Obead wieder do; isch er's aber, Mütterli, wie(n) i glaub' und dent: derno blibi unte in der Mühle — d' Müllere isch jo mi Gotte, se wird mer scho Obdach und Zehring gä!“

„Jo, sell het gueti Weg!“ meinte die gutmütige Alte. „Gang halt, Meili, gang mit Gott!“

Rasch eröffnete jetzt Meili dem zum Abstieg gerüsteten Krämer, daß sie mit ihm und unter seinem Schutz und Geleite hinabgehen möchte in die Sägmühle, um ihre Gotte zu besuchen. Jobbi war's zufrieden und das Mädchen eilte sofort ins Haus, warf ein warmes Tuch um die Schultern und kam nach kurzer Frist wieder, um sich von ihrem Vater — den Frau Chüngi inzwischen insgeheim von Meilis Absicht verständigt hatte — zu verabschieden.

Wenige Augenblicke später wanderte das Mädchen an des Krämers Seite bergab und betrat nach Verlauf von etwa zwei Stunden das Haus ihrer Pathin, die Sägmühle, wo der Verwundete mit der auf dem Schwarzwalde von Alters her geübten Gastlichkeit und acht samaritanischen Barmherzigkeit Aufnahme und Pflege gefunden hatte.

Vierzehn Tage waren verstrichen seit jenem Tage, an dem Meili in die Sägmühle gegangen und zur großen Verwunderung ihrer Eltern von dort nicht wieder heimgekehrt war.

Es waren vierzehn für das Mädchen höchst aufregende, in banger Angst und schwerer Sorge verbrachte Tage, denn ihr ahnendes Herz hatte sie nicht betrogen: der Ahenker, welchen die Müllerin ihr vorgezeigt hatte, war wirklich der gewesen, welchen sie Friedli in der Abschiedsstunde umgehängt hatte, und der durch ihn beschützte Verwundete, in dessen Stüblein ihre Gotte sie auf ihr inständiges Bitten geführt hatte, war kein anderer, als der ächte Friedli — ihr Friedli. Auf den ersten Blick, noch unter der Kammerthüre, hatte sie ihn erkannt und leise, auf den Behen, war sie an das Lager des in wirren Fieberträumen Liegenden getreten und hatte seine herabhängende, glühende Hand mit ihren Thränen und Küffen benehrt.

Die Müllerin aber hatte ihr von Stunde an willig die Pflege des zwischen Leben und Tod schwebenden Verwundeten überlassen und seinen Schritt war Meili seither von seinem Lager gewichen; sie hatte bei ihm gewacht und gesorgt und zwischen Furcht und Hoffnung schwebend seines Erwachens aus den wilden Fieberphantasien geharrt.

Und endlich — am elften Tage nach seiner Verwundung — war die von Meili sehnlichst erhoffte Stunde gekommen: Friedli war mit klarem Bewußtsein erwacht und hatte den erstaunten Blick auf seine liebevolle Pflegerin gerichtet. Und wie ein freudiges Erschrecken war es über sein blaßes, abgemagertes Antlitz gegangen: er hatte sie erkannt und leise, kaum vernehmbar, ihren Namen geküßert. Meili aber hatte mit Thränen der Rührung und des Dankes einen Kuß auf seine bleichen Rippen gedrückt — er war ja gerettet und sie hatte ihn wieder.

Seither waren wieder einige Tage vergangen und mehr und mehr waren unter Meilis sorgsamer Pflege Friedlis Kräfte wiedergekehrt. Heute aber, vierzehn Tage nach ihrer Ankunft in der Mühle, war seine Genesung soweit vorgeschritten, daß er ihr alle seine Erlebnisse seit dem Tage ihrer Trennung berichten konnte, seine im kaiserlichen Heere mitgemachten Schlachten und Kämpfe, seine endliche Heimkehr und sein Zusammentreffen mit seinem Halbbruder Uehli Hensler, der ihn hinterlistiger Weise niedergestochen habe.

Ein Ausruf der Ueberraschung aus Meilis Munde unterbrach ihn hier. „Der Uehli — der isch es gsi?“ rief sie. „O, jeh verstand i Alles: jeh weiß i, wer der isch, wo an dinerstatt uf de Haldehof cho isch und wie und woher er dini Schrifte het!“

Friedli sah sie mit großen Augen an. „An munerstatt — uf de Haldehof?“ fragte er erstaunt. „Und — mini Schrifte het er g'het?“

Meili nickte mit dem Kopfe und erzählte ihm sodann, daß man unter seinen Sachen die Papiere des Uehli gefunden habe, die dieser offenbar in der Meinung, Friedli getödtet zu haben, mit den seinigen vertauscht habe. „Er selber aber, der sufer G'sell“ — so schloß sie ihren Bericht — „het bim Amtma in Schönbau mit dini Schrifte sich als Friedli Hartmann usg'wiese und de Haldehof als sie agfalle Erb' in B'sitz gno, denn di Uetti (dein Vater) — sell weiß jo — isch todt!“

Bornesröthe malte sich in Friedlis Antlitz. „So, Brüeoerli“ — rief er aus — „so also isch oi Stuch gemeint gsi? Do isch es an der Zit, aß i uffstoh von de Todte und mi Erb' selber antret'! — Bi'm Uuest, ich ha's guet g'meint und brüeoerli theile welle mit 'm“ — fuhr er, die geballte Faust schüttelnd, fort — „aber Alles het er wille, der chibig Kerti! Aber warl', i tränk' der's i — laß mi numme erst wieder g'sund und bi Chräfte sy, derno sollsch die längsch' Zit de Herre spielen ha im Haldehof: selber will i unigoh dort — i mit mim Frauweli!“ fügte er mit einem zärtlichen Blick auf Meili bei.

Das Mädchen lächelte glücklich. „O Friedli“, flüsterte sie mit strahlenden Augen, „je bisch mer no hold — und besch no alliwil Gfalle an dim Meili,

Hansfreund.

wenn's au numme e arms Meidli isch und — du der richest' Buur am Belche?“

„O Närrli, Närrli!“ gab er zurück. „Was hät' i vo Geld und Guet, wenn i bi nit chönnt ha derbi? Du bisch mer lieber as der Haldehof mitsammt em Waldehof und wenn du nit dort iziege wolltesch mit mer, so thät i zum Uehli sage: ‚B'halt all' mi Sach' — und ging' wieder surt in Krieg' und Tod!“

„O du“ — erwiderte Meili scherzend — „du wär'sch's bi Gott im stand! Aber weiß was? I will lieber mit der goh und bi der blibe all' mi Lebtag, in Freud' und Leid, und lebe mit der und glücl'ig sy,



„O Närrli, Närrli!“ gab er zurück.

bis üser Herrgott sait: „So isch isch gnue — isch kumm zu mir!“

Da küßte sie der Friedli auf den blühenden Mund und sprach: „He nu, so kumm glich — was solle mer no länger doblibe? I bin wieder g'sund, Gottlob, und so wit bi Ch'äfte, aß i scho de Uffstieg zum Belche vermake cha!“

Aber Meili schüttelte den Kopf. „Was denk'sch obbe au gar!“ sagte sie. „G'sch vergesse in der Fremde, was e Schwarzwald-Winter isch? Weißch numme, aß der Schnee eim numme treit, wenn Stein und Bein z'femmegfrore isch und — hen mer nit hinechti (letzte Nacht) und hütie de Föhnwind g'het (gehabt)? Nei, mer müent no ne Rung (kurze Zeit) warte — uf's wenigst bis Wiehnecht“

Friedli senkte den Kopf. „Du hest recht“, sagte er, „und i mueß mi gidulde. Aber bim erschte Frost mache mer us uf de Weg, denn — lueg, i cha s' nit verwinde, aß der Strolch, der Uehli, uf mim Hof isch: usi mueß er — je früher, je besser!“

„Wirsch en echter e Künigli dört so müesse, (du wirft ihn erst noch eine zeitlang dort lassen müssen), erwiderte Meili abermals kopfschüttelnd. „Meint nit alles Volk im Haldehof — meint nit 's Breni und di Mütterli selber, der Uehli wär' ihr Friedli!“

Ein Schatten flog über des Burschen Antlitz. „Arms Mütterli“, sagte er traurig, „aß du de Uehli für mi g'halte hest, nimmst mi nit Wunder — aber 's Breni und die Büt' alli im Hof —“

„Alli z'emme het er bitroge mit fini gleisnerische Rede und weil er dir so ähntli g'schaffen isch, wie ein Tropfe Wasser em andere“, versicherte Meili. „Nummen i ha g'sait, wie'n i en gseh' ha: des isch der Friedli nit, denn i — i chenn' min Friedli. So ha'n i g'sait und — Dank der Gott, i ha mi nit bitroge!“

Und glücklich lächelnd reichte sie Friedli ihre Hand. Der aber zog sie an sich und küßte sie wieder und wieder. „So weger, du hest di nit bürre lo“, sagte er dabei. „Du hest mi chenn, wie'n i di chenn ha bim erschte Verwache us mim trumselige Schloß. Aber die Andre: hen se cheini Auge bei sich g'ha?“

„O Friedli“, entgegnete sie, „weisch, siebe Johr isch e lange Zit —“

„So wegerli, sie isch mer au nit kurzweilig gsi!“ bestätigte er.

— und sieder (in solcher Zeit) wird gar viel anderst — au die Büt'“ fuhr sie fort.

„Jo, jo!“ brummte Friedli. „Soll isch woher!“ „Und drum chasch 's dene im Hof nit gar so arg verüble, aß se der Uehli für di gno' hen: (für dich angesehen) isch 's nit mim Metti und mim Mütterli au so gange?“

„Dim Metti au — und dim Mütterli?“

„Fritli jo — und als no weine se, der Uehli seig der ächt' Friedli“, fuhr Meili fort, „und drum förch' i —“

„Was förch'ich?“

„I förcht, 's wird nit so leicht sy, aß du Recht chasch finde: mit was willsch biwiese, aß du der Friedli bist, wo — scho e andrer do isch? Du hest cheini Schrifti —“

„Dunderschieß!“ warf Friedli fast unwirsch ein. „Was bruuch i Schrifti? 's wird echt Räumer im Hof sy, wo mi no chenn und sait: der do isch der Friedli und dersell dört isch e Büt'räger!“

„'s cha sy — 's cha aber au nit sy!“

Friedli wurde nachdenklich. Meilis Meinung hatte allerdings — er konnte sich's nicht verhehlen — einige Wahrscheinlichkeit für sich. Die Leute auf dem Hofe hatten den ihm so sehr ähnlichen Uehli als den ächten Sohn und Erben des verstorbenen Bauern angenommen und ihm um so mehr alle Rechte eines solchen eingeräumt, als dieser sich durch die feim Regimente für ihn selbst und auf den Namen „Friedrich Hartmann vom Haldehof am Belchen im Breisgau“ ausgestellten Schriften legitimirt hatte. Wie konnte er nun hoffen, ohne Papiere bei den Leuten Glauben zu finden, wenn er auftrat und erklärte, der Mann, der auf dem Hofe sei ein Betrüger, habe ihn hinterlistig angefallen, zum Tode verwundet und seiner Legitimationspapiere beraubt?

Gleichwohl — es blieb ihm ja keine andere Wahl — es mußte dies gewagt werden. Wenn nur noch zwei

oder drei Bedienstete aus früherer Zeit im Hof waren, die ihn erkannten, und sich für ihn erklärten, so mußte dies doch hinreichen, den Betrüger zu entlarven und von dem angemakten Plage zu verdrängen. Aber rasch zu handeln galt es, noch ehe Uehli von Jemandem erfahren haben konnte, daß er, den er gelodtet zu haben glaubte, noch lebe. Glücklicherweise stand dies nicht zu befürchten, denn bei der vollständigen Ungangbarkeit der Wege war sicher Niemand nach dem Haldehof gekommen, der diese Nachricht hätte dahin bringen können und ehe dies möglich war, mußte er selbst im Hofe seine Rechte geltend gemacht haben.

Zu diesem Entschluß kam Friedli, und als er ihn Meili mittheilte, konnte diese nicht umhin, ihn gut zu heißen. Sie kamen deshalb überein, den ersten kalten Tag, an dem der mehrere Ellen tief liegende Schnee hinlängliche Tragfähigkeit versprach, für den geplanten Aufstieg zur Höhe des Belchen zu benutzen.

Bis dahin mußte sich Friedli, wohl oder übel, gebulden.

Länger als Friedli und Meili für möglich oder auch nur für wahrscheinlich gehalten hatten, mußten Beide des erschten Tages harren. Der Eintritt des strengen Winterfrostes, der sich im Schwarzwald gewöhnlich schon zu Anfang des Monats Dezember zu vollziehen pflegt, verzögerte sich im Jahre 1648 ganz außergewöhnlich lange. Nach kurzem, in den ersten Dezembertagen stattgehabten Frost herrschten meist wärmere südliche und südwestliche Luftströmungen, die wohl einen ungemein reichlichen Schneefall, aber kein Eis brachten. Der geplante Aufstieg zur Höhe des Belchen mußte darum von dem ungeduldigen Friedli und von Meili immer und immer wieder verschoben werden.

Auf den Hängen des Belchen selbst waren die Höfe alle fast bis zum Firß eingeschneit und der Verkehr von einem zum andern vollständig unterbrochen. Erst als endlich nach Neujahr der Schneefall aufhörte, konnten die Bewohner der isolirt gelegenen Höfe daran denken, Wege durch die kolossalen Schneemassen zu schaufeln, um wenigstens zu den Brunnen gelangen, um anstatt Schneewassers frisches Quellwasser genießen zu können. Den Verkehr zu den Nachbarhöfen aber konnten sie erst um die Mitte des Januar wieder aufnehmen, als endlich der lang erwartete starke Frost eingetreten und durch das feste Zusammenfrieren der obersten Schneeschicht eine gangbare Brücke über die gelagerte lose Masse hergestellt war. Jetzt athmeten die Hofbewohner wieder auf und sie beschloßen, ihre endliche Auferstehung nach so langem Begrabensein durch einen allgemeinen Gang zu dem sonntäglichen Gottesdienst in Neuenweg zu feiern.

Zufällig hatten auf ebendiesen Sonntagmorgen Friedli und Meili sich vereinbart, endlich den Aufstieg nach der Höhe des Belchen zu wagen. Des jungen Mannes Wunde war inzwischen gänzlich geheilt und desgleichen waren seine Körperkräfte vollständig wieder-gekehrt, nur eine fast geisterhaft zu nennende Blässe, eine Folge des gebannten starken Blutverlustes und mehr noch des langen Stubensitzens, war in seinem Antlitz zurückgeblieben. Sonst aber war Friedli wieder rüstig wie zuvor, so daß er die Anstrengungen des langen Marsches über den gefrorenen Schnee in keiner Weise zu scheuen brauchte. Nach herzlichem Abschied von den biedereren Müllersleuten, in deren Hause er so lange Obdach und Pflege gefunden, machte er sich deßhalb in dem Anzug, den er bei seiner Verwundung getragen

und den die Müllerin vom Blute gereinigt hatte, in der Frühe des Morgens, kurz nach Sonnenaufgang, mit Meili auf den Weg und gelangte nach mühseliger Wanderung über die glatte Schneefläche, doch ohne jeglichen Unfall, endlich gegen Mittag zu der Hütte von Meilis Eltern.

Wie die Hofbauern alle, so hatte auch der Köhler mit Chüngis Hilfe alsbald nach Aufhören des Schneefalls den Eingang frei gemacht, so daß die beiden Wanderer mit Leichtigkeit ins Innere des Hauses gelangen konnten. Sie trafen die beiden, von dem allgemeinen Kirchgang bereits heimgekehrten Alten zu Hause und wurden stürmisch und mit Ausrufen lebhaftester Verwunderung von ihnen bewillkommt.

„Nei, nei“ — rief Mutter Chüngi, die Hände überm Kopf zusammenschlagend, aus — „isch es au mögli und cha's wirkli sy? Weger, weger, des Meibli do het recht ghet: 's isch e unrechter Friedle uf em Haldehof und der recht stoht do vor mer! Aber cha's denn au sy, aß es zwei Lüt git, wo enand so ähnl find?“

Der Marte aber nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte: „Bis Gottwilche, Friedli — nei, wo ha'n i numme v' Auge g'ha, aß i den döt drübe für di ha halte chönne? Ich chumm nummen au her: i mueß der bi Gott e Schmückli gä!“

Sachend ließ Friedli die stürmische Begrüßung der guten Alten über sich ergehen und nahm sodann das derbe Frühstück ein, welches Meili auf der Mutter Geheiß herbeigeht hatte, ein tüchtiges Stück Speck, Brot und „Brenz“. Während er sich dies mit dem Appetit der Jugend trefflich schmecken ließ, berichtete er seine Erlebnisse während seiner Abwesenheit und bei seiner Heimkehr und schloß endlich mit der Erklärung, daß er nunmehr gekommen sei, um Abrechnung mit Uehli Henzler zu halten, ihn vom Hofe zu vertreiben und als Mörder und Betrüger dem Gerichte zu übergeben.

„Recht so!“ rief da Mutter Chüngi, ihm beipflichtend aus, „dem Strolch und nähnuß G'sell g'hört 's nit besser!“

Marte aber nahm abermals die Pfeife aus dem Munde und sagte: „Nei, nit recht so, Friedli — nit recht so! — Friki“, fuhr er fort, als ihn alle drei voll Erstaunen anblickten, „wärsch jo in dim guete Recht, wenn du thätsch, was du saisch — aber i thät 's nit, wenn i du wär!“

„Warum nit?“ fragte Friedle verwundert.

„Wil er, trotz allem, was er bösgeset het, di Brueber isch“, antwortete Marte, „und sin Brueber soll mer nit — an Galge bringe welle!“

Unwillkürlich erröthete Friedli, ob vor Aerger oder Scham über den gemachten Vorkalt war nicht zu unterscheiden; eine Antwort jedoch gab er nicht.

Marte aber nahm einige mächtig qualmende Züge aus seiner Pfeife und fuhr dann zu sprechen fort:

„Bueg, Friedli, der Uehli isch dinis Aetti Sohn

so guet wie du, aber — er isch im Unglück gfi, so lang er uf der Welt isch. Si Muetter — tröst' sie Gott, i ha se guet chennet — het si selber ums Bebe brocht, wie'n er no ne Büttscheligind isch gfi, und si Aetti het si nie nit chümmert um en. So isch er verlasset gfi von Gott und der Welt und en arme Trops, wo unter fremde Bül' het schaffe müesse und rebte all si Lebtag und het doch g'wißt, si Aetti seig der richescht Ma wit und breit. Meinsch is nit, es hätt' di au g'heit, wenn dir 's eso gange wär? Und glaubsch echt nit, du wärsch au härt worre in dim Smüeth, wenn d' im Bebe nit hätt'sch übercho as e Streich von dem



„Nei, nei,“ rief Mutter Chüngi, die Hände überm Kopf zusammenschlagend aus.

und e Tritt von Sellem? — O Friedli, Friedli“ — fuhr er nach einer kleinen Weile fort, als der junge Mann finster vor sich hinblickte und keine Antwort gab — „i sag' der nummen eis: wenn e Chind im Richthum und Glück ufwachst und fini Eltre — oder wie du si (seine) Breni — het, wo 's zum Guete ahalte, derno isch 's fei Wunder, wenn e brave Ma us em wird Aber wenn eis nit Aetti (Vater) und nit Muetterli het — wenn Niemes so 'me arme Chind e guets Wörkli git oder e Mümpfeli Brot, wenn 's hungri isch, und ne Trunk, wenn 's Durst het — wenn 's groß wird in Roth und Glend, ohni Vehr' und Glaube an izeren Herrgott: cha derno was anderschts us em werde, as e Strolch und e Nähnuß? Bueg, Friedli, so ne Chind isch der Uehli — dinis Aetti Sohn — gfi: so, und jek gang und bring en an Galge, wenn de witt!“

Marte schwieg und entzündete seine während des ungewohnt langen Sprechens ausgegangene Pfeife von Neuem. Auch Mutter Chüngi und Meili schwiegen: instinktiv fühlten beide, daß Friedli ganz allein mit sich in seinem Innern zu Rath gehen und darüber schlüssig werden müsse, was er thun oder lassen solle.

Friedli selbst aber saß noch immer, stier und finster

vor sich hinblickend, auf seinem Platze. Endlich aber erhob er sich.

„Und wär' er zehnmol minis Netti Sohn und mi Brueber“, sagte er, „i cha em nit helfe: wie er mir, so i ihm! Er het mir ans Bebe welle — i's goht 's umhert! — Ghume, mer went ane goh, i schak', sie fin bim Jmmis, do isch die bescht Zit, vor sie hinz'trete und z'sage: ‚So, do bin i — i, der Herr von Hus und Hof — und wer i's zu mer halte will, soll cho! — Frau, 's wird Niemis z'ruckblibe, wenn der Köhlermarte sait: ‚Der isch der recht' Friedli, i bin guet derfür! — Ghumme enanderno!“

beim Mahle vereinigt saßen, und je näher er kam, desto mehr knickte Uehlis Gestalt zusammen. Seine Tischgenossen aber ließen ihre emsigen Köffel ruhen und starrten mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde den Angekommenen an, der ihrem vermeintlichen Brotherrn so sehr ähnlich sah.

Ein Blick genügte Frieoli, diese für seine Absicht günstige Situation zu überschauen: er hatte nur mehr nötig, den durch die Ueberraschung über Uehli erlangten Vortheil gehdrig auszunützen, dann — hatte er gewonnen.

„Uehli Hengler“, redete er den Entsetzten an, „stand uf von dem Platz, der dir nit gibührt — stand uf, sag' i, denn i, der Friedli, bin cho und will siße, wo du sißest: mi isch der Platz!“



„Uehli Hengler, stand uf von dem Platz, der dir nit gibührt!“

Marte stand auf; er hatte „das Seinige gethan“ und konnte sich dem Verlangen Frieolis nicht entziehen. Auch Mutter Ghüngi und Meili schickten sich an, die beiden Männer zu begleiten: sie wollten bei der bevorstehenden Katastrophe mitdabeisein und im Nothfall gleichfalls für Friedli zeugen.

Friedli ging schweigend voraus; schweigend folgten ihm die andern über den festgefrorenen, knirschenden Schnee.

Nach kurzer Frist waren sie vor der Thüre des Haldenhofes angelanat. Tief aufathmend, stand Friedle hier still: dann drückte er entschlossen die Klinke nieder und trat in die Stube. Marte und die beiden Frauen folgten ihm.

Es ist schwer zu beschreiben, welche Scene der Aufregung ihrem Eintritt folgte. Uehli, der am oberen Tischende saß und den eintretenden Friedli zuerst erblickte, sprang, von Schrecken und Entsetzen erfasst, auf: ganz im Aberglauben seiner Zeit besangen, glaubte er nicht anders, als den Geist dessen vor sich zu sehen, den er ermordet und im Schnee begraben hatte. Alles Blut wich aus seinem Antlitz und mit zitternden Händen mußte er sich am Tische halten, um nicht umzufinken.

Friedli aber schritt langsam, den Blick fest auf den angstbebenden Sohn seines Vaters gerichtet, gegen den Tisch vor, an dem, altem patriarchalischen Herkommen gemäß, außer der blödsinnigen Bäuerin auch die alte Breni und sämtliche im Hofe Bediensteten

Jetzt erst erkannte Uehli, daß er es mit keinem Geist, sondern mit einem Wesen von Fleisch und Bein zu thun hatte. Er athmete tief auf und — wie ein Schimmer von Freude glitt es über seine Züge. Aber er vermochte diesem ihn beherrschenden Gefühl zunächst keinen Ausdruck zu geben, denn ein plötzliches, wunderbares Ereigniß verhinderte ihn daran. Kaum nämlich hatte Friedli zu sprechen aufgehört, als die blödsinnige Bäuerin ihre Arme erhob und — „Friedli, mi Friedli!“ mit lauter, durchdringender Stimme rief. Einen Augenblick später aber hatte Friedli die unglückliche Frau in seine Arme geschlossen und — „Mütterli, mi liebs Mütterli!“ lönte es von seinen Lippen, während er ihr Antlitz mit Küßchen und Thränen bedeckte. Gleichzeitig

aber drängte sich die alte Breni an ihn heran und rief jauchzend unter Lachen und Weinen: „Friedli — Herr Jesis, der Friedli — der acht' Friedli isch cho! Gottwilche, Friedli — mi lieber Friedli: gell du cheunisch mi no!“

So rief die Alte in ihrer Herzensfreude einmal übers andere, während die Knechte und Mägde, die schon zur Zeit der Entweichung Frieolis auf dem Hof bedienstet waren, ebenfalls herbeieilten, um den so unverhofft erschienenen ächten Sohn und Erben des verstorbenen Bauers gleich stürmisch zu begrüßen. Alle übrigen Bediensteten aber, denen Friedli nicht aus früherer Zeit bekannt war, blickten voller Verwunderung auf die vor ihren Augen sich abspielende Scene. „Der Friedli? Der isch der Friedli?“ fragten sie erst leise, dann lauter und lauter. „Wer isch aber derno der Ander?“

Die Antwort sollte ihnen aus Uehlis eigenem Munde werden. Er hatte inzwischen Zeit gehabt, sich von seinem Schrecken zu erholen und sich zu fassen. Seine Rolle als Hofbauer war nach der soeben gefeierten Erkennungsscene ausgespielt, aber — er war nicht betrübt darüber: ihn beherrschte nur ein Gefühl, dem er mit den folgenden Worten Ausdruck gab:

„Friedli, bis Gottwilche (Gottes Willkomm) in dim Eigethum und — Dank der Gott, aß de lebich und i i's Kub' cha finde! Denn chei rueihiges Stündle ha(n) i me ghet, sieder i der 's Messer in d' Brust g'stoße ha in mim gott.“

verfluchte Zorn: Tag und Nacht ha(n) i di vor mer g'feh' — mit diner Wunde und voller Bluet — und wo(n) i gange bin und g'stande, ha(n) i di g'hört rüefe Brueder! O wie so manche Nacht dure ha(n) i g'wacht in Chummer und Qual — in Angst und Sorg' — und ha briegget (geweint) und betet — und doch nit chönne Fried' finde — o, o, 's isch öbbis arg's um e bösis G'wisse! Aber ih — wo(n) i seh', aß d' Iesich und i hei Bruedermörder bin — ih isch mer 's liecht und wohl und gern will i büeke, was i thue ha: in Gottsname, führet mi abe go Schönaum zum Amtma!

Er schwieg und mit tief gebeugtem Haupte stand er vor Friedli wie vor seinem Richter, demüthig dessen Ausdrucks harrend.

Und die Blicke Aller hingen am Munde Friedlis, nicht's anderes erwartend, als er werde jetzt befehlen, den Mörder und Betrüger zu binden und vor's Gericht zu führen. Aber Friedli gab diesen Befehl — nicht. Er war auf neue Zornesausbrüche, auf Flüche und Verwünschungen bei dem Ueberrumpelten gefaßt gewesen und — statt solcher hatte er bei Uehli tiefe Reue, Zerknirschung und Buhbereitschaft gefunden: das hatte er nicht erwartet. Mit ernster Miene und gerunzelter Stirne stand er ihm zwar noch gegenüber, aber — sein Auge blickte fast mitleidig in das Antlitz des Zerknirschten.

Einige Augenblicke schien er mit einem Entschluß zu kämpfen, da begegnete sein Blick wie von ungefähr dem des seitwärts stehenden Marte und — wiederum alitt eine leichte Röthe über sein bleiches Antlitz: es fiel ihm bei, was dieser mahnend zu ihm gesagt hatte und — jetzt war sein Entschluß gefaßt.

„Uehli“, begann er mit ruhiger, aber fester Stimme, „Gott mög' verhüte, aß i minis Ketti Sohn und Bueß bring'. Du hesh e hitziges Gebluet und e flink Hand — und bish mer nit brüederlich bigequet; i seig der wie Gift und Bopperment, (Arsenit) hesh mer g'sait, und mi Brueder wärsch numme der Natur, nit em Herze no: aber i glaub' der's nit — i mein', 's het numme der Korn us der g'rebet und wenn i ih sage thät, was i scho bi 's Hans Jeras Mühle ha sage und was d' nit hesh höre welle — wenn i sage thät: 's soll Allis vergeße und vergebe sy, Uehli — und wenn du witt, so bliebe mer binand' as guete Brüeder und theile, was üser Ketti as Erb' het z'ruckg'lo — wenn i so sage thät, Uehli, was hättich derno für e Antwort druf?“

Mit steioender Verwunderung war Uehli den Worten Friedli's gefolgt. Ihm war's als träume er: war 's denn wirklich und wahrhaftig möglich, daß Friedli, dem er so Ubles angethan, solche Beraekung an ihm übte? Als aber der nur wie durch ein Wunder dem Tode Entronnene zum Schlusse obige Frage an ihn richtete, da fühlte er sich von einer bisher nicht gekannten Regung erfaßt: es wurde ihm warm und wärmer um's Herz und er, der niemals im Leben eine Seele geliebt hatte, fühlte mit einemmale den Drang, diesen Bruder, der so gut gegen ihn war, in die Arme zu schließen. Zugleich aber erwachte in ihm das Gefühl tiefster Beschämung über seine an ihm begangene That; Thränen stiegen ihm in die Augen und mit dem Rufe: „O Brueder — i bin 's jo gar nit werth, aß d' so guet zu mer bish!“ sank er ihm zu Füßen.

Friedli aber hob ihn liebevoll auf, schloß ihn an die Brust und küßte ihn. „So saq' au i: Bis Gott-wilche, Uehli, im Halbehof — in dim Eigethum! Blich', wo du bish und b'halt, was d' hesh und zum Hof g'gdit. I aber gang mit mim Muetterli, der

Breni und“ — fügte er mit einem Blick innigster Liebe auf Meili bei — „mit mim Frauweli in de Waldhof, denn Allis will i theile mit der“, schloß er lächelnd, „numme die b'halt' i für mi allei!“

Laut schluchzend warf sich Uehli jetzt an seines Bruders Brust. „O Friedli — Brueder“, rief er, „Gott soll mi strofe mit Kranket und Siechthum, wenn i der des vergeß': saq' wie cha — wie soll i der danke?“

Da reichte Friedli ihm die Hand und sagte: „Wenn d' mer allijit e gueter Brueder bish und mi lieb hesh, wi i di!“

Und Aller Augen füllten sich mit Thränen der Nührung. Meili aber konnte sich nicht länger zurückhalten. Mit dem Rufe: „O Friedli, mi Friedli, was bish e Ma — was hesh e Herz!“ eilte sie in seine Arme, an seine treue, redliche Brust.

Auch Mutter Chünai und Vater Marte kamen herbei, um ihm ein Wörtchen der Liebe für sein edelmüthiges Verhalten zuzurufen. „Friedli — lieber Friedli“, begann Meilis Mutter, aber sie kam nicht weiter, Thränen der Nührung erstickten ihre Stimme.

Da nahm der Marte die Pfeife, die ihn auch hierher begleitet hatte, aus dem Munde und sagte: „Guet hesh 's gemacht, Friedli — Chumm her, i mueß der bi Gott nomol e Schmähli gä!“

### Sie fragt nimmer!

Ein Bildchen aus dem Dorfe von Peter Hofegger.

„Komm, Vater, der Lipperl will wieder einmal nicht folgen!“ rief die helle Stimme der Mutter aus der Stube heraus. „Er will die rupfene Pfaid (wergenes Hemd) wieder einmal nicht anlegen. Komm, Vater!“

Der Vater, der im Vorhause auf der Hanselbank geritten war, um einen Stiel zum Hausbesen zu schneiden, legte den Schnitzger hin und stand auf. Er war ein stattlicher, noch fast junger Mann und hatte ein rundes Gesicht, auf welchem die gute Stunde stand, trotzdem er fortan Besenstiel geschnitzt hatte. Er ging nun langsam in die Stube. „So!“ sagte er, „folgen will er nicht, der Lipperl!“

Die Mutter that am Kinderbettlein um und war vergeblich bemüht, den etwa fünfjährigen Knaben in das neue Hemd zu bringen, das gestern erst aus den Händen der Nähterin gekommen war. Die Nähterin war eine herzengute Frau gewesen, hatte auch gar feine Hände gehabt, aber die Pfaid, die aus diesen Händen hervorgegangen! Wenn der Lipperl von der „eisernen Jungfrau“ schon einmal etwas gehört hätte, so würde sich ihm kein übler Vergleich ergeben haben zwischen diesem Fräulein mit den zahllosen Eisenspißen inwendig und der rupfene Pfaid, die ihm die Mutter eben über den Kopf streifen wollte. Der Rupsen, wer ihn kennt! Das ist die grobe, ruppige Leinwand, in der noch die sprussigen Aagen stecken. Sonst war es der Brauch, daß die neuen Schuhe und die neuen Rupsen-Pfaiden zuerst ein Diensthötenkind, ein lediges, durch etliche

Tage anlegen und lind walgen soll, ehe das Hausbüblein hineinschlüpft. Dem Franz im Hof gefiel dieser Brauch nicht. „Mein Bub muß auch geriffelt werden,“ sagte er, „hat eh eine Haut wie Fließpapier. Das Fell muß gegerbt werden und die weiße Haut gekrazt bis sie roth ist. Gegerbte Häute halten länger und rothe sind gesünder und auch schöner. Also drum hinauf mit der rupfenen Pfaid!“

Der Lipperl zitterte höllisch, als der Vater eintrat, er wollte jetzt weder gesund noch schön sein und auch nicht lange halten und am wenigsten wollte er in die neue Pfaid. Die Mutter hatte er sich mit stemmigen Aermlein und strampelnden Füßlein zur Noth vom Leibe gehalten, beim Vater gabs keinen Widerstand, oder die Geschichte würde schlimmer. So nahm der Vater auch jetzt ohne weitere Umstände das wimmernde nackte Knäblein aus dem Kissen, streifte ihm das spröde Hemdchen über Kopf und Achseln und legte ihm auch das neue Lodenhöslein an, welches, so proper es sich von außen ansah, inwendig auch seine Widerlichkeiten hatte. Und nun stand die kleine Kreatur da, die Beine auseinanderstreckend, die Arme halb gefenkt, das Körperlein eingekauert, bewegungslos, weil ja bei jeder Bewegung die Hose und die Pfaid jämmerlich krazten. So stand er da, wie ein Sträußlein Glend und ächzte und stöhnte, als sollte er eben geköpft werden. Anstatt dessen sagte der Vater lachend: „Na wart! Wir wollen dir die Wehleidigkeit schon herausnudeln!“ Nahm ihn, legte ihn auf den Fußboden sachte um und begann ihn flott hin und her zu walgen. Die Mutter schlug ihre Hände zuerst über den Kopf und dann über den Magen zusammen. Der Lipperl schrie unter den kräftigen Armen des Vaters, dann wimmerte er und endlich hub er bei seiner nudelwalgenden Bewegung an zu kichern. Dann sprang er auf und das Kraken war weg, die Pfaid war weich gewalgt, der Lipperl lief lachend davon.

„Bist aber doch ein rechter —!“ grollte die Mutter ihrem Manne zu.

„Freilich,“ sagte er, „unser Herrgott machts mit uns Großen auch so. Thut uns ein bißerl Kraken zu weh, so macht er was Stärkeres.“

„Du weißt halt alleweil was, entgegnete sie. „Und derweil du mit dem Kleinen umthust, vergißt du auf die Große!“

„Ah, beileib nicht, Zula, auf dich vergeß ich nicht,“ sagte er und that schier, als wolle er sie halsen.

„Tschapperl! Auf das Mädlel vergißt!“

„Richtig, auf die Theresel. Die ist jetzt auch

schon bald eine Große! Man gewöhnt sich halt so schwer daran, daß sie groß werden, die Kinder, die man kleinerweis kriegt hat.“

„Sie wird schon bald achtzehn,“ sagte die Mutter, dieweilen sie die Bettdecke des Knaben in der Luft auswirbelte. „Ich hab' dir sagen wollen, Franz, heut — heut will er kommen . . ?

„Wer?“

„Der Derler.“

„Der Derler? der Sepp? Der Dirn steigt er wieder nach? Das soll er sein lassen, ich sag' ihm's!“

Sie stellte ihre Arbeit ein, schaute ihm ruhig ins Gesicht und sagte: „Zu dir, sag' ich, will er heut' kommen, der Sepp, Ernst will er machen. Ich bitt' dich, Vater, sage nicht nein. Die ganz' Nacht hat sie heut' g'slennt, die Theresel, vor lauter Angst, du könnt'st nein sagen. Geglaußt hätt' ichs nicht, daß ein Mädlel so vernarrt könnt sein in ein Mannsbild.“

Jetzt drehte er sich halbseitling zu ihr, schaute sie windschief an und sagte: „Bist du's nicht auch gewesen?“

„So nicht!“ wehrte sie ab, „nein, so nicht. Nachgeslennt hab' ich dir nicht!“

„Weil du mich geschwind g'habt hast!“ rief er aus und klatschte in die Hände. Dann ernsthaft: „Na, ist gut, das Mädlel soll ihn auch haben. Gegen das Heiraten hab' ich nichts, der Derler Sepp ist soweit ein braver Mensch.“

„Und ein schöner Mensch!“

„Und ein fleißiger Mensch.“

„Und der große Hof dazu!“

„Ist auch nicht zu verachten —“ setzte er bei. Dann fuhr er lebhaft in die Höhe: „Aber mein Gott, jetzt soll das Mädlel schon heirathsmäßig sein! Und hab's erst noch in Windeln herumgetragen. — Wann kommt er denn?“

„Stund eils herum, hab' ich gehört.“

Der Franz legte seine Hände auf den Rücken, ging vom Tisch bis zur Thür und wieder zurück zum Tisch und fragte dann sein Weib: „Du Zula, ich weiß nicht — was sagt man denn so eigentlich, wenn einer um die Tochter anhalten kommt?“

„Lapperl, was wird man denn sagen, in Gottesnamen Ja wird man halt sagen.“

„Und ihm's Dirndl gleich so hinwerfen? Nein, ich denk', man sperrt sich ein Bißel.“

„Kannst dich ja auch ein Bißel sperren. Aber halt nicht so lang, es könnt ihm anders einfallen.“

„Fürcht' dich nicht, Zula, dem fällt nichts anders ein. — Ich werd' halt sagen, wenn er anfragt, daß — von wegen — na Teurel, was sagt man nur da Gscheides?“

Sie zupfte sich einen losen Faden aus dem Aermel: „Mein Gott, um ein schickliches Wort wird man doch nicht erst betteln gehen müssen! Sagt man halt, daß die Sache so viel unerwartet gekommen ist. Viel zu jung wär' sie noch, und das gute Kind, man möcht' es sein nicht gerathen (vermissen) im Haus.“

„Narr, das ist ja das helle Nein!“ rief der Franz.

„Nachher,“ fuhr sie fort, „kannst bald fragen, ob er denn mit dem Dirndl schon auf gleich wär'? Gern haben, das wär' die Hauptsach'. Wenn die Theresel ihn gern hat — und 's ist ihr heiliges Fürnehmen, und er verspricht, daß er sie glücklich machen will, so könnt' man nicht nein sagen —“

„Du Zula, jetzt, das geht wieder zu schnell,“ sagte der Franz, „was wär's denn mit einer Bedenkzeit —?“

„Ich bitt' dich, Bedenkzeit! Das ist allemal gefährlich bei verliebten Leuten. Geheiratet ist's ja so nicht auf der Stell' und versprechen können sie sich

heut' so gut, als morgen. Sagst halt, wenn er sichs wirklich mit allem Fleiß überlegt hätt', und der heilige Ehestand wär' keine Kleinigkeit, anfangen thät er freilich ganz lustig, aber nachher kommen die Kreuz und Leiden —“

Jetzt hatte der Franz Bedenken und sagte: „Du, wenn man einem so vorredet, da kann er erst noch auspringen —“

„Gut, so laß' Kreuz und Leiden weg.“

„Ich werd's lieber weglassen,“ versetzte er, und somit war's besprochen.

Später stand die Mutter in der Milchammer beim Dirndl. Das war ein kleines, rundliches Ding, aber die Lebenslust schaute ihm bei den vergiftmeinnichtblauen Neuglein heraus.

„Ich hab' schon geredet mit dem Vater,“ flüsterte die Mutter der Theresel zu.

„Was hat er denn gesagt?“ hauchte diese zurück und hielt vor Erwartung den Athem ein.

„Er wird schier nicht umsonst kommen, der Sepp!“

Da machte das Dirndl einen solchen Freuden-

sprung, daß die Dielen knarrten und die Milchschwurbelste in den Töpfen.

„Jetzt muß ich dir aber auch etwas sagen,“ fuhr die Mutter fort. „Dieses Jöppel mit dem zerrissenen Unterfutter behältst mir nicht am Leib, wenn er kommt!“

„Das schwarze Samtjackel leg' ich an,“ meinte das Dirndl.

„Na, versteht sich! Am hellen Werktag das Oftertaggewand, daß er könnt' meinen, du gingst immer nur so im Feiertag herum und hättest keinen Löffel zum Arbeiten! Das Blaudruckröckel

legt an und das weiß' Schürzel dazu. Schön sauber waschen im Gesicht und 's Haar fein glatt machen! Aber keine Schmecktropfen drauf, mancher Einer riecht sie nicht gern. Und die Ohrgehängeln thust weg. Vor nichts schreckt sich ein heirathendes Mannsbild so arg, als vor Ruß, weil er gleich denkt, Herr Jesel, was wird das Geld kosten! — Zuerst wird er mit dem Vater allein reden. Nachher wirst gerufen werden. Und bleib ja nicht



Der Sipperl schrie unter den kräftigen Armen des Vaters.

vor ihm stehen wie ein Stod, mach' dir gleich in der Stube zu schaffen und wenn du Red angelassen wirst, so stell dich zuerst, als hättest keine Zeit zum Schwätzen. — Und muß ich dir noch was sagen,“ fuhr die Mutter in ihrem Unterrichte fort. „Sein Vater, der alte Derler soll abergläubisch sein und einmal gesagt haben, bei jungen Mädeln müsse man schauen, wie sie die Uhr aufziehen.“

„Was? Wie sie die Uhr aufziehen?“ lachte die Theresel drein. „Das kann ich gar nicht.“

„Wie Eine die Hänguhr aufzieht,“ soll er gesagt haben, „daran erkennt man gleich, ob sie anschicklich ist oder nicht. Zieht eine bei der Schnur an, ohne daß sie beim Gewicht-Klachel nachhebt, so ist nichts mit ihr, sie ist ungeschickt und verdirbt alles, was sie angreift. Ich bitt' dich, Theresel, nimm dich zusammen! Wenn ich nachher auch in die Stube komm, so werd' ich sagen: Schau, heut' ist die Uhr noch nicht aufgezogen! Drauf eilst du geschwind hin, steigst auf den Schemel, ziehst schön langsam an bei der Schnur und hebst mit der andern Hand den

Klachel nach, daß nichts bricht. — So und jetzt schau, daß du mit dem Abrahamen fertig wirst, Stund eilf herum ist er da.“

Jetzt gings der Theresel schlecht. Ihr erster Gedanke war: Aufspuzen! Die Fingerlein krümmten sich schon nach der silbernen Halskette, nach den Ohrgehängen, und just das sollte sie nicht. Daß die Mannsbilder gar so wunderbar sein mögen! Hat sie ihn nur erst, nachher wird's ihm wohl auch gefallen, nachher kauft er ihr gewiß auch noch was dazu. — Da fiel es dem Dirndel jäh ein: Wenn er Ohrgehänge thät tragen! Oder gar eine Halskette! Na, da wollt' sie ihn schon auslachen. Er ist gerade so am schönsten, wie er ist. Nicht einmal die Tabakspfeife braucht er in den Mund zu stecken. Indessen, wenn er so ein Bissel vom Tabak riecht beim Mund, so ein klein Bissel, das macht einem ganz schwindelig vor lauter Geschmackigkeit. Aber fragen muß man, um heil davon zu kommen, diesen schönen Menschen in die Hand fragen. Gott, ist das ein schöner Mensch! —

„Stund' eilf herum“ war die Stube mit aller Sorgfalt aufgeräumt, auf dem Schrank hatte die Zula neues Linnenzeug offen liegen lassen, schneebümelweißes Linnenzeug! Der Franz stand am Tisch und schnitt vom Laibe Brotspalten in eine hölzerne Schüssel für die Mittagsuppe. Er schnitt immer hinein und die Schüssel war schon voll und es ereignete sich nichts. Endlich hub draußen im Hofe der weiße Pinscher an zu keifen. Der dicke Schmadelbauer stieg langsam heran und hinter ihm der Derler-Sepp. Der schlanke, junge, lebfriiche Sepp. Beide im Sonntagsgewand, der Schmadelbauer mit einem feierlichen Rock, der Bursche die eine Hand in der Rocktasche, die andere mit dem Daumen am Hofenträger. Unter dem weißen Hemdkragen ein kirschrothseidenes Halstuch, aber am Hut keine Feder und kein Strauß. Ob er morgen derlei tragen wird, das kommt auf's Glück an, das sie jetzt suchen gehen. Der Pinscher wollte dem Burschen in die grünen Strümpfe schnappen, allein der Sepp beugte sich zu ihm nieder, klatschte mit der Hand auf die Lederne und machte dem Hündlein was Versöhnliches vor, gleichsam, als müsse er jedes Wesen für sich gewinnen in diesem Hause.

Die Zula war eilends in die Küche hinausgeschlüpft; das ginge noch ab, daß es aussehe, sie hätten schon darauf gewartet! Die beiden Männer traten in die Stube. Nach dem „Grüß Gott“ und „auch so viel“ sagte der Franz, es wäre brav, sie kommen gerade recht zum Mittagessen. Darauf die artige Entgegnung vom

Schmadelbauer, des Essens wegen wären sie wohl nicht hergegangen, aber wenn sie nicht ungelegen kämen, ein paar Wörtel reden möchten sie mit dem Franz.

„Was denn lauter!“ rief der Brotauffschneider, „seid's leicht um die Theresel da?“ — Wenn man einem den Mund so weggeschlagen könnte, wie eine Nase, der Franz hätte sich jetzt den feinen weggeschlagen aus innerem Zorn über die vorlaute Red'. Aber sie war heraus und der Schmadelbauer wackelte mit wenig glühendem Gesicht auf ihn zu, hielt ihm beide Hände hin: „Ja, Nachbar! Um deine Theresel sind wir da. Ist's wahr, Sepp?“

Der Angeredete blieb hinten beim Linnenschranke stehen, nickte lebhaft mit dem Kopf und wurde roth wie eine Nelke. Allerliebste schauen sie aus, die jungen Burschen, wenn sie roth werden.

Der Franz schrie es in die Küche hinaus: „Mutter, komm geschwind herein! Da schau! Der will unser Mäd'el heirathen!“

Die Mutter war anfangs bestrebt, den allzurasthen Lauf der Ereignisse zu hemmen. War auch schon die kleine runde Theresel da und wollte die Uhr aufziehen.

„Mäd'el!“ rief der Vater, faßte sie an der Hand, stellte sie dem Sepp gegenüber und sagte: „Was sagst denn dazu? Magst ihn?“

Wendete sich das Dirndel langsam um, ging hinaus in die Vorläuben und weinte in ihre Schürze hinein.

Die Mutter that bestürzt, hielt sich beide Hände vor's Gesicht und murmelte: „Mein Gott, zwingen kann man Niemanden zum Heiraten. Wenn sie halt nicht will!“

Jetzt trat der Sepp vor und sprach ganz kühnlich: „Wollen thut sie, das weiß ich.“

„Ist's wahr?“ rief der Vater zur offenen Thür hinaus. Sie weinte noch immer in ihre Schürze hinein, nickte aber nicht unmerklich mit dem Köpflein.

„Sie kragt nimmer! Sie kragt nimmer!“ mit diesem heiteren Doppelschrei waberte der Lipperl zur Thür herein.

Der Schmadelbauer lugte etwas schief hin. — „Hat sie denn gekragt?“

„So sags auch, wer nimmer kragt, verkratter Bub!“ schrie die Mutter, „deine rupfene Pfaid kragt nimmer!“

„Und die auch nimmer!“ sagte der Sepp, nachdem er dem Dirndel einen Schmaß gegeben hatte, pickfest mitten auf den Mund hin.

### Wurft wider Wurft.

Von Professor Mähly in Basel.

Es war für die Landleute wieder ein böses Jahr; Trockenheit und dann wieder Hagel hatten alle Erntehoffnungen zu nichte gemacht; man sah überall auf dem Lande nur trübe Gesichter.

Auch der Repsbauer, sonst einer der wohlbestallten und habigen, der, ohne Hunger zu leiden, mehr als ein Fehljahr aushalten konnte, stieg eines Sonntag morgens sehr nachdenklich den Berg hinan, auf dem seine Wäiden lagen. Die schlechten Zeiten, mit denen der Bauernstand nun schon seit mehreren Jah-

ren zu kämpfen hatte, ärgerten ihn, und wenn auch das Gerücht, daß er nach Amerika zu seinem Bruder, einem reich gewordenen Landöconomen, wolle, aus der Luft, oder vielmehr aus einigen im Verdruß ihm entfahrenen Stofsseufern gegriffen und weiter nicht begründet war, so war er demselben doch nicht ausdrücklich entgegengetreten; es war ihm einerlei, was die Leute von ihm glaubten; er bekümmerte sich auch nicht um sie. Ein Menschenhasser war er

aber darum nicht; im Gegentheil, er hatte ein warmes Herz und eine offene Hand für alle, die unverschuldet in's Unglück gerathen waren, und dies war der Fall mit dem Roggenfrieder, an dessen kleinem Gehöft er jetzt eben vorbeikam. Er wußte, daß der Mann, der eine große Familie zu ernähren hatte, durch die Mißjahre in bittere Noth gerathen war, und fand ihn jetzt, als er bei ihm vorsprach, der Verzweiflung nahe. Einer seiner Gläubiger, mit Namen Ruben Haas (von dem Volk aber ungenirt und schlechtweg „das Rabenaas“ genannt), wollte ihn nächster Woche vergeltstagen (verganten) lassen, weil er, der Roggenfrieder, mit dem Pachtzins rückständig war für ein Stück Land, das früher dem Repsbauer gehört hatte, und ihm von Haas auf unrechte Weise abgehandelt, will sagen abgeschwindelt worden war, und jetzt sah der Roggenfrieder darauf in Pacht. Mit dem genannten Handel aber verzichtete es sich also:

An einer Kirchweih war der Ruben (der zugleich „Dorfnotari“ war und wußte, wie man

die Leute packen muß), an den weinlaunigen Repsbauer herantreten und hatte von dem oben erwähnten Stück Fruchland gesprochen, nach welchem der Schläuling lüstern war, weil er wußte, der Roggenfrieder muß es ihm schließlich wegen der freien Durchfahrt zu seinem jetzigen Bestand abkaufen oder wenigstens zu hohem Pachtzins abmiethen. Die Großbauern, zu welchen der Repsbauer auch gehörte, gaben es an jenem Festtag nobel und spielten mit ihren Fünflibern, als ob's lumpige Bazzen oder allerhöchstens „Fränk-lein“ wären. Dem Repsbauer war das Land



Er hielt eben einen Fünfer, mit dem er den Wirth bezahlen wollte, in der Hand.

nicht feil, zudem war er dem silzigen Rechtsverdreher nichts weniger als grün. Da dieser aber zudringlich wurde, dachte der Repsbauer ihn zu uzen und nannte ihm einen hohen Preis, wohl das Doppelte des wirklichen Werthes. Er hielt eben einen Fünfer, mit dem er den Wirth bezahlen wollte, in der Hand und sagte zu Ruben:

„Wenn Ihr das Land partout haben wollt, Notari, um 1000 Stück ist's mir wohl feil, die Sennerei allein ist unter Brüdern 2000 werth.“ Der Ruben befinnt sich einen Augenblick und denkt: Ich hab' dich! Dann sagt er laut, daß es alle am Tisch hören: „Abgemacht und eingeschlagen!“ Aber auch der Repsbauer denkt: „Ich hab' dich“, und kann kaum begreifen, wie der g'studirte Rechtsgelehrte so dumm und plump hineingetappt ist. Er begreift es erst, als es an's Zahlen geht; denn jetzt stellt sich heraus, daß er, der Repsbauer, unter den „1000 Stück“ tausend Fünffrankstücke verstanden hatte, da es an jenem Tisch, der Kirchweih' zu Ehren, nur um Fünffrankenthaler „gegangen“ war; der No-

tari aber meinte „Franken“, die landläufige Werthangabe. Die Sache kam vor's Gericht, und dieses mußte dem „Notari“ Recht geben. Der Repsbauer sagte nichts, aber dachte: „Wart' nur, Rabenaas, du sollst mir auch einmal dran.“ Damit meinte er die Leimruthe.

Mittlerweile hatte er noch eine große Waide angekauft und seinen Viehstand vermehrt. Im Dorf erhielt sich aber trotzdem das Gerücht, daß er auszuwandern und seinem erwachsenen Sohn sein Heimwesen abzutreten gedenke.

An jenem Sonntag also, als er beim Roggenfrieder vorsprach, sagte er diesem: „Hört mich an, Roggenfrieder. Ihr zahlt einen zu hohen Pachtzins, aber vergantet werden sollt Ihr darum von dem miserablen Rechtsverdreher nicht werden. Ich streck' Euch das Geld vor, und zwar ohne Zins. Aber einen Gefallen sollt Ihr mir thun: Nämlich: Wenn der Notari Euch einen Besuch macht — und ich mein', er wird es nicht anstehen lassen — so sagt ihm, ich hab' Euch überreden wollen, mit mir auszuwandern. Selogen ist es nicht, denn ich meine damit einfach: „Wenn ich einmal auswandern will, so müßt Ihr mit; aber mit dem „wenn“ und „wann“ hat's noch seine guten Wege. Und nun seid guten Muths; es wird schon besser kommen.“ —

Sprach's und ging fürbaß, weiter den Berg hinan bis zum neuen Stall, den er für seine Geißen und Schafe hatte bauen lassen. Denn der Repsbauer ist auch ein großer Schaf- und Ziegenzüchter, aber erst seit kurzem. Ob's der Notari weiß? Vielleicht, vielleicht auch nicht; dem Repsbauer kann's ja einerlei sein. Droben hält er Umschau über seinen neuen Kleinviehstand, und siehe, „es war gut“. Bloß im Stall fehlt noch dies und das; drum kommt er andern Tags wieder mit Säge und Hammer.

Der Roggenfrieder sieht ihn vorbei gehen, kommt heraus und sagt ihm: „Der Schinderhannes“ — das war nämlich der Dorfname Nummer zwei für den Notari — „ist bereits gestern Abend hier gewesen“.

— „Gut. Wollt Ihr mit mir kommen, Roggenfrieder? Ihr könnt mir droben helfen“.

Der ist natürlich gern bereit und nimmt ebenfalls einiges Werkzeug zur Hand.

Raum sind sie hundert Schritt von Haus weg, kommt ihnen der Schinderhannes entgegen, den Rain herunter, und bietet guten Tag. Es sei ihm so leid, sagt er, von wegen dem „Mißverständnis“ von damals, und begleitete die beiden ungeladen bergauf.

„Wir könnten 's wieder wett machen“, sagt er, als er ringsum des europamüden Repsbauers prächtige Kühe weiden sieht.

Der sagt kein Wort; aber der Notari, der ihn wegen seiner vermeintlichen Auswanderungsabsichten für einen einfältigen Menschen hält, fängt, als sie des neuen Stalles ansichtig werden, wieder an:

— „Wie viel Stück habt Ihr wohl da drinn?“ —

— „Bierzig bis fünfzig mögen's wohl sein“ meint der Repsbauer; „beinahe zu viel für mich“.

„Natürlich“ — denkt der Notari, — „wenn man auswandern will!“ — und fragt weiter:

— „Was soll denn das Stück eins in's andere gelten?“ —

— „Ich denk', Stück für Stück, so viel ihrer zum Stall aus- und eingehen, 200 Franken“, antwortet der Repsbauer und zupft dabei den Roggenfrieder heimlich an der Lodenjacke, daß er's Maul halten soll.

Der Notari seinerseits jubelt innerlich ob dem in Aussicht stehenden glänzenden Geschäft und sagt, indem seine Augen funkeln:

— „Und wenn ich Euch die ganze Insaßenschaft unbesehen abkaufe, wie steht es da mit dem Preis?“

— „Was ich gesagt habe, habe ich gesagt: Stück für Stück 200 Franken, keinen Rappen weniger.“

— „Topp', abgemacht! Ihr habt's gehört Roggenfrieder“, sagt jetzt Ehren-Schinderhannes und kann seine Freude kaum verbergen, wenn er den Spottpreis für die Waare bedenkt:

— „Abgemacht!“ sagt jetzt auch der Repsbauer und schlägt kräftig in die dargebotene Hand, kaum weniger erfreut als sein Partner; auch dem Roggenfrieder, der gleich gemerkt hat, was Trumpf ist, ist's um's Aufjauchzen.

Und als nun der Notari sich die gekaufte Waare auch ansehen will — natürlich! — und sein freudestrahlandes Antlitz zu der vom Repsbauer freundlich geöffneten Stallthür hineinstreckt . . . prallt er entsetzt, versteinert, sprachlos zurück ob dem, was er gesehen und gehört: Lauter Ziegen und Schafe, lauter Geblöck und Gemecker statt der erwarteten fetten, brüllenden Rinder!

„Hol' Euch der Teufel!“ bricht er endlich los. „Ihr habt mich betrogen! Aber ich werd' Euch schon heimleuchten vor Gericht!“ — und läuft davon, als hätt' er die wilde Jagd hinter sich.

Diesmal ging's ihm aber schlecht vor Gericht; denn dieses konnte nicht anders als ihn zur Zahlung der abgemachten Summe verurtheilen. Der Handel war perfekt und ein Zeuge vorhanden, welcher bestätigte, es sei nie von Kühen die Rede gewesen, nur über die Insaßen des oberen Stalles sei verhandelt worden.

Ruben Haas kochte vor Wut; wenn er aber

an die „Stücke“ von damals an der Kirchweih dachte, so mußte er sich sagen: „Dir geschieht Recht; womit du sündigst, wirst du gestraft“ — und wenn er's nicht sagte, so sagte es wenigstens die Dorfgemeinde.

Nur nicht der Pfarrer, als der Repsbauer sich bei ihm einstellte und also sprach:

„Herr Pfarrer, Ihr wißt, es ist bei meinem Handel Wurst wider Wurst gegangen; aber ich mag an dem Betrüger und seinem Sündengeld nicht reich werden. Ich behalt', um was er mich damals beschummelt hat, vom Überschuß zieh' ich den Pachtzins ab, den ich für den Roggenfrieder bezahlt habe, und den Rest geb' ich Euch in die Hand; Ihr mögt damit die Armen der Gemeinde unterstützen, die jener Geier gerupft hat“.

Sagt der Pfarrer zu ihm: „Ihr seid ein Ehrenmann, Repsbauer — aber habt Ihr Euch besonnen, was Ihr jetzt thut? Habt Ihr nicht Böses mit Bösem vergolten?“

Dem Repsbauer ging plötzlich ein Licht in seinem Gewissen auf und er sprach nach kurzen Bedenken:

„Ihr habt Recht, Herr Pfarrer, daran dacht' ich gar nicht! — Wenn ich nun aber hingeh' zum Ruben und sag' ihm: Wißt Ihr was? Ich will Euren Schaden nicht; wir wollen den Kauf und Verkauf rückgängig machen „unter der Bedingung, daß Ihr mich auch schadlos haltet für das, um was Ihr mich beschummelt habt; ein Unparteiischer soll's abschätzen“ — ist dann Recht geschehen? Und werdet Ihr dann von mir und aus meinem Geld etwas für die Armen annehmen?“ —

„Dann steht die Sache anders und besser —“ meinte der Herr Pfarrer, „und mich dünkt, ich kann es“.

### Der schwarze Florian.

Erzählung aus der Zeit des Bauernkrieges von R. Barad.

Es war am Abend des 7. März 1525, als auf dem schmalen Waldwege, der von dem Hohenlohe'schen Dorfe Hirschbach hinab ins Thal und nach dem Städtchen

Neuenstein führte, ein Mädchen dahinschritt, einen großen aber allem Anschein nach nicht allzuschwer beladenen Korb auf dem Kopfe, den es frei, ohne ihn mit den Händen zu halten, im Gleichgewicht trug. Es war ein noch blutjunges Ding, kaum sechzehnjährig, doch groß und schlank gewachsen und von kräftigen, vollen Formen, auffallend hübsch und vermöge seiner Tracht, die in jenen Zeiten für jede Klasse der Bevölkerung sich unterschied, sogleich als Bürgerstochter niederen Ranges einer kleinen Stadt erkennbar. Frisch und fröhlich schritt die hübsche Maid auf dem einsamen Wege durch den im Abenddunkel liegenden Forst und gab ihrer Furchtlosigkeit, wie ihrer munteren Baune gleichmäßigen Ausdruck durch ein Liedchen, das sie mit lauter Stimme hellerschallend sang, welches folgendermaßen lautete:



„Hol' Euch der Teufel!“ bricht er los.

Ich wandre fröhlich durch den Wald  
Trari, Trara!  
Der Vöglein Sang ringsum erschallt,  
Trari, Trara!  
Das klingt so lieblich und so fein,  
Drum miß' auch ich mein Lied daren:  
Trari, Trari, Trara,  
Wär' nur mein Liebster da!

Ihr Vögelein, wie habt ihr's gut,  
Trari, Trara!  
Ihr wohnet in der Zweige Gut,  
Trari, Trara!  
Und hüpfet froh von Ast zu Ast,  
Euch drückt keiner Sorge Last:  
Trari, Trari, Trara,  
Wär' nur mein Liebster da!

Wenn früh der Sonne Strahl euch weckt,  
Trari, Trara!  
So ist auch schon der Tisch gedeckt,  
Trari, Trara!  
Ein Beerlein und ein Mücklein auch,  
Die finden sich an jedem Strauch:  
Trari, Trari, Trara,  
Wär' nur mein Liebster da!

Auch fehlet in dem grünen Reich  
 Trari, Trara!  
 Wohl nimmermehr die Liebe euch,  
 Trari, Trara!  
 Wie wird geschmäbelt und geküßt  
 Im Wald, wo Alles sicher ist:  
 Trari, Trari, Trara,  
 Wär' nur mein Liebster da!  
 Ihr Vöglein drum im grünen Wald  
 Trari, Trara!  
 Wie neid' ich euch den Aufenthalt,  
 Trari, Trara!  
 Ich wollt', ich wär' ein Vöglein,  
 Könnt' immer, immer bei euch sein  
 Trari, Trari, Trara,  
 Wär' — — —

Sie vollendete ihr Liedchen nicht, sondern brach mitten in dem Rehrreim ab, denn eben, als sie um eine Ecke biegend zu einem schmalen, über den rauschenden Hirschbach gelegten Steg kam, sah sie sich einem in einen langen Reitermantel gebüllten Manne gegenüber, der neben seinem Rosse stehend ihr den Zutritt zu dem Übergang verperrte und lachenden Mundes rief: „Nun, Mägdlein, weßhalb singst du nicht weiter? Sieh her! dein Liebster ist ja da!“

Das junge Mädchen erröthete und warf einen halb verlegenen, halb fürchtamen Blick auf den ihm völlig unbekanntem Fremden, der sich trotz des seine hohe Gestalt verhüllenden Mantels durch das federnaeschrückte schwarze Sammt-Varrett und die goldenen Sporen an den Reitkieseln als Ritter verrieth. Es mochte dies jedoch keine besonders Zutrauen erweckende Entdeckung für die Jungfrau sein, denn die Herren vom Adel im Allgemeinen standen zu jenen Zeiten gerade nicht im Rufe allzugroßer „Ritterlichkeit“ bezüglich ihres Benehmens gegen ländliche Schönen. Besonders die jüngeren Herren waren deßhalb geradezu gefürchtet und — ein solcher war der Fremde ja, ein junger, vornehmer und sehr schöner Ritter. „Ich bitte Euch, Herr“, stammelte sie deßhalb verlegen, „gebt den Weg frei und laßt mich weiter ziehen!“

Aber der Ritter breitete lachend die Arme aus und rief: „Nicht doch, mein schönes Kind, hier kostet es Wegzoll — einen Kuß!“

Die Maid blinnte schier erschreckt in des Ritters Antlitz, wie um zu prüfen, ob sein Verlangen ernst gemeint sei, dann — sprang sie plötzlich neben dem Stege die Uferböschung hinab und begann, ohne Rücksicht auf ihre zierlichen Lederschuhe und die blauen, mit rothen Zwickeln versehenen Strümpfe zu nehmen, ja selbst ohne ihr sauberes Röschchen etwas emporzuheben, rasch das rauschende Wasser zu durchschreiten. Aber sie kam nicht weit. Der Grund des zwar nicht tiefen, aber reißenden Wassers war mit großen, sehr glatten Steinen bedeckt: ehe sie sich's versah, glitt sie auf einem solchen aus und stürzte der Länge nach ins Wasser, das sie, ungeachtet ihrer Bemühungen, sich wieder aufzurichten, hinwegzureißen drohte. Mit einem Sprung war der Ritter jedoch an ihrer Seite. Er erfaßte sie, und einen Augenblick nachher befand sie sich, von seinen starken Armen getragen, am Ufer, wo er sie vorsichtig niederlegte.

Verwirrt und beschämt schlug das schöne Mädchen die Augen nieder. „Ich danke Euch, Herr Ritter“, sprach es, ohne ihn anzusehen.

„Aber Kind“, sagte der junge Ritter jetzt in vorwurfsvollem Tone, „was fiel dir nur ein? Wer wird denn gleich einen Scherz so ernst nehmen!“

„So war's Euch nicht ernst mit — dem Wegzoll?“ fragte sie fast erstaunt.

„Bei Gott nein! Ich scherzte bloß — bei meinem Ritterwort!“

„Dann verzeiht mir, daß ich's für Ernst nahm“, entgegnete sie, indem sie ihr triefendes goldblondes Haar, das ihr beim Sturze ins Wasser losgegangen war, auszuringen versuchte. „Wir Leute vom Volke sind eben von Euch Adelligen nur Ernst gewöhnt!“

„Du magst leider recht haben, Kind“, gab der Ritter zur Antwort. „Ich aber bin hierin wahrlich eine Ausnahme von der Regel, denn wenn auch die meisten meiner Standesgenossen in thörichter Selbstüberhebung kein Herz für die — ihrer Meinung nach — nur zum Dienen und Arbeiten vorhandenen Leute aus dem Volke haben, so denke ich hierin ganz anders: ich fühle mich nicht besser, als Jemandeiner meines Volkes, denn alle sind wir Kinder Gottes und Jeder ist somit mein Freund und Bruder. Glaubst du mir dies, Kind?“

Jetzt erst richtete die Jungfrau ihre unschuldigen blauen Kinderaugen in das edelschöne, von glänzend-schwarzem Haar und Bart umrahmte Antlitz des Ritters und — ein süßer Schauer ging durch ihren Leib, als sie seine im Feuer edelster Begeisterung strahlenden Augen auf sich gerichtet sah. Nein, diese Augen konnten nicht lügen.

„Ja, Herr“, sprach sie, „ich glaube Euch, weil Ihr es sagt und — was Ihr sagt, muß wahr sein: ich seh' es Euren Augen an!“

Sie schauderte zusammen nach diesen Worten, denn die Kälte machte sich ihr in den durchnässten Kleidern fühlbar. Der Ritter bemerkte es und nahm seinen Mantel, den er vor seinem Sprung ins Wasser abgeworfen hatte, von der Erde auf. Sorgfältig legte er ihn der Frierenden um die Schultern. „Armes Kind“, sprach er dabei, „du frierst — du bist ganz durchnäscht. Gile dich, heimzukommen, sonst wirst du am Ende meines äbelangebrachten Scherzes wegen krank!“

Aber die Maid lachte. „D habt keine Sorge“, sprach sie, „unserems wird nicht so leicht krank!“

„Wo bist du zu Hause?“

„Da unten im Thale, im Städtchen Neuenstein!“

„It's noch weit bis dahin?“

„D nur mehr eine Viertelstunde“, antwortete das Mädchen, ohne dabei vermeiden zu können, daß ihr vor Frost die Zähne zusammenschlugen.

„So laß' uns eiligst aufbrechen, Kind“, sagte der Ritter, „denn auch ich bin genöthigt, daselbst Einklehr zu halten, obgleich mein Weg mich nach Debringern führt: wie du siehst, ist mir der Sattellaut gebrochen, weßhalb ich die Werkstätte eines Sattlers aussuchen muß!“

„D das trifft sich gut, edler Herr“, rief das Mädchen. „Ich selbst bin eines Sattlers Kind und mein Vater wird Euch den Schaden mit Leichtigkeit ausbessern, wie nicht leicht ein anderer Meister, denn dafür — als der besten einer in seinem Handwerk — ist der Meister Mathias Rognagel bekannt!“

„Wie, du bist Rognagels Tochter?“ rief der Ritter. „Ei, den kenn' ich wohl: war er doch einstmals Waffen- und Sattelmeister meines seligen Vaters auf unserer Burg zu Siebelstadt!“

Ein Blick der Freude zuckte über der Jungfrau Antlitz. „So seid Ihr der schwarze Florian?“ rief sie mit leuchtenden Augen. Doch alsbald erkennend, daß diese Benennung sich für sie nicht schickte, fügte sie hocherröthend bei: „Verzeiht — mein Vater nannte stets so den edlen Ritter Florian Gejer von Gejersberg.“

— O sagt, seid Ihr's?" fuhr sie dringender fort, „seid Ihr's, den man ‚den Volksfreund‘ nennt?“

Der Ritter lächelte. „Nennt man mich so“ — sprach er — „so bin ich's auch!“

„O so laßt Euch begrüßen, wie sich's für die Tochter Eures alten Dienstmannes geziemt!“

Mit diesen Worten erhaschte sie des Ritters Hand und versuchte ihre Lippen darauf zu drücken. Der aber wehrte es ihr. „Nicht doch!“, sprach er. „Nicht also soll mich die Tochter meines alten Freundes und ersten Lehrmeisters im Gebrauch der Waffen begrüßen, nicht mit dem Zeichen der Unterwürfigkeit, sondern wie die Freundin mit einem Händedruck und einem treugemeinten Gott zum Gruß! — Ich selbst aber grüße dich, du Liebliche, wie ich meine Schwester grüße, mit einem Kuß auf die Stirne!“

Und ohne ihre Antwort abzuwarten, legte der Ritter einen Arm um die Schultern der erglühenden Jungfrau, und indem er sie sanft an sich zog, berührte er leicht mit den Lippen ihre reine, weiße Stirne.

Sie erschauerte unter diesem Kuße, dem ersten, welchen sie jemals von Männerlippen erhalten, aber sie hätte es nicht vermocht, sich dagegen zu sträuben; sie schloß die Augen und ließ es geschehen. Wie im Traume antwortete sie dann auf des Ritters Frage nach ihrem Namen: „Gertrud heiße ich, edler Herr — oder Trudchen, wie mich Vater und Mutter nennen!“

„Nun denn, so laß' auch mich dich benennen, wie sie“, entgegnete der Ritter, „und du nenne mich künftig einfach Bruder Florian.“ Willst du?“

„Ja, Bruder Florian!“ küßte das Mädchen.

„So komm' jetzt, Trudchen“, sprach der Ritter nun. „Du frierst: laß' uns eilen, heimzukommen!“

So sprechend führte er die Bitternde zu seinem Pferde, um sie auf dessen Rücken zu heben, aber Trudchen ließ es nicht geschehen. „Nein, Herr Ritter — verzeiht, Bruder Florian“, verbesserte sie sich, „was sollten die Leute denken, wenn sie mich also auf Eurem ritterlichen Rosse sitzend in Neuenstein einziehen sähen! Ich bitte Euch, laßt mich neben Euch gehen — auch Euren Mantel nehmt zurück: im Gehen wird mir schon warm werden!“

„So komm', Kind!“ erwiderte er, indem er den Mantel über den Arm hing und seines Rosses Zügel ergriß.

Aber Trudchen zögerte noch immer. „Verzeiht — mein Korb — die Mutter würde schelten, wenn ich ohne ihn heimkäme —“

Der Ritter lief das Bächlein entlang, um sich nach ihm umzusehen. Eine kurze Strecke unterhalb der Stelle, wo Trudchen gestürzt war, hing er an einem Busche, dessen Zweige ins Wasser reichten. Er zog ihn sammt den darin vertrockneten, ganz durchnäßten Wäschestücken heraus und brachte ihn dem Mädchen.

„Schön dank!“ sprach Trudchen, indem sie den Korb wie früher auf den Kopf nahm. „Und nun bin ich

\*) Alle dem Bauernbund Beigetretenen nannten sich einfach Bruder und Schwester.

bereit, Euch nach Neuenstein und meines Vaters Hause zu führen: bitte, folgt mir, Bruder Florian!“

Der Ritter ergriff abermals die Zügel seines Pferdes und führte es, neben dem Mädchen herschreitend, die Anhöhe hinab. Bald war das Ende des Waldes erreicht und eine herrliche Aussicht über das anmuthige, von der Eppach durchströmte Thal bot sich dar. Fernhin schweifte der Blick über die bewaldeten Höhen des jenseitigen Thalrandes, aus welchen am östlichen Ende des Gesichtsfeldes tie hochgelegene Stadt Waldenburg mit den altersgrauen Mauern ihres prächtigen Schlosses, am westlichen dagegen die Stadt Dehringen mit dem



„Nun, Mägdelein, weßhalb singst du nicht weiter?“

großen Herrensitz des Grafen Georg von Hohenlohe und den Thürmen des großartigen Chorherrnklosters emporrage. Zwischen beiden aber, gerade zu Füßen der beiden Wanderer, lag das freundliche Städtchen Neuenstein, überragt von seinem abseits stehenden festen Schlosse des Grafen Albrecht von Hohenlohe. Es war ein überaus freundliches Bild, das sich so plötzlich beim Austritt aus dem Walde entfaltete, und der Ritter Florian konnte nicht umhin, einen Augenblick Halt zu machen und sein Auge an demselben zu weiden. Aber die Sorge um die Gesundheit des durchnäßten und frierenden Mädchens an seiner Seite trieb ihn sofort zum Weitergehen an. Nach kurzer Frist waren sie im Städtchen und vor dem Hause des wohlhabenden Sattlers angelangt, der — ein Greis von nahezu siebenzig Jahren — hocherfreut den geliebten Sohn seines ehemaligen Dienstherrn empfing. Er ließ es sich nicht nehmen, dem Ritter, den er als Kind auf seinen Armen getragen, auf seinem Knie hatte reiten lassen und später in der Führung der Waffen unterrichtet hatte, einen

kleinen Imbiß vorzusetzen, den derselbe einnahm, während er selbst den zerrissenen Satteltgurt ausbesserte. Seine um reichlich zwanzig Jahre jüngere Gekochin, die ehrsame Frau Rosine, eine stattliche, noch immer hübsche Frau, leistete dem Ritter indessen Gesellschaft. Als aber endlich Meister Kohnagel nach Vollendung seiner Arbeit herbeikam und am Tische dem Ritter gegenüber Platz nahm, erhob sie sich, um eine Kanne Würzwein und zwei mächtige Becher für den vornehmen Gast und ihren Gatten herbeizuholen, worauf sie sich bescheiden zurückzog, denn was Männer beim Weine besprachen, taugte — ihrer gemachten Erfahrung nach — nicht immer für weibliche Ohren. Sie stieg deßhalb hinauf zu der Kammer ihrer Tochter, um sich von dieser berichten zu lassen, auf welche Weise sie in den Bach gewechselt hatte, erzählte ihr der Wahrheit gemäß Alles, was ihr mit dem Ritter begegnet war — nur das Eine, daß er sie auf die Stirne geküßt habe, verschwieg sie: es war ihr Geheimniß, ihr einziges süßes Geheimniß, das sie tief in ihrem Herzen bewahren und mit Niemand in der Welt theilen wollte. Frau Rosine hatte darum auch keinen Grund, ihre Tochter wegen ihres Benehmens zu tadeln; sie war im Gegentheil von Freude und Stolz hierüber erfüllt und zollte Trudchen innerlich sogar einen gewissen Grad von Bewunderung, denn sie wußte nicht, ob sie selbst — wenn sie in ihren Mädchenjahren sich in gleicher Lage einem jungen und schönen Ritter gegenüber befunden hätte — gleichfalls in den Bach gesprungen wäre. Sie war sogar ehrlich genug, dies zu bezweifeln.

Selbstverständlich gab die wadere Frau aber dieser Bewunderung ihrer Tochter keinerlei Ausdruck. Sie stieg nur, als sie das gefaltete Roß des Ritters vorführte, mit ihr die Treppe hinab, um ihm Lebewohl zu sagen. Der schwarze Florian saß bereits im Sattel, als die beiden Frauen herbeikamen. Knixend trat Frau Rosine zu ihm heran, reichte ihm die Hand und wünschte ihm glückliche Reise.

Der Ritter dankte und wandte sich dann lächelnd an das hinter seiner Mutter stehende Mädchen. „Und du, Trudchen?“ fragte er, indem er ihr gleichfalls die Hand zum Abschied bot. „Was wünschst du mir auf den Weg?“

„Ich?“ erwiderte das Mädchen. „Ich — wünsche Euch eine — baldige fröhliche Wiederkehr!“

„Die wird wohl früher erfolgen, als du denkst!“ sprach der schwarze Florian. „Aber wenn wir uns dann wieder an einer Brücke im Walde begegnen“ — fügte er scherzend bei — „springst du dann abermals ins Wasser, Schwester Trudchen?“

„Nein — Bruder Florian!“ stammelte sie.

„Was wirst du dann thun?“

Verlegen wendete Trudchen ihr Gesicht ab. „Dann“ — versuchte sie zu scherzen — „werdet Ihr hoffentlich nicht wieder Wegzoll von mir verlangen!“

„Wenn es aber dennoch geschähe?“ fragte er lachend.

„Dann“ — flüsterte sie leise, nur ihm verständlich — „würde ich ihn — lieber zahlen, als meine Schuhe verderben!“

Hocherglühend entsprang Trudchen nach diesen Worten. Der Ritter aber winkte lachend dem Meister Mathias und seiner stattlichen Gehälfte ein freundliches Lebewohl zu und sprengte hinweg.

Drei Wochen waren vergangen seit jenem Tage an dem der Ritter Florian Geyer von Geyersberg in dem Städtchen Neuenstein Einkehr gehalten hatte, drei

für jene Gegenden ereignisreiche, höchst denkwürdige Wochen. Die unter unerträglichem Druck ihrer Oberherren, unter unerschwinglichen Abgaben, Zöllen, Erbrechtungen und Frohnden schmachtenden, meist leibeigenen Bauern der Bisthümer Mainz und Würzburg, im ganzen Oberrhein und im Herzogthum Franken hatten das in der Grafschaft Städingen, dem Hegou, dem Klettgau, der Baar und an andern Orten von der Bauernschaft gegebene Beispiel nachahmend, sich erhoben und waren zu einem Bunde zusammengetreten, um sich von dem auf ihnen lastenden Joch zu befreien und sich ein menschenwürdiges Dasein zu erringen. Im Oberrhein, besonders in dem kleinen kurmainzischen Städtchen Ballenberg, gelegentlich einer großen Volksversammlung, vor welcher der aus seiner thüringer Heimath herübergekommene fanatische Thomas Münzer die „evangelische Freiheit“ predigte, war der Aufstand geradezu in Empörung ausgeartet und an die Spitze derselben war durch die Wahl der Versammelten der Adlerwirt Georg Wepler von Ballenberg, ein riesengroßer, baumstarker Mann, als „oberster Hauptmann“ getreten. Desgleichen hatte am Neckar der gewaltthätige und verwegene Jäcklein (Jakob) Rohrbach, ein Schenkwirth aus Bödingen bei Heilbronn, die Bauern aufgewiegelt und war als Hauptmann der Führer dieses Haufens geworden. In Franken endlich war, nachdem die Stadt Rothenburg an der Tauber durch Absehung ihres konservativen Stadtraths das Signal zur Empörung des gesamten Landes gegeben hatte, der im Würzburgischen, in Siebelstadt begüterte Ritter Florian Geyer an die Spitze der Aufständischen gestellt worden. Er, ein tüchtiger Kriegermann des Kaisers, kürzlich erst aus dem französischen Felzuge heimgekommen, um in seiner Heimath ein neues Fähnlein Landknechte für seinen kaiserlichen Herrn zu werben, war mitten in die aufständische Bewegung gerathen und da er als „Volksfreund“ allgemein bekannt und beliebt war, so hatte man ihn zum Hauptmann gewählt. Und der edelherzige, warm für sein unterdrücktes Volk fühlende Ritter hatte auch keinen Augenblick gezögert, die Wahl, die ihn als Bauern-Anführer gegen die fürstlichen Bedrücker, gegen die Grafen und Herren, seine Standesgenossen, ja selbst wider seine eigenen Verwandten führte, anzunehmen. „Mein Leben gehdrt meinem Volke“, rief er aus, „Kopf, Herz und Arm weiche ich seinem Dienste!“ Es war ein schönes, großes Wort, das er aussprach, und der schwärmerische, wahrhaft edle Mann blieb ihm treu bis zu seinem Tode.

Der „schwarze Florian“ — wie er allgemein genannt wurde — sah voraus, daß die Bauern ihre Rechte nur auf dem Wege der Gewalt, durch Kämpfe und Schlachten würden erringen können und war darum vor Allem auf's eifrigste darauf bedacht, den ihm unterstellten und nach ihm benannten „schwarzen Haufen“ kriegerisch zu organisiren und ihm militärische Zucht und Tüchtigkeit beizubringen. Gleichzeitig aber war er bemüht, dem Aufstand eine möglichst große Ausdehnung zu verschaffen, denn nur durch eine erdrückend große Menge von Kämpfern konnte — seiner Ansicht nach — die Bewegung Aussicht auf Erfolg haben. Darum ging auch sein Trachten zunächst darauf, den Aufstand ins Hohenlohe'sche zu tragen, um von hier aus Fühlung und Verbindung zu erlangen mit dem aus seinem Lande vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg, welcher um diese Zeit mit 15000 Schweizern in Schwaben eingebrochen war und nun mit Hilfe seiner ihm treu anhängenden Bauern

sein Land wieder zu erobern hoffte. Aus diesem Grunde sahen wir den Ritter Florian schon am 7. März nach Dehringen reiten: er wollte dieselbst Zwiesprache halten mit einigen im Geheimen mit der dortigen Organisation des Aufstandes betrauten Personen, insbesondere mit Herrn Wendel Hippler, dem früheren Kanzler der Grafen von Hohenlohe, einem äußerst listigen und gewandten Mann, der seit seiner Entfernung aus seinem hohem Amte nur darauf bedacht war, sich an seinen früheren Herren zu rächen und deshalb mit den aufrührerischen Bauern der Nachbarschaft in Verbindung getreten war. Aber noch immer scheiterte Florians Plan an der Abhängigkeit der Hohenlohe'schen Bauern an ihr Grafenhaus und der Scheu jedes Einzelnen, öffentlich als Empörer aufzutreten.

Diesem Zustand, dem Zögern der gräflichen Unterthanen, unter welchen es, wie allgemein bekannt, so gut gährte wie anderwärts, mußte endlich, nachdem „der helle Haufen“ — so nannten sich die vereinigten Bauern des Obenwalbes und vom Neckar — am 1. April durch Plünderung des reichen, im Jagstgrund gelegenen Klosters Schönthal zur ersten Gewaltthat geschritten war, ein Ende bereitet werden.

Von Schönthal aus, wo „der schwarze Haufen“ mit dem „hellen Haufen“ vereinigt lagerte und in den reichen Vorrathskammern und Weinkellern des Klosters schwelgte, war Ritter Florian hinübergeritten nach dem nur eine starke Stunde entfernten Einbringen zu einer nochmaligen Unterredung mit dem vorübergehend daselbst sich aufhaltenden Wendel Hippler und mit ihm machte er sich am frühen Morgen des 9. April auf den Weg nach Neuenstein, deren auf dem weiten Anger zwischen der Stadt und dem Schloß wurde an diesem Tage, wie alljährlich, der große Markt abgehalten, bei welchem die Bauern der ganzen Umgegend zusammenströmten und — bei dieser Gelegenheit ließen sich dieselben wohl am leichtesten für die Aufreizung und den Anschluß an die große Empörung empfänglich finden. Diesen Plan hatte der verschlagene ehemalige Kanzler ausgeheckt und in erstem Gespräche hierüber ritt dieser jetzt an des geharnischten Ritters Seite längs der rauschenden Sall das Thal aufwärts dem Städtchen zu, auf demselben Wege, der den schwarzen Florian drei Wochen früher in der Nähe von Hirschbach mit Getrud Rofnagel zusammengeführt hatte.

„Ich sage Euch, Herr Ritter, es gährt, sage ich Euch und es bedarf nur eines Anlasses, sei er auch noch so geringfügig, um den Ausbruch des lange verhaltenen Grolles und des allgemeinen Aufstandes hervorzurufen. Ich kenne unsere Bauern, Herr Ritter: einen Anlaß gebt mir — und sie sind Euer!“

„Ihr mögt recht haben, Herr Wendel“, erwiderte der Ritter, „ich hoffe es wenigstens. Wir müssen den Aufstand in der Grafschaft entflammen und entweder durch Überredung oder Gewalt die Grafen Georg und Albrecht zum Beitritt in den Bauernbund veran-

lassen, wie ich auch den Markgrafen Kasimir von Anspach hiefür zu gewinnen hoffe, denn je mehr kleine Fürsten und Herren auf die Seite der Bauern treten, um so größere Aussicht auf einen glücklichen Erfolg unseres Strebens, die Befreiung des Volkes aus der Knechtschaft, ist vorhanden. Aber es ist die höchste Zeit hierzu. Schon zieht der Fuldherr des schwäbischen Bundes<sup>\*)</sup>, Georg Truchsez von Waldburg, den ich als gewaltigen Kriegermann kenne, wider den Herzog Ulrich heran und wenn es wahr ist, was das Gerücht behauptet, daß er den Anführer von des Herzogs schweizerischen Hilfstruppen, Onophrius Seckstab, be-



„Ich sage Euch, Herr Ritter, es gährt.“

stochen und zur Heimkehr bewogen hat, dann ist Ulrich und die Sache der schwäbischen Bauern verloren, wenn wir ihnen nicht zu Hilfe eilen. Darum, Herr Wendel, sage ich Euch: ich afft einen solchen Anlaß zur Empörung der Bevölkerung, schafft ihn heute noch, denn wir müssen ihn haben!“

Während dieser letzten Worte des Ritters waren sie aus dem Walde gekommen und sie erblickten nun tief unten im Thalgrunde das Städtchen Neuenstein und den Anger, auf welchem zahlreiche Buden und Zelte, sowie eine zahlreiche, zwischen diesen wogende Menschenmenge die bereits vollzogene Eröffnung des Marktes kund thaten. Es waren neben der städtisch

<sup>\*)</sup> Es ist dies der geschichtliche Name der Vereinigung der schwäbischen Stände zur Aufrechterhaltung des von Kaiser Friedrich III. 1488 gebotenen Landfriedens in Schwaben. Ursprünglich von der „Rittergesellschaft zum St. Georgenschild“ und 22 schwäbischen Städten gebildet, zählte der Bund bald die Herzoge von Tyrol und von Bayern, den Grafen von Württemberg, die Markgrafen von Brandenburg-Anspach und von Baden, die Bischöfe von Augsburg und Konstanz, später auch Hessen, Kurpfalz und Trier zu seinen Mitgliedern.

gelleideten Einwohnerschaft Neuensteins zumeist Band-  
leute aus der Umgegend, die den Markt ebensowohl  
zum Verkaufen als zum Kaufen ihrer kleinen Bedürf-  
nisse besucht hatten. Was aber den beiden Reitern  
sodort auffiel, war der Umstand, daß fast alle Besucher  
des Marktes sich nach einer einzigen Stelle zusamen-  
gedrängt hatten, wo inmitten der Zelte eine niedrige  
Bühne mit einem eingerammten Pfahl aufgeschlagen  
war. Die Bedeutung derselben war nicht zu verkennen:  
es war eine sogen. „Schandbühne“ und der auf ihr  
befindliche Pfahl „der Schandpfahl“. Es handelte sich  
also offenbar um die Bestrafung eines Verbrechers,  
dessen Ausstellung am Pranger, wenn nicht gar noch  
schlimmeres.

Ritter Florian und sein Begleiter sollten nicht  
lange im Zweifel hierüber sein. Am Eingang des  
Städtchens angekommen, erblickten sie ein altes, häß-  
liches Weib in zerlumptem Anzuge, das inmitten  
einer anderer Weiber auf einem Felsblock stand und  
mit diesen aufmerksam thalaufrwärts nach dem Schlosse  
spähte. Die Alte war Weiden wohlbekannt: es war  
„die schwarze Hoffmännin“. Diesen Namen hatte sie  
erhalten wegen ihrer durchdringenden schwarzen Augen  
und ihres ebenso rabenschwarzen Haares, dessen lose,  
unordentlich von einer schmutzigen Haube zusamen-  
gehaltene Strähne die gelbe Farbe ihres mumienhaft  
eingeschrunpften Gesichtes mit dessen scharfen, grim-  
migen Zügen besonders auffallend hervorhob. Sie  
war in Böttingen, der Heimath Jäcklein Rohrbachs  
zu Hause, aber stets auf der Wanderschaft zwischen  
Nedar und Main, um den Bauern ihre Heilkränlein  
für Menschen und Vieh zu verkaufen. Viele hielten  
sie für eine schlimme Zauberin, weshalb man sie häufig  
kurzweg „die Hexe von Böttingen“ nannte. Andere  
aber waren der Ansicht, daß sie nur eine arme Ver-  
rückte sei, die ihren Verstand eingebüßt habe unter  
den furchtbaren Folterqualen, die einstmal — in ihrer  
Jugendzeit — auf Befehl des Grafen von Helfenstein,  
auf dessen Burg bei Geislingen sie bedienstet gewesen,  
ihrem armen Körper auferlegt wurden. Diese Mein-  
ung war aber insofern irrig, als die Alte vollkommen  
bei Verstande war. Thatsache dagegen war, daß der  
Großvater des auf der Weibertreu bei Weinsberg an-  
sässigen Grafen Helfenstein sie vor beläufig fünfzig  
Jahren in unmenschlicher Weise hatte foltern lassen,  
um ihr das Geständnis eines verübten Juwelen-Diebstahls,  
dessen sie als Dienerin der Gräfin beschuldigt  
war, zu erpressen. Aber die damals blühend schöne  
Magd ertrug die entsetzliche Marter und verharrte bei  
der Versicherung ihrer Schuldlosigkeit. Da mußte der  
Graf sie endlich freigegeben. Nach geraumer Zeit jedoch  
stellte es sich heraus, daß man wirklich eine Unschuldige  
gefoltert hatte, denn der von der Gräfin vermählte  
Schmuck wurde in einem Elsterneste aufgefunden.  
Seit jener Zeit hatte die Hoffmännin einen an  
Wahnsinn grenzenden Haß auf alles geworfen, was  
edelig war, besonders aber auf die Helfensteiner. Auf  
ihr Trachten ging darnach, sich für die ihr wider-  
fahrne Schmach und die ausgestandenen Qualen zu  
rächen. Aus diesem Grunde war sie schon bei Beginn  
der Bauern-Unruhen in ihrer Heimat im Verein mit  
Jäcklein Rohrbach in wild agitatorischer Weise thätig  
gewesen und überall umhergezogen, um Haß gegen  
den Adel zu predigen und das Volk zur Betheiligung  
an dem allgemeinen Aufruhr aufzureizen.

Dies war das Herrn Wendel Hippler sowohl als  
auch dem Ritter Florian wohlbekannte gräßliche Weib,  
das inmitten ihrer aufmerkamen Zuhörerinnen auf

dem Felsblock stand und mit dem dürrn Knochenarme  
nach der Schandbühne zeigend, mit krächzender Stimme  
zu reden anhub:

„Wie? Ihr meint, der Graf werde sich damit be-  
gnügen, das Mädel, das sich erdreistete, sich seiner  
Ehre zu wehren und den Junker von Ehingen, des  
Grafen Freund und Gast, auf das freche Maul zu  
schlagen, nun am Schandpfahl auszustellen? Da kennt  
ihr die Adeligen wahrlich schlecht: Das Blut floß dem  
Ehinger aus Muno und Nase auf den erhaltenen  
Schlag, darum muß auch sie bluten. Stäupen wird  
er sie lassen, mit Geißelhieben von Hentershand ihren  
jungen Leib zerfetzen, wie sie einst auch meinen auf  
die Reiter gespannten nackten Körper mit der Draht-  
geißel angriffen. Dies wird der Gertrud geschehen,  
sage ich euch. Schlagen und beschimpfen wie eine lose  
Dirne werden sie das Mädchen und — der feige Hause-  
eurer Landsleute wird müßig umherstehen und zu-  
schauern: es ist ja nur ein Mädel, das gepeinigt wird  
— was liegt an einem Mädel!“

Unwillkürlich hatte Florian sein Pferd angehalten,  
als er das Weib also sprechen hörte. „Was geht hier  
vor, Hoffmännin?“ fragte er.

„Pet, bist du's, schwarzer Florian?“ entgegnete  
das Weib. „Willst du auch sehen, wie ein Mädchen  
gestäupt wird?“

„Von wem sprichst du?“

„Von Meister Roßnagels Gertrud“, schrie die  
Alte. „Ihr schöner Leib hatte des trunkenen Ehingers,  
des Freundes des Grafen Albrecht, Gelüste gereizt,  
daß er sie auf offenem Markte ansaßte. Sie aber riß  
sich los und schlug den Frechen ins Gesicht, daß er  
blutete. Dafür ließ der Graf sie durch seine Knechte  
greifen und ins Verließ seiner Burg verbringen. Jetzt  
aber will er sie zur Strafe öffentlich am Schandpfahl  
geißeln lassen. — Seht ihr“ — wandte sie sich un-  
mittelbar nach dieser Erklärung an ihre Zuhörerinnen  
— „dort kommen sie soeben aus der Burg: Der Hent-  
er fährt die Gertrud inmitten von Bewaffneten — ihre  
Hände sind gebunden — ihr Leib nackt bis zu den Hüften  
— hatte ich nicht recht, als ich sagte, sie solle gestäupt  
werden? Pfui über Alle, die dies ruhig mitansehen!“

Ritter Florian hatte genug gehört. „Da habt  
Ihr Euren Anlaß!“ raunte er Herrn Wendel zu und  
seinem Pferde die Sporen gebend, sprengte er die An-  
höhe hinab auf den Anger und dem Platze zu, wo  
das Schreckliche geschehen sollte. Hippler aber winkte  
die schwarze Hoffmännin zu sich heran und erteilte ihr  
leise einen Auftrag, worauf das Weib sich hastig in  
der Richtung des Weges, den er mit Florian Geher  
hergekommen war, entfernte. Dann folgte er dem  
Ritter langsam: er war kein Mann der Waffen, seine  
Zunge war sein Schwert und dieses wollte er ge-  
brauchen, wenn der Ritter mit rascher, kühner That  
ihm „vorgearbeitet“ hatte.

Und sein Vertrauen auf Florians Thatkraft wurde  
vollkommen gerechtfertigt.

Noch bevor der traurige Zug bei der Schandbühne  
eintraf, war der Ritter in der Mitte der mit finsternen  
Mienen Umherstehenden angelangt. Ein Weib drängte  
sich bei seinem Erscheinen alsbald jammernd zu ihm  
heran: es war Gertruds unglückliche Mutter: „Um  
Gott, Herr Ritter“, rief sie mit gerungenen Händen,  
„helft meinem unglücklichen Kinde — helft, ach helft!“

„Seid ruhig, Frau“, erwiderte Florian, „bei  
meinem Ritterwort, es soll Eurer Tochter kein Leid  
widerfahren, wenn“ — fügte er, sein durchdringendes  
Auge auf den Kreis der Umherstehenden richtend mit

lauter Stimme bei — „die Bürger Neuensteins keine Memmen sind, die mich im Stich lassen, wenn ich mein Leben einsehe für die Rettung einer Schuldlosen von Schmach und Entehrung!“

Schweigend stand die Menge. Hinter Florian aber rief Einer: „Thun's Alle, so thu' ich's doch nicht, schwarzer Florian! Ich stehe dir bei, ich der Vater der Jungfrau, deren ganzes Verbrechen darin besteht, daß sie sich der Gewalt eines frechen Buben erwehrt: ich stehe zu dir und falle eher, als daß ich mitansehe, wie mein eigen Fleisch und Blut geschändet wird!“

Der Ritter reichte ihm die Hand. „Und ihr, Männer aus Stadt und Land,“ wandte er sich darauf an die noch immer in finsterem Schweigen Verharrenden. „Was thut ihr?“

Jetzt ging ein leises, dann lauter und immer lauter werdendes Murmeln durch die Menge: „Es ist der schwarze Florian, der Geyersberger, der Volksfreund“, raunte Einer dem Andern zu. — „Auch ich stehe Euch bei!“ rief endlich Einer und „ich bejgleichen!“ ein Anderer und — „auch wir — und wir — wir alle!“ rief zuletzt der ganze Haufe. „Eher wollen wir sterben, als die Schmach erdulden, die uns alle mittrifft!“

„Wohl, so nehmt eure Messer zur Hand, doch verhaltet euch ruhig und stille, bis ich euch aufrufe“, rief Florian. „Dann aber stürzt euch auf die Knechte und macht sie nieder, wenn sie Widerstand leisten! — Still jetzt!“ fügte er unmittelbar nachher mit leiserer Stimme bei: „sie kommen!“

Todesstille folgte; kaum daß Einer zu athmen wagte. Der schwarze Florian aber zog sein Schwert und harpte, die blanke Klinge hinter seinem mächtigen Hengste verbergend regungslos, wie aus Erz gegossen, der Ankunft des Zuges. Langsam nahte derselbe. Voraus schritt das unglückselige Mädchen, keinen Blutstropfen im bleichen Antlitz, die Augen zu Boden gesenkt, anscheinend weder sehend noch hörend, doch instinktiv bemüht, den entblöhten, schuklos den Blicken Aller preisgegebenen jungfräulichen Busen mit den zusammengeschnürten Händen zu bedecken. Hinter Gertrud aber ging der rothgekleidete Henker, das Ende des um ihren Hals geschlungenen Strickes in der einen Hand, in der andern aber die zur Züchtigung bestimmte furchtbare Drahtgeißel haltend. Rechts und links endlich schritten je zehn in die Farben ihres Herrn gekleidete Trabanten, die Brust mit dem Halbpanzer, den Kopf mit der Sturmhaube geschützt und in den Händen die eisenbeschlagene Hellebarde tragend, mit deren langem Schaft sie sich stoßend, sie sich freien Weg durch die Menge bahnten.

So kam der Zug auf den Platz in die unmittelbare Nähe der Schandbühne, da plötzlich erscholl ein donnern-

Gausfreund.

des, gebieterisches „Halt!“ und unwillkürlich gehorchten sowohl der Henker, als auch die Trabanten dem Befehl des Ritters, der ign gegeben. Gertrud aber blickte beim Klang dieser Stimme auf und freudiges Hoffen malte sich in ihrem plötzlich mit glühendem Roth übergoßenen Antlitz, als sie den Ritter erkannte. „Bruder Florian“, rief sie, auf die Kniee sinkend aus, „hilf, ach hilf mir!“

„Was soll's mit der Jungfrau?“ wandte sich der Ritter von Geyer an den Henker.

„Auf Befehl meines gnädigsten Herrn wird sie gestäubt!“ gab dieser trotzig zurück.

„Ein Unmensch, der diesen Befehl gab — ein Schuft,



„Was geht hier vor, Hoffmännin?“

der ihn vollstrecken will!“ donnerte Florian und seinem Hengste die Sporen in die Flanken bohrend, sprangte er vorwärts mitten in die überraschte Schaar der Trabanten und schmetterte den Henker, der eben versuchte, Gertrud mittelst des um ihren weißen Hals geschlungenen Strickes vom Boden aufzuzerren, mit einem mächtigen Schwertstreich nieder. Im Nu wendeten sich jetzt alle Hellebarben gegen ihn, aber mit mächtiger Stimme rief er: „Her zu mir, wer ein Mann ist!“ und blitzschnell waren die Trabanten von Hunderten von Händen entwaffnet, niedergestochen oder zur Erde gerissen.

„Sieg! Sieg!“ jubelte der Haufe und „sie ist frei, — frei!“ erscholl es brausend über den Ager, daß der Stimmen Schall weithin drang bis zum stolzen Herrenschloß und ein tausendstimmiges Echo den Ruf wiedergab: „Frei! Frei!“

Der schwarze Florian aber war während des allgemeinen Tumultes vom Hofe gesprungen, hatte die Hande der auf den Knien vor ihm liegenden Jungfrau mit dem Schwerte zerschnitten und ihr seinen vom Sattel genommenen Rittermantel um die nackten Schultern geworfen. Und wie verzückt blickte ihm die

Gerettete ins Antlitz und ihre Rippen auf seine Hand pressend, stammelte sie: „O dank — heißen Herzensdank, edler, guter Bruder Florian!“

Der Ritter hob sie liebevoll auf. „Nicht mir mußt du danken, Trudchen“, sprach er. „Gott, dem Herrn, der mich zur rechten Zeit hierhergeführt, gebührt allein dein Dank: ihn lobe, ihn preise, nicht mich, sein Werkzeug!“

Mit diesen Worten legt er sie sanft in die Arme ihrer herbeigeeilten, Freudenthränen weinenden Mutter und schwang sich, auch ihren Dank ablehnend, auf sein Roß.

Inzwischen war der Augenblick gekommen, den Herr Wendel nach Florians „Vorarbeit“ günstig für eine Ansprache an das Volk hielt. Eine Papierrolle in der Hand, hatte er die „Schandbühne“ erstiegen, denn seiner kleinen Gestalt wegen konnte er nur von solcher Erhöhung aus die jauchzende Menge überschauen und selbst von ihr erschaut werden. Stille heischend erhob er die Hand. Aber es war nicht so leicht für ihn, sich Gehör zu verschaffen; nach geraumer Zeit und erst nachdem auch der Ritter Florian mit lauter Stimme Stille geboten hatte, kam endlich Ruhe in die erregten Volksmassen und lautlos standen Alle, um zu hören, was „der Schwarzrod“, der nur den Wenigsten als der abgesetzte Kanzler ihrer Grafen bekannt war, ihnen zu sagen habe.

„Meine lieben Landsleute“, begann Herr Wendel endlich, „nach der muthigen, entschlossenen That, die ich euch vollbringen sah, laßt mich der Erste sein, der euch begrüßt als Freie und Unabhängige: denn ohne euer Wollen, ja selbst nur Bedenken, habt ihr, indem ihr ein schuldloses Mädchen aus der Hand der Tyrannen befreiet, euch selbst die Freiheit geschenkt!“

Der Redner schwieg einen Augenblick. Seine Zuhörer aber stuzten unwillkürlich; sie hatten nicht recht begriffen, was er meine. Plötzlich jedoch kam ihnen die Erkenntniß. „Er hat recht“, rief es hier und dort, „uns selbst haben wir frei gemacht von der auf uns lastenden Noth und Bedrängniß, denn nun gibt es kein Zurück mehr für uns: wir sind frei, weil wir's sein müssen! Frei — frei!“

Und wiederum brach der vorige Jubel los und taufendstimmig erscholl der Ruf „Frei, wir sind frei!“ über den Ager.

Wendel Hippler aber erhob abermals die Hand und nach eingetretener Stille begann er auf's neue: „Ja, ihr habt mich recht verstanden, Brüder! Ihr seid frei, weil es nach dem Siege über die Knechte eures Bedrückers keine Rückkehr ins alte Joch gibt. Vorwärts müßt ihr auf dem nun betretenen Wege, vorwärts treibt euch eure That der Selbsthilfe, aber — sie führt euch in die geöffneten Arme eurer Brüder vom Neckar und Main, von Franken und vom Obenwald, und mit diesen verbündet gesellt sie euch zu Jenen Schwabens und Baierns, des Schwarzwaldes und des Bodensees, ja selbst zu jenen Oesterreichs, denn überall in den deutschen Landen sind die wider göttliches und menschliches Recht unterdrückten Bauern und Kleinbürger aufgestanden gegen diejenigen, welche sich ihre Herren nennen, nicht weil sie es von Gottes- und Rechtswegen sind, sondern weil sie sich dazu gemacht haben. Alle haben sie ihr schweres Joch abgeschüttelt, losgesagt von der Herrschaft ihrer Bedränger, denn diese ist die Ursache alles Elends, der Leuteschinderei und allgemeinen Armuth. Die Fürsten und Herren sind's, die Alles zum Eigenthum nehmen, was die von Gott allen seinen Kindern gemeinschaftlich gegebene Erde erzeugt und hervorbringt, die Vögel in der

Duft, die Fische im Wasser, das Wild im Walde und jegliche Frucht und Gewächs. Der Bauer und Bürger aber soll nichts haben, er ist — nach ihrer Meinung — nur da, um für sie zu frohnen, zu zinsen und zu zahlen. Damit dies anders werde, haben sich die Völker in den deutschen Landen allen erhoben, denn keinen andern Herrn wollen sie mehr haben, als den Kaiser. Ihm wollen sie ihren Tribut geben und außer ihm Keinem. Millionen von Bauern und Kleinbürgern stellen dies Verlangen und um es durchzusetzen, stehen sie gewaffnet, in einem großen Bund vereint, gegen den es keinen Widerstand gibt. Diesem Bund, meine lieben Landsleute, tretet bei, denn wie Jene, so werdet wohl auch ihr es müde sein, fernerhin für eure seitherigen Herren zu frohnen, ihnen den Lohn eurer sauren Arbeit auszuliefern und ihnen die Hunde zum Jagen zu machen!“

Wütendes Geschrei unterbrach den Redner. „Nein, bei Gott“, riefen Hunderte, „das thun wir nicht mehr!“

Es ward still, als Herr Wendel seine Papierrolle entfaltete und damit kund that, daß er noch mehr zu sagen habe.

„Brüder“, begann er nochmals, „wenn ihr — wie ich zu meiner Freude sehe — entschlossen seid, eure Ketten zu brechen und euch frei zu machen aus dem Joch, in das ihr wie Stiere gespannt seid, so kann dies nur durch den Eintritt in den großen Bund geschehen und durch die Billigung und Annahme der zwölf Artikel, in welchen die Bauernschaft das, was sie von nun an von den Fürsten und Bischöfen, Grafen und Herren verlangt, zusammengestellt hat. Höret diese also und erkläret mir jeweils, ob auch ihr diese Artikel als die Grundlage eurer Forderungen anzuerkennen gewillt seid. Sie lauten also:

„Erstens: Jede Gemeinde soll fernerhin das Recht haben, sich ihren Pfarrer selbst zu wählen oder ihn, unwürdigen Benehmens halber, abzusetzen.“

„Zweitens: Jede Gemeinde soll den rechten Kornzehnten geben, wie er in der Schrift geboten ist. Der kleine Zehnt, insbesondere der Blutzehnt vom Vieh, soll nicht mehr gegeben werden!“

„So soll es sein!“ schrie der gesammte Haufe. „Geben wollen wir, was die Schrift gebietet, mehr aber nicht! — Was weiter?“

„Drittens: Die Leibeigenschaft hört ganz auf, denn sie widerspricht der Erlösung der Menschen durch Christum!“

„Recht! Recht! — Wir sind ebensogut nach Gottes Ebenbild erschaffen, wie die Vornehmen, und Christus hat uns alle ohne Unterschied durch sein kostbares Blut erlöst!“

„Viertens: Wild, Vögel und Fische zu fangen, muß Jedermann freistehen!“

„Recht so, die Jagd muß frei sein!“

„Fünftens: Die Waldungen, sofern sie nicht durch Kauf Eigenthum einer Person geworden, fallen von den Herrschaften an die Gemeinden zurück und sollen den Gemeindebürgern zum unentgeltlichem Gebrauch überlassen werden!“

„Angenommen — angenommen! Man soll uns künftig nicht mehr Bau-, Brenn- und Roßholz aus den Wäldern verweigern!“

„Sechstens: Frohndienste dürfen künftig nicht mehr verlangt und geleistet werden.“

„Siebtens: Die Herrschaft soll von dem Bauern nicht Dienste verlangen, die über dessen vertragsmäßige Verpflichtungen hinausgehen. Das weitergehende soll um einen ziemlichen Pfennig geleistet werden!“

„Recht so!“ erklang es wieder auf allen Seiten.  
 „Wer uns braucht, soll uns zahlen, denn jeder Arbeiter  
 ist seines Lohnes werth!“

„Achtens: Wenn Güter mit Zins und Gült so  
 überladen sind, daß dem Eigentümer für seine Mühe  
 und Arbeit nichts übrig bleibt, so soll nach der Ent-  
 scheidung ehrbarer Leute der Zins verringert werden!“

„Einkerstandens!“ war wieder die allgemeine Ant-  
 wort. „Man kann nicht zinsen, wenn man nichts hat  
 — Wie heißt es weiter?“

„Neuntens: Strafen sollen nicht willkürlich nach  
 Meid oder Gunst, sondern nur nach dem Gesetz verfügt  
 werden!“

„Zehntens: Wider-  
 rechtlich den Gemeinden  
 von der Herrschaft ent-  
 rissene Güter müssen he-  
 rausgegeben werden.“

„Heißa! Da werden  
 wir mit einemmal reich!  
 — Fahrt fort!“

„Elfstens: Die Abga-  
 be, welche Todesfall heißt,  
 ist als eine widerrechtliche  
 Vererbung von Wittwen  
 und Waisen aufzuheben.“

„Ja, widerrechtlich und  
 schändlich dazu ist's, daß  
 sie beim Tode ihres Er-  
 nährers einen Theil ihres  
 Erbes sammt dem Best-  
 haupt\*) an die Herrschaft  
 abtreten müssen: das muß  
 aufhören! — Und nun  
 der letzte Artikel — wie  
 heißt der?“

„Zwölftens“, sprach  
 Herr Wendel in ernstem  
 Tone, „soll jeder der oben-  
 genannten Artikel als ab-  
 gethan angesehen werden,  
 wenn seine Unstatthaftig-  
 keit aus der heil. Schrift  
 erwiesen werden kann!“

Diese Wendung überraschte sichtlich die Bauern,  
 die ohne Zweifel noch irgendeine scharfe Forderung  
 erwartet haben mochten. Sie schwiegen; endlich aber  
 rief Einer: „Gut und klug ist dieser Schluß. Er beweist,  
 daß wir nichts verlangen, als was recht und gerecht  
 vor Gott und den Menschen ist: wir wollen ihn an-  
 nehmen!“

„Ja, — angenommen, angenommen!“ brüllte jetzt  
 der ganze Haufe.

„Wohlan“ — rief nunmehr Wendel Hippler —  
 „so erkläret mir, ob es euer fester Wille ist, mit Gut  
 und Blut dem großen Bündniß der Bauern zu ge-  
 meinsem, planvollem Handeln und gegenseitiger Unter-  
 stützung beizutreten?“

„Ja, das wollen wir!“ ertönte es ringsum, wie  
 aus einem Munde.

\*) Das Recht des Lehns- oder Gutsherrn, beim Tode seines Lehns-  
 mannes, Leibeigenen oder Gutsunterthanen aus dessen Nachlaß vor  
 den Erben voraus dasjenige zu fordern und hinwegzunehmen, was  
 ihm nach dem damaligen Gesetz als das Beste gehörte, z. B. Das  
 beste Pferd oder die beste Kuh u. dergl.

\*\*) Es sind dies wortgetreu die 12 Artikel, welche von den Bauern  
 als Grundlage ihrer Forderungen aufgestellt wurden. Auch die Eides-  
 formel ist wörtlich die von jedem in den Bund Eintretenden beschworene.

„So höret den Eid, den ich, Wendel Hippler, der  
 Kanzler des großen Bauernheeres, Euch vorschreibe:  
 Erhebet eure Hände und schwöret:“

„Ich soll und will, indem ich in den Bund der  
 Bauernschaft eingetreten bin, weder geistlichen noch welt-  
 lichen Fürsten Zoll, Zins, Steuer oder Zehnten geben  
 bis zu Austrag und End' dieser Sache, zu der ich mit  
 Gut und Blut, Herz und Hand, Leib und Leben  
 stehen will: so wahr mir Gott helfe und das heilige  
 Evangelium.“

So lautete der mit ernster, feierlicher Stimme vor-  
 gesprochene Eid, welchen der nach Tausenden zählende



Er erhob sein Schwert und schmettete den Henker nieder.

Haufe ohne Zögern nachsprach und mit einem allge-  
 meinen lauten „Amen!“ bekräftigte.

Und „Amen!“ hallte es wieder von den alters-  
 grauen Mauern des Herrens Schlosses, als thäte die Erde  
 ihren Mund auf, um selbst für ihre bedrückten, nach  
 Freiheit, Recht und Gerechtigkeit verlangenden Kinder  
 zu zeugen.

Wendel Hippler aber verließ seinen erhöhten Platz:  
 sein Werk war gethan.

Ritter Florian trat zu ihm heran. „Wir müssen  
 schleunigst einen Boten nach Schönthal an Jörg Meßler  
 und Jädlein Rohrbach senden“, sprach er. „Der helle  
 Haufen muß so schnell wie möglich vorrücken, unser  
 Werk zu vollenden!“

Herr Wendel lächelte. „Der Bote ist bereits vor  
 einer Stunde abgegangen“, erwiderte er. „Ich habe  
 die schwarze Hoffmännin hingefendet: morgen rüden  
 die Bauern vor Schloß Neuenstein, um ein Wörtchen  
 mit dem Herrn Grafen Albrecht zu reden. Haltet mir  
 nur den hier versammelten Haufen warm, Herr Ritter;  
 gebt ihm Waffen und Führer — alles Weitere wird  
 dann kommen, wie's kommen muß!“

(Schluß folgt im Jahrgang 1898 des Rheinländischen  
 Hausfreund.)

### Ein zwölfjähriger Zeitungsschreiber.

Nur in Amerika drüben erlebt man es, daß ein Knabe von zwölf Jahren ein Journal gründet, welches Geld abwirft, und daß dieser Knabe, der mit seinem Plane Ernst macht, die Mittel findet, in wenigen Monaten ein gutes und schönes Werk zu stiften.

Seine Geschichte ist eben so einfach als interessant.

Aus einer reichen New-Yorker Familie stammend, die mehrere Mitglieder französischen Blutes zählt, fühlte Tello Apery — das ist der Name des Knaben — von Kindesbeinen an Mitleid für die armen Kinder seines Alters, die er öfters in der Nähe seines Elternhauses zerlumpt und barfuß herumerschweifen oder in den Straßen längs den Wasserrinnen ohne Schutz und ohne Brot herumirren sah.

Er war noch kaum sieben Jahre alt, als er an einem kalten Wintertag, während der Schnee in dichten Flocken fiel, von einem Spaziergang nach Hause zurückkehrte — ohne jenen warmen Pelz, den er doch beim Ausgehen mitgenommen hatte! Er hatte ihn nämlich, wie er seinen Eltern sagte, einem armen Kameraden, den es durch die Glieder fror, geschenkt!

Ein andermal ließ er zwei Straßenjungen, die er vor dem Fenster sah, auf sein Zimmer kommen. Ihre Füße waren mit Frostbeulen bedeckt, blutrünstig und aufgesprungen, daß es ihn erbarmte. Er suchte, wie er ihnen helfen könne, aber leider waren seine Finanzen erschöpft! Er konnte bloß dem Einen von ihnen ein Paar Schuhe geben; der andere aber, in seinen Erwartungen getäuscht, fing in seiner Betrübniß zu weinen an. Diese Scene ging dem armen Tello so zu Herzen, daß er sich sofort gelobte, Mittel zu finden, um fortan keinen Armen mehr sich vergeblich an ihn wenden zu lassen.

Wie stellte er das nun an?

Wir müssen vorausschicken, daß drüben jeder rechte Amerikaner, auch ein Millionärssohn, wissen muß, sich nach dem volksthümlichen Ausdruck „in's Zeug zu legen“. Die Kinder werden frühzeitig an Selbstständigkeit gewöhnt und gelehrt, ihre Thätigkeit — eine Frucht dieser Selbstständigkeit — auf das zu richten, was ihrem Temperament am meisten entspricht.

Tello wußte, daß seine Familie nur dann seine Bemühungen unterstützen werde, wenn er selber sich der Aufgabe, der er sich widmen wollte, würdig und — gewachsen zeige.

Er machte sich also mit allem Eifer an's Werk.

Da er ein wenig zeichnen und malen konnte, so kam ihm die Idee, sein bischen Kunsttalent

nutzbar zu machen. Mit Beihilfe eines Kameraden brachte er eine Sammlung von Skizzen-Bildchen und Kunstgegenständen zusammen, die er zu wohlthätigen Zwecken zu verkaufen suchte. Eltern, Verwandte und Bekannte kauften ihm eine große Anzahl derselben ab. Mit Hilfe dieses Kapitals konnte er gegen Weihnachten 1885 einen wirklichen Bazar von Spielwaaren, Rippfächern und Bilbern gründen, welcher die Kinder reicher Leute zum Kaufe locken konnte. Um die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen, hatten die beiden „Associe's“ aus allen möglichen illustrierten „Kundschau und Zeitschriften“ deren sie habhaft werden konnten, die Bilder (Holz- und Stahlstiche) ausgeschnitten und, so gut es ging, colorirt. Dann hatten sie an dem Schaufenster ihrer bescheidenen Kaufbude folgende in prächtige Lettern gefakte Inschrift eingebracht:

Verkauf von Gemälden

Albert und Tello, Kunstmalers.

Der Versuch war von Erfolg gekrönt. Mit der Einnahme aus dem Bazar konnten in diesem Jahre zwanzig Kinder unterstützt werden.

Von diesem Tage an war dem Tello die Mithilfe seiner Eltern gesichert und er hatte nie mehr den Verdruß, den armen Kleinen seine Unterstützung versagen zu müssen; diese kamen bereits in großer Zahl zu ihm, um ihre Hand auszustrecken.

In den nun folgenden Jahren veranstaltete er Weihnachtsbescheerungen an Bäumen, aber es wurden nicht bloß Spielsachen, sondern auch Kleider, Schuhe, Brot und Suppe ausgetheilt.

Das Liebeswerk für die kleinen „Barfüßer“ war gegründet!

Es gewann wunderbar an Ausdehnung.

Aber dann kam der Augenblick, wo das Einkommen von den Festen und dem Verkauf der Liebesgaben nicht mehr für die schwere Last der Ausgaben ausreichte; und Tello dachte daran, ein Journal für die reichen Kinder zu gründen; von diesem hoffte er so viel Gewinn, als für Deckung der dringendsten Bedürfnisse nothwendig war. Er entwarf also einen Plan, welcher eine Übersicht über Einnahmen und Ausgaben enthielt und legte ihn seiner Familie zur Einsicht vor, welche ihn billigte und den Tello mit der von ihm erbetenen Vollmacht ausrüstete, das Journal zu gründen, immerhin mit der Klausel, daß während des ersten Jahres dem Tello allein die Verbreitung und Bestreitung des Journals übertragen sein sollte, während Eltern und Verwandte sich eine fernere Unterstützung für den Fall, daß Tello sich seiner Aufgabe gewachsen zeige, vorbehielten.

Der Junge mit dem warmen Herzen nahm

ohne Zögern diese Bedingung an und leerte seine eigene Börse, um die ersten Kosten zu decken, das heißt, um der Kinderwelt von New-York anzuzeigen, daß ein neues Journal unter dem Titel „die sonnige Stunde“ (the sunny hour) erscheinen werde.

Die „sonnige Stunde“! Er ließ als Bignette jene Scene stechen, wo er den „kleinen Barfüßer“, den er im Straßenkoth stehen sah, mit Schuhwerk versorgt hatte — und sie bildete fortan den stehenden Schmuck des Deckblattes seines Journals.

Die erste Nummer enthielt acht Seiten Text und wurde in 1000 Exemplaren abgezogen; es war im April 1889. Sie warf nach Abzug der Unkosten dem Direktor einen Nettogewinn von 6 Schilling und 25 Pennis ab (etwa 8 Franken! oder 6½ Mark). Die zweite Nummer enthielt 12 Seiten und die Auflage zählte 10,000 Exemplare.

Im folgenden Jahre erschien die Zeitung in 16 Seiten Text und war mit Skizzen und Zeichnungen ausgestattet.

Den Text bildeten, wie man sich denken kann, Geschichten und Gedichte für Kinder, Beschreibungen von Spielen, Räthsel u. dgl.

Natürlich konnte Tello eine solche Zeitung nicht allein, nicht einmal mit Beihülfe von Kameraden redigiren. Darum war er von Anfang an bedacht, für sein Unternehmen Gelehrte und Journalisten, welche Beziehungen zu seiner Familie hatten, zu interessiren. Hernach, als sich der Erfolg einstellte, gürtete er seine Lenden mit Kühnheit und wandte sich an die ersten Schriftsteller seines Landes, um sich von ihnen einige Originalartikel zu erbitten (natürlich sollten diese, um des guten Zweckes willen, gratis geliefert werden).

Eine große Anzahl entsprach seiner Einladung, und jetzt — um nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben — ließ er Einladungen an die berühmtesten Schriftsteller und hervorragendsten Persönlichkeiten des Auslandes zur Mitarbeit und Unterstützung ergehen.

Auf der Liste dieser Mitarbeiter oder Ehrenmitglieder figurirten in Folge dessen die Namen der Kaiserin von Rußland, der Königinnen von England, von Griechenland, von Spanien, von

Rumänien, des Khedive, der Prinzen Victor und Roland Bonaparte, des Kardinals Rampolla des Marquis von Salisbury, des Ministers Crispi, des Marschalls Mac-Mahon, ferner die der Schriftsteller Pierre Loti, Jules Simon, François Coppée, und viele andere, sowie eine Anzahl berühmter Damen, wie Abeline Patti u. s. w. u. s. w.

Der finanzielle Ertrag des ersten Jahres seiner „sonnigen Stunde“ ermöglichte es, eine große Anzahl Bedürftiger zu unterstützen; zu Weihnachten konnten 208 Paar Schuhe ausgetheilt werden; im Jahre 1890 bereits deren 2000 — und nicht bloß Schuhe, sondern Kleider, Mäntel, Flanellhemden u. s. w. Überdies erhielt jedes Kind ein Spielzeug nebst einem Papierfack, der mit Sandwichs, einem Kuchen, einem Fladen, Nüssen, Drangen und Äpfeln gefüllt war.

Die drei letzten Jahre erlaubten dem wackeren



Ein andermal ließ er zwei Straßenjungen auf sein Zimmer kommen etc.

Direktor noch mehr Kinder glücklich zu machen, und den Aermsten unter seinen Bittstellern wahre und eigentliche Ausstattungen zu verabsolgen. Sie erlaubten ihm endlich, ein großes Projekt zur Ausführung zu bringen, das ihm schon lange im Sinn gelegen hatte. Anno 1892 nämlich zeigte Tello in seinem Journal an, daß er eine Subscription eröffnen werde zur festen und dauernden Erhaltung des Liebeswerkes, das er nun fast fünf Jahre so muthig betrieben hatte. Sein Aufruf fand Widerhall, und einige Monate nachher konnten 5000 Doll. zu diesem Zweck in die Kasse gelegt werden.

Am 1. Januar des Jahres 1893 (dem 16. Geburtstag Tello's) wurde der Club der „kleinen Barfüßer“ feierlich eingeweiht (in Nummer 59 der 24. Weststraße). Und diese Stiftung, die der Idee eines Kindes verdankt wird, gilt heute in New-York und den 17 vereinigten Staaten (deren jeder eine Filiale besitzt) für eine der nützlichsten und bestorganisirten Wohlthätigkeitsanstalten.

In den unterirdischen Räumlichkeiten des Club befinden sich Werkstätten zur Reinigung und Ausbesserung der Kleider und des Schuhwerks. Ein gewaltiger Saal enthält alle Gegenstände, die zur unmittelbaren Abgabe an die Bedürftigen bestimmt sind; auch eine Bibliothek, ein Lesesaal und ein Spielsaal sind vorhanden.

In allen größeren Städten der Erde sollen nun demnächst, nach der Idee Tello's, Hülfclubs eingerichtet werden. In London, Paris und Athen ist das Areal bereits abgesteckt.

Es ist beinahe wunderbar und dennoch ist es Thatsache. Muß das Beispiel dieses Kindes, das sich so männlich benommen hat, nicht viele Erwachsene der denkenden und fühlenden Menschheit erröthen machen?

### Die Zimmerjörgin.

von  
Augusta Bender.

Wie pflegte es doch seiner Zeit so vergnügt im Dorfe herzugehen, wo die alte Zimmerjörgin unter den eingeladenen Gästen war! Und sie war immer eingeladen, zu allen Hochzeiten und Kindstausen und andern Festlichkeiten, auch wenn sie mit den Festgebern weder verwandt, noch befreundet war, da man sich ohne den berühmten Telleranz derselben überhaupt keine Lustbarkeit mehr vorstellen konnte.

Selbst Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, pflegte seine Theilnahme am Schmaus an die Bedingung zu knüpfen, daß auch die lustige Zimmerjörgin geladen werde; denn wie sehr sie sich auch gegen die Zumuthung des Tanzes sträuben und sagen mochte: „Es geht wahrhaftig nicht, ihr Leute — es sind zwei Augen zu viel in der Stube“: am Ende hat es doch immer den gleichen Ausgang genommen und der Herr Special, wie der protestantische Pfarrer zu Anfang unseres Jahrhunderts genannt wurde, zog sich in die anstoßende Kammer zurück und stellte sich hinter den zwischen beiden Räumen gelegenen großen Kachelofen, von wo er die ganze Stube übersehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Dann wurden die Gläser und Teller weggeräumt, mit Ausnahme eines einzigen, welchen die Tänzerin zu ihrem Kunststück brauchte. In

ihren weißen Strümpfen, ausgeschnittenen Schuhen und altmodischem kurzen Bauschrock kletterte sie dann behende auf die Tafel hinauf und — ja wenn ich es nur beschreiben könnte, d. h. nach Art und Beschaffenheit des Tanzes gefragt hätte! doch was pflegt sich ein Kind um die Genauigkeit zu kümmern?

Daß Se. Hochwürden unausgesezt hinter dem Ofen hervorschaute, war der Tänzerin so gut als allen andern bekannt. Es sollte eben nur der Respect gewahrt bleiben, damit der Herr Special sie nicht einmal ihres weltlichen Sinnes wegen vom Abendmahl zurückweisen oder ihr am Ende gar das christliche Begräbniß weigere. So sagte sie wenigstens und man wußte niemals genau, ob sie es ernst oder scherzhaft meinte.

Der Pfarrer aber hat ihr niemals etwas in den Weg gelegt, weniger gut dagegen ist sie mit ihrer Schwiegermutter ausgekommen, die mit ihr unter einem Dache wohnte. — Man wußte nicht, an wem die Ursache lag, wohl aber, daß die Söhnerin sich diese Mißlichkeiten mit jener oft schwer zu Herzen genommen hat. Einmal wollte sie sich sogar zu Tode „hängern.“ — Sie nahm zu diesem Zwecke zwei große Laibe Brod unter den Arm und begab sich in eine abgelegene Flurgegend, den an den Grenzmarken von Oberschöffenz und Auerbach gelegenen Vogelberg.

Es war an einem Samstagnachmittage im Spätherbste, doch bei noch ziemlich warmer Witterung. Die Selbstmörderin legte sich also unter einen wilden Feldbirnbaum und war bald in tiefen Schlaf versunken.

Durch Stimmen und Tritte vorübergehender Leute aufgeschreckt, machte sie gar verdugte Augen, als sie dieselben in ihrem Sonntagsstaat erblickte. „Ei, ihr lieben Leute!“ rief sie ihnen zu, „iſch's denn heut scho morn (morgen)?“

Sie wußte nämlich nicht, ob sie Tag und Nacht hindurch, oder nur wenige Stunden geschlafen hatte. Denn, nach dem Stand der Sonne zu urtheilen, mußte es zwischen vier und fünf Uhr des Nachmittags sein.

Man kann sich vorstellen, wie verwundert die Leute ob der seltsamen Frage gewesen sein mochten. — Die Zimmerjörgin aber hat wieder ihre zwei Laibe Brod unter den Arm genommen und bei einbrechender Dunkelheit den Heimweg angetreten. Wohlbehalten kam sie zu Hause wieder an, doch weiß ich nicht, wie sie von ihrer „Schwieger“ empfangen worden ist.

Als letztere aber den Weg alles Zeitlichen gegangen war, hat die lustige Zimmerjörgin keine weitere Sorge mehr gekannt, als daß sie einmal während eines strengen Winters sterben

und in der kalten Erde „verfrieren“ könnte. — Sie pflegte dies mit einer so kummervollen Miene vorzubringen, daß die Leute auch hier wieder im Zweifel waren, ob sie es im Ernste jagte, oder, — wie gutmüthige Naturen ja zu thun pflegen, — sich selbst zur Zielscheibe ihres Witzes machte.

Was sie aber wirklich fürchtete, das war ein langes Krankenlager — kein Wunder auch! Luft, Licht und Bewegung war ihr Lebensselement, und an die dumpfe Stube, oder gar ans Bett gebannt zu sein, mußte ihr vor allem andern schrecklich scheinen.

Der Tod aber hat bei ihr ein Einsehen gehabt und sie erst hoch in den Achtzigern, und zwar in der Fülle ihrer Kraft und Munterkeit, hinweg genommen, ohne daß ihr je ein Finger oder ein Zahn weh gethan hätte. Noch an ihrem letzten Lebensabend war sie bei ihrem Nachbar und Sevattersmann, meinem Großvater Spiegel in der Vorseke (Spinnstube) gewesen und hatte sich, wie gewöhnlich, mit besonderem Behagen an dem Geruch seines — Tabakpfeifchens ergötzt, auch wenn solches, wie nicht selten, mit nicht gerade „dem feinsten“ gefüllt war. „Willst du's denn nicht nochmals anzünden, Martin!“ sagte sie noch, als sie bereits den Rocken abgesteckt und sich zum Fortgehen angeschickt hatte.

„Warum denn nicht!“ entgegnete mein Großvater in seiner gutmüthigen Weise, und hat sich dieser Willfährigkeit bis an sein eigenes Ende gefreut, denn des andern Morgens lag die Zimmerjörgin todt im Bette — still und friedlich wie eine Schlafende, der Kopf auf dem rechten Arme ruhend, die Wangen noch sanft geröthet, wie man sie zuletzt gesehen hatte.

Möge der Himmel uns allen ein gleich schmerzloses letztes Stündlein schenken!

### Gute Antwort.

In einem kleinen württembergischen Landstädtchen, einem ausgezeichneten Weinorte, lebte vor beiläufig dreißig Jahren ein in seinem Geschäfte sehr tüchtiger Küfer, der aber einen einzigen großen Fehler hatte: er war selbst „ein Weinschlauch“, d. h. er „schlauchte“ häufig bei Ausübung seines Gewerbes ein gut Theil des Weines statt ins Faß, in sich selbst hinein. Selten sah man ihn deßhalb nüchtern und bisweilen geschah es sogar, daß ihm am frühen Morgen

schon etwas Menschliches passirte, daß er nämlich total betrunken war. In solchem Zustand begegnete er einmal dem Pfarrer des Städtchens, einem würdigen alten Herrn, der jedoch — wie dies bei geistlichen Herren nicht allzu selten vorkommen soll — ein Gläslein guten Weines ebenfalls zu schätzen wußte und deßhalb eine sehr schöne „Bibliothek“ in seinem Keller hatte. Gleichwohl glaubte er jetzt dem trunkenen Küfer einige wohlgemeinte Worte der Warnung sagen



Der Herr Spezial zog sich in die anstoßende Kammer zurück.

zu müssen, weshalb er ihm mit drohend erhobenem Zeigefinger zurief: „Aber — aber, Dengler, wer wird sich so heidenmässig betrinken?!“

Aber der Küfer kannte seinen Mann. Schmunzelnd blieb er stehen und gleichfalls mit dem Finger drohend, rief er dem Pfarrherrn zu: „Ni je, Hochwürden! I han bei Ihne au scho e manchs Fäkle abeg'schlaucht, aber — no toins wieder ruf!“

Item: „wenn man in einem Glashaufe sitzt, soll man nicht mit Steinen werfen“, meint der Kalendermann.

## „Die Feuerprobe.“

Originalerzählung von Sa Rosée.

In der ganzen Gegend weit und breit war Martin Zrenger derjenige, welcher am meisten beneidet wurde. Hatte er doch alles, was das Menschenherz erfreuen konnte. Der Dalsenhof war ein prächtiges Anwesen, bestehend aus einem stattlichen Hause, das fast wie ein Herrensiß aussah, ferner aus großen Scheunen und Stallungen, angefüllt mit dem schönsten Vieh, und zwar Simmenthaler, wahre Prachtexemplare, deren Preis kein Metzger zu hoch fand, teils kleinen schwarzen Montafonern, die wegen ihres starken Milch-ertrages für jeden Bauern ein Gegenstand des Neides waren. Dazu die üppigen Wiesen rings um den Hof herum, und die Weizen- und Roggenfelder, deren Früchte leicht ein ganzes Dorf hätten ernähren können. Auch der große Obstgarten hinter dem Hause war seiner besonders feinen Äpfel und Birnen wegen berühmt. Martin war der einzige Sohn und Erbe des alten Dalsenbauern, der sich viele Sätze Thaler erspart hatte. Aber nicht nur Geld und Gut nannte der junge Bauer sein Eigen, sondern auch ein bildschönes, geliebtes Weib. Das Glück auf dem Dalsenhof war das vollkommenste, das man sich denken konnte, so glaubten alle Menschen der ganzen Gemeinde. Und doch sah heute die junge Bäuerin im Garten und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Ja, sie besaß alles — bis auf eins. —

„Das Beste, das Diebste fehlt,“ jammerte sie schluchzend. „Es ist alles umsonst! — Was habe ich schon gebetet! — Hab' mich verlobt! — bin wallfahrten gegangen! — und war sogar bei der Wunderbäuerin. Aber alles umsonst! Wozu hab' ich Haus und Hof? — Für wen mühe ich mich ab? Das ärmste Tagewer- weib ist besser daran als ich, wenn sich zwei kleine Arme um ihren Hals schlingen und ein kleiner Mund: „Mutter“ stammelt. Ein Kind! ein Kind, das ist der reichste Segen Gottes, alles andere ist nichts.“

„Na, na Bäuerin,“ tröstete sie ihre alte Base, welcher die Bäuerin ihr Leid geklagt hatte. „Wenn es nur das ist, was dich drückt, da wüßte ich schon ein Mittel, dir zu helfen. Es hat noch nie fehlgeschlagen bei Hoch und Nieder, wo es angewandt worden ist.“

„Du weißt ein Mittel?“ fragte die Bäuerin, „o sage es, und ich will dir all meine Wachsstöcke geben — es sind über hundert — und ein Stück Leinwand, das allerfeinste im Kasten, und eine Kuh, die braune Sched, die dir so gefällt. Ich lasse dir auch extra ein Faß Salvatorbier aus München kommen. — Und drei Flaschen alten Enzian, von meiner Mutter selig angefaßt, sollst du auch haben. Und —“

„Jetzt hör auf“, sagte lachend die Base, „zuletzt schenkst du mir noch deinen Hof und deinen Mann. — Nein, du brauchst mir gar nichts zu versprechen, nur eins — nur eins.“

„Und das wäre?“ fragte die Bäuerin gespannt.

„Daß wenn das Mittel hilft, ich meine, wenn du selbst ein Kind hast, daß du dann deine Lieb — dem andern nicht entziehst.“

„Was andern? was meinst du?“

„Marei! Das, was ich von dir verlang, scheint leicht zu versprechen, aber zu halten ist es schwer; denn nichts ist größer und stärker im Menschen, als die Selbstliebe, und Dein Kind ist ja ein Stück von Dir selbst.“

„Ich verstehe dich nicht Base, was meinst du denn eigentlich?“

„Passe auf, was ich dir rathe. Nimm ein Kind an — irgend eines von recht armen Leuten, die froh

sind, wenn von dem Duzend eines fehlt. Verstehst du mich jetzt?“

„Ja, wahrhaftig! das wäre nicht so übel! — Aber — es ist halt doch nur ein fremdes Kind. —“

„Hab ich es nicht im Voraus gesagt?! Sieh Marei, das ist die Selbstliebe in dir, und die wird immer schwer bestraft. Ich warne dich. — Doch gräme dich nicht, ich wette, du wirst ein eigenes Kind haben, ist erst einmal ein angenommenes im Hause.“

„Glaubst Du?“

„Ja, und auf keinen Fall kann es schaden, ich wüßte auch schon eines und zwar ein recht schönes, herziges Vuberl, der Toni von der verstorbenen Hausfriererkiesel. Das Kind steht ganz allein auf der Welt, die Eltern sind todt, und bei der alten Habernsammlerin ist es doch nur schlecht versorgt. Das Bürschel ist jetzt vier Jahre alt und herzig nett.“

Die Bäuerin sprang auf, ihre Augen leuchteten, und ihre Wangen glühten vor Freude. „Base, ich danke dir für deinen Rath, gleich will ich mit dem Schwiegervater und meinem Manne reden,“ rief sie.

\* \* \*

Die Base hatte recht gehabt. Ein Jahr, nachdem sie ihren Rath ertheilt, befanden sich zwei Kinder im Dalsenhof. Das ältere war das angenommene, der Hausfrierertoni, und das kleine, ein blondes, rosiges Mädchen, das Entzücken der eigenen Mutter und des fünfjährigen Toni. Der schleppte das dicke schwere Venerl den ganzen Tag herum und war die sorgsamste, zärtlichste Kindsmagd, die man sich nur wünschen konnte. Wenn niemand imstande war, das schreiende Kind zu beruhigen, so mußte Toni her, um die Kleine wieder zum Lachen zu bringen.

Wie oft sah später die Bäuerin zu, wenn der gutmüthige, geduldige Bub durch den Eigensinn und die Ungezogenheiten ihres Kindes litt. Aber obgleich ihr hin und wieder die Mahnung der Base in den Sinn kam, daß Eigenliebe Unglück bringe, beschwich- tigte sie stets ihr Gewissen damit, daß der Bub alles habe, was er brauche, und daß sie ihn ja nicht schlage. Die Liebe aber — die kann man nicht so geben, dachte sie. Ein eigenes Kind ist halt auch etwas anderes als ein fremdes Kind. Toni selbst fand die stete Bevorzugung Venerls ganz natürlich. Er hätte es als ein Unrecht empfunden, wenn nicht Jedermann die Kleine getätschelt und liebost hätte, denn sie war ihm ja selbst das Liebste, was er besaß.

Als die Zeit kam, wo die Kinder zusammen in die Schule gingen, zeigte sich Toni außerordentlich lernbegierig und fleißig, Venerl hingegen sehr faul und nachlässig. Sie wurde mit jedem Tage schöner, ihr Gesicht zart und rosig wie eine Apfelblüthe, ihre Augen blau wie die Kornblumen, ihre Figur voll, zierlich und fein. Toni aber sah gelb und mager aus und schoß rasch in die Höhe. Der alte Großvater war am liebevollsten mit ihm, er freute sich über das gute, treue Herz des Knaben.

„Du wirst einmal ein stattlicher Soldat werden,“ sagte er, „und kommst sicherlich zu den schweren Reitern.“

Des Großvaters Prophezeiung ging in der That in Erfüllung. Als Toni sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, kam er nach München zu den Schweren Reitern. Der Abschied ging ihm tief zu Herzen, er konnte seine Thränen nicht zurückhalten, als er zu Venerl „Behüt dich Gott“ sagte.

Sie gab ihm lachend die Hand und rief ihm „dummer Bub!“ zu.

Die Dalsenbäuerin athmete erleichtert auf, als er

fort war, denn sie allein hatte bemerkt, wie sich die geschwisterliche Liebe, welche Toni anfangs für ihr Kind empfand, mit den Jahren in eine andere verwandelte. Wie oft hatte sie gesehen, daß seine Augen wild funkelten, wenn junge Burschen auf den Dalsenhof kamen und dem Generl schöne Worte sagten, ihr schmeichelten und sich um sie bewarben.

„Was meint denn der hergelaufene Bub?“ grollte die Bäuerin. „Er wird doch nicht so frech sein und glauben, er bekommt die Tochter der Dalsenbäuerin? Wäre nicht übel, wenn unser Kind keinen andern fände! Zum Glück ist sie vernünftig, sie kennt ihren Werth und wirft sich nicht weg. Den reichsten und schönsten Bauernlohn der Gemeinde soll sie haben.“

Und die Bäuerin fing an Umschau zu halten unter den jungen, heirathsfähigen Männern der Gegend. Beni selbst dachte noch nicht an Heirathen, sie freute sich ihres Lebens und ihrer Schönheit. Wo es lustig herging, da mußte sie dabei sein. Kam sie Sonntags zur Kirche, so schaute und staunte sie alles an, aber nicht ihres Liebreizes wegen, sondern mehr ihres Putzes halber.

Wenn auch der Großvater manchmal bedenklich den Kopf schüttelte und brummte über den unerhörten Aufwand, der nicht für eine Bauerntochter passe, so entgegnete ihm die Bäuerin erregt, daß man bei einem einzigen Kinde wohl nicht jeden Pfennig zählen werde, und was das Mädchel wolle, das solle es auch haben.

„Wie wird denn das noch werden,“ fragte der Alte, „wenn sie heirathet? Sie feiert ja den ganzen Tag und versteht keine Feld- und keine Stallarbeit.“

„Das hat sie auch nicht nötig,“ erwiderte die Bäuerin und verließ ärgerlich den Schwiegervater.

Inzwischen erntete Toni beim Regiment nur Lob. Er war keines ordentlichen Betragens und seines guten Willens wegen bei Vorgesetzten und Kameraden wohlgefallen und beliebt. Jede freie Zeit benützte er, um Beni zu schreiben, und da stöß ihm so manches zärtliche Wort durch die Feder. Beni las immer nur die ersten Zeilen und warf den langen, mühsam geschriebenen Brief achlos der Mutter zu.

„Ist das eine langweilige Epistel,“ sagte sie lachend, „ich rathe dir, sie auswendig zu lernen.“ Aber jedesmal wurde die Bäuerin beim Lesen ärgerlicher. Er ist ganz närrisch in das Mädchel verliebt — wäre nicht übel! — ein Glück, daß sie nicht alles gelesen hat. Er denkt beim Aufwachen an sie, schreibt er, und den ganzen Tag sieht er sie vor sich, und wenn er in die Kirche geht, so betet er, daß sie gesund und glücklich bleiben möchte, daß alles Weh, das Gott ihr etwa zugebracht, der Allmächtige von ihr ab und ihm zuwenden möchte. „Er hat sie wirklich gern,“ sagte sich die Bäuerin. „aber er ist das Kind der Hausflurverliesel, sein Vater war ein Trunkenbold, ein hergelaufener Kerl, es ist wirklich zum Lachen, wenn man nur daran denkt.“

Die Base kam mit ihrer Enkelin Walpurg beinahe jeden Sonntagabend auf den Dalsenhof zum Plaudern. Während die jungen Mädchen, um einen Strauß zu binden, in den Gemüsegarten gingen, dessen Beete mit Nelken und Rosen eingefast waren, saßen die beiden Frauen unter dem Apfelbaum und die Bäuerin theilte der Freundin den Wunsch mit, ihre Tochter baldmöglichst zu verheirathen.

„Ich begreife dich nicht,“ erwiderte ernst die Base,

„wie kannst du dein Kind in so jungen Jahren verheirathen wollen? Meine Walpurg ist um vier Jahre älter als Beni, aber ich denke noch lang nicht daran, für sie einen Mann zu suchen. Du und Martin, ihr seid noch so rüstig. Aber lassen wir den Gegenstand, sprechen wir lieber von etwas anderem, denn wir verstehen uns in dieser Hinsicht doch nicht. War der neue Moir noch nicht bei Euch? Er will ja deinem Mann Kühe oder Ochsen abkaufen, wie ich gehört habe.“ „Nein,“ erwiderte die Bäuerin, „man sagt, er sei sehr reich.“

Freilich ist er es, er baut ja sogar ein neues Wohnhaus und hat teure Maschinen von der Münchener Ausstellung mitgebracht, auch will er auf der Grundelalm eine Käseerei einrichten. Er ist aber kein richtiger



„Das Beste, das Liebste fehlt!“ jammerte sie.

Bauer, sondern mehr ein Städtischer, beinahe wie ein Herr. Ein schöner Mensch ist er, ob er aber auch fleißig, strebsam und gut ist, das kann man noch nicht wissen.“

„Ist er verheirathet?“ fragte die Bäuerin.

„Nein, er sucht sich erst eine Frau für den Moirhof.“

Marei wurde einsilbig. Ihr war plötzlich ein Gedanke gekommen: Das wäre vielleicht der richtige Mann für ihre Tochter.

Am nächsten Tage kam wirklich der neue Besitzer des Moirhofes. Er wollte dem Bauer ein paar Zugochsen abkaufen, die dieser eben feil hatte. Marei wurde ganz roth, als sie ihn sah, so gut gefiel er ihr. Der junge Moir war groß, blond, mit lustigen, übermüthig blickenden Augen. Er war nicht in der üblichen

Gebirgstracht der Gegend, sondern trug lange, graue Hosen und Rock und Hut von derselben Farbe. Wie ein richtiger feiner Herr, dachte sich die Bäuerin. Ihr Mann wollte ihm die Ochsen im Stalle zeigen, aber der Moir war, als er Leni in der Flur gesehen hatte, ganz verblüfft bei ihrem Anblick stehen geblieben.

„Ich kaufe dir die Ochsen ungeesehen ab, Bauer,“ sagte er, „und zahl, was du verlangst.“

„Oho! das wäre ein leichtsinniger Kauf,“ meinte schmunzelnd Martin, „was würde denn deine Bäuerin dazu sagen, wenn ich zu viel verlangte?“

„Du wirst nicht mehr begehren, als die Ochsen werth sind, und was die Bäuerin betrifft — weißt du mir eine? Mein Hof ist noch ohne Frau.“

„Da wird sich wohl bald eine finden,“ erwiderte, mit den Augen zwinkernd, Martin, „so ein schönes Mannsbild, wie du bist, Sepp, hat ja die Wahl. Aber jetzt komme und trink mit uns Kaffee, meine Bäuerin hat eine extrafeine Sorte.“

Der Moir sepp folgte vergnügt der Einladung. Leni saß am Tische neben ihm und schenkte ihm ein, er konnte keinen Blick von ihr wenden. Die Bäuerin frohlockte schon vor Freude, sie sah es ja deutlich, daß der Moir sich auf den ersten Blick in die Leni verliebt hatte. Und daß diesen bildschönen Menschen ihre Tochter nicht ausschlagen würde, war doch nur selbstverständlich. Die ganze Nacht konnte sie nicht schlafen vor freudiger Erregung, denn ihr sehnlichster Wunsch schien rasch in Erfüllung zu gehen.

Schon den nächsten Tag kam der junge Moir wieder, er machte auch gar kein Hehl daraus, warum er kam, sondern ging mit seiner Werbung frisch darauf los, und ehe eine Woche um war, hatte sich das Paar verlobt. Die Hochzeit sollte im selben Monat noch gefeiert werden.

Ohne eine Ahnung von diesen Vorgängen zu haben, wanderte Toni kreuzfidel, den Ranzen auf dem Rücken, der Heimath zu. Rüstig schritt er aus, um noch vor Abend heimzukommen. So froh war er schon lange nicht mehr, die Welt war ihm noch nie so schön vorgekommen, und ganz besonders erst die Berge, denen er immer näher kam, und die von der untergehenden Sonne beleuchtet, schon blutroth sich zu färben begannen. Er schlug den Fußweg ein, der zwar viel beschwerlicher, aber näher war, und bald hatte er auch sein Ziel erreicht. Vor allem wollte er die Bank unter dem Apfelbaum besuchen; denn als er noch daheim war, saß er oft um diese Zeit mit Leni dort. Er war über den Zaun gestiegen und spähte nach der Bank — da — ja sah er denn recht? — da war die Leni, aber nicht allein. Ein Mann saß neben ihr, — er schlang den Arm um ihren Hals — und ah! — ah! — er küßte sie auf den Mund. Toni wurde es schwarz vor den Augen. Im nächsten Moment stand er mit erhobenem Arme vor dem zärtlichen Paare.

„Laß sie los,“ brüllte er, „oder ich schlage Dich zu Boden!“

Da lachte Leni laut auf. „Selt die Ueberraschung?“ rief sie, „schau, das ist ja mein Bräutigam.“

Tonis Gesicht wurde kreideweiß, seine Augen stierten starr auf das lachende Mädchen, dem der plötzliche Farbwechsel des Jugendgefährten auffiel.

„Du bist zu rasch gegangen,“ sagte sie, „laß dir vom Großvater einen Schluck Enzian geben.“

Ohne ein Wort zu erwidern, wandte er sich dem Hause zu und stieg die Treppe hinauf in die Stube des alten Bauern. Seit Toni sich auf dem Hofe befand, war der Großvater sein bester Freund, der ihm

immer freundlich zugesprochen und ihm die Thränen getrocknet hatte, wenn ihm Unrecht geschah. Toni riß die Thür auf, der Alte saß im Lehnstuhl beim Fenster und fuhr erschrocken auf, als er das blasse, verstörte Gesicht des Hereinstürmenden sah. Mit einem Aufschrei sank Toni auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind. Der Großvater, der seit einigen Monaten an den Füßen etwas gelähmt war, erhob sich und hintzte auf ihn zu.

„Was ist's?“ fragte er besorgt und legte seine Hand auf den Kopf Tonis. „Mein armer Bub, kommst du so nach Hause?“

„Die Leni! ach, die Leni!“ stöhnte Toni.

„Ah so! — weil sie heiratet? und du sie lieb hast, gelt? — kann mir's denken, mehr als es gut ist.“

„Nimmer kann ich bleiben,“ rief Toni aufspringend, „ich muß fort, weit weg! weit weg!“

Der Alte drückte ihn sachte auf den Stuhl zurück. „Laß dir erst was sagen, Toni. Natürlich kannst du nicht bleiben, wenn du sie so gerne hast, und sie die Frau eines andern wird. — Führe uns nicht in Versuchung, sollen wir nicht nur beten, sondern uns auch selber nicht der Versuchung aussetzen. Weiben darfst du also nicht. Aber du mußt auch nicht verzweifeln, du mußt dich aufraffen und zeigen, daß du ein Mann bist, und daß du dich in den Willen des Herrn ergiebst, überlasse es dem, für dich zu sorgen. Schau, Toni, mein alter Vater selig hat mir immer gesagt: Das Leben ist eine Rutsche, von Gott gesandt. In der müssen wir ruhig sitzen bleiben, wenn es auch über Stock und Stein geht und an Abgründen vorbeisauft, daß einen schaudert. Bleib nur ruhig — der Rutscher ist verlässig. Will einer aber gleich herauspringen, wenn es bedenklich wankt, dann muß er gebrochen an Leib und Seele den weiten, weiten Weg, elend und als armer Krüppel sich weiter schleppen, während der besonnen Vertrauende bequem das Ende des Weges erreicht. Das merke dir. Verstehst du mich, Toni?“

Aber dieser hatte kein Wort von dem Sinne der Rede verstanden. Ihm sauste und brauste es vor den Ohren, und sein Herz klopfte zum Zerspringen. Er warf ungestüm den Ranzen vom Rücken und lief hinaus aus dem Hofe dem Walde zu.

Nur fort, dachte er sich, sonst muß ich den Kerl, der mir das Venerl raubte, ermorden. Er stieg und stieg, bis es dunkelte und der Mond am Himmel stand. Als er wieder aus dem Walde trat, befand er sich auf der Höhe der Reckelspitze, von wo aus er einen großen, weiten Rundblick hatte. Senkrechte Felswände, Berge und Thäler, Almen und Wälder, Flüsse und Wiesen, über die der Mond sein Silberlicht glänzen ließ, breiteten sich vor ihm aus. Erschöpft und ermüdet setzte er sich auf den Boden nieder und dachte nach. Mit einem Schlage war sein Glück zertrümmert, er hatte die traute Heimath und die so heiß Geliebte verloren. Fort mußte er, weit fort von hier und sich als Knecht irgendwo verdingen. Arbeiten und Schaffen wollte er, daß ihm das Denken vergehe. Vergessen wollte er die glücklichen Tage seiner Kindheit, vergessen die Pflegeeltern und das Venerl. — Nur der Großvater sollte in seinem Herzen bleiben. Der Gedanke an ihn war sein Trost, der hatte ihn immer lieb gehabt, hatte ihm immer so freundlich in die Augen geschaut. Die Erinnerung an den alten Mann — die wollte er mit sich nehmen aus dem Dalsenhof als einzigen Schatz, der ihm geblieben. Er schwor es sich hoch und theuer, keinen Fuß mehr auf den Hof zu setzen, aber sich

spurlos davon schleichen wie ein Dieb, das konnte er doch auch nicht. Dem Großvater mußte er noch ein „Behüt dich Gott“ sagen lassen, und zwar durch die Base. In der Früh wollte er bei ihr vorsprechen und und sie bitten, dem alten Bauern seine Abschiedsgrüße zu bringen. Von ihr würde er auch erfahren, wer der Glückliche sei, der Leni als sein Weib heimführen dürfe.

Stunde um Stunde sah er still und bewegungslos mit seinen schmerzlichen Gedanken, bis der Morgen zu dämmern begann und die purpurne Sonnenku-el hinter den zackigen Felsenschrofen im Osten langsam und feierlich auftauchte. Jetzt ist es Zeit, dachte er sich und stieg wieder abwärts der Richtung zu, wo die Base ihr Anwesen hatte. Beinahe hatte er schon sein Ziel erreicht, als er vom Dorfe her läuten hörte. Das war aber nicht die Glocke zum Morgengebet, sondern die Feuerglocke. Aufhorchend blieb er stehen und sah umher. Gott im Himmel! In der Richtung des Dalsenhofes stiegen mächtige Feuersäulen zum Himmel empor. Ohne sich weiter zu besinnen, lief er Hügel auf und ab und wieder Berg hinan dem Hofe zu, den nie mehr zu betreten er vor kurzem geschworen hatte.

Als er keuchend und athemlos ankam, war zum Glück schon eine Menge Menschen beschäftigt, das Vieh aus den Stallungen zu bringen, denn sprühend schossen lange Feuergarben hinüber auf die Dächer der Seitengebäude, und prasselnd wälzten sich die wütenden Flammen dahin, wo sie neue Nahrung fanden. Brennende Schindeln und glühende Funken flogen hin und her, und bald zischte und loberte es überall auf. Selbst die grünen Bäume im Obstgarten wurden verbrannt oder versengt. Tapfer arbeitete ein Theil der Männer mit Beil und Haden, und ein anderer bemühte sich, das laut und jämmerlich brüllende Vieh aus dem gefährlichen Bereiche zu bringen, während wieder andere Betten und Kisten aus den Fenstern zu werfen suchten; denn die Feuerstrahlen konnten nur wenig ausrichten des Wassermangels wegen. Durch das Knistern des Feuers, das Geschrei der Menschen und das Brüllen des Viehes hindurch hörte Toni plöblich einen lauten Hilferuf.

Der Großvater! — und ohne sich zu besinnen, sprang er mit einem Sage mitten durch die Flammen. Hinter ihm stürzte ein brennender Balg vom Dache krachend hernieder. Dichter Qualm schwarzen Rauchs umfing ihn, durch diesen eilte er die Treppe hinauf. Endlich hatte er die Thür erreicht und aufgerissen. „Rehr um, es ist zu spät“, rief ihm der Alte zu.

Aber Toni riß ihn an sich und schleppte sich mit seiner Last mühsam nach rückwärts, wo er mit der Gewalt des Todeschreckens durch einige wuchtige Schläge die verschlossene Thür der Scheune einstieß und sich auf einer Leiter in die Stallung hinunter ließ. Der Großvater hatte die Augen geschlossen, er war vom Rauche ohnmächtig geworden, und während Toni sich noch mit dem Bewußtlosen beschäftigte, erscholl abermals ein gellender Wehruf.

„Leni! Leni! mein Kind ist oben in seiner Kammer! Rettet, rettet!“

Aber niemand getraute sich mehr in das brennende Haus. Mitleidig sahen sie auf das verstörte, verzweiflungsvolle Weib, das wie eine Wahnsinnige händ-

ringend von einem zum andern lief. „Rettung ist unmöglich.“ sagten sie alle.

„Dann will ich mit ihr sterben“, rief Toni und zum zweitemal raste er hinein in das glühende Feuermeer. Er selbst glaubte nicht mehr, hindurch zu können, aber mit übernatürlicher Willenskraft trieb es ihn immer wieder vorwärts. Durch Qualme, Funken und Flammen flüchtete er sich auf eines der Seitendächer, um von da aus zum Fenster von Lenis Stube zu gelangen. Aber auch hier sprühten die Funken, züngelten die Flammen und versengten und verbrannten ihm Haar und Haut. Nach einem verzweiflungsvollen Kampfe mit dem Elemente war es ihm endlich gelungen, in die Kammer Lenis einzubringen. Leni wußte, daß sie dem sichern Tode preisgegeben war, sie lag auf ihren Knien



„Daß sie los!“ brüllte er, „aber ich schlage dich zu Boden.“

in Todesnoth und Verzweiflung laut um Erbarmung bittend. Da sprang Toni zum Fenster herein.

„Hilf Toni!“ hilf!“

Ohne ein Wort aus der mühsam arbeitenden, nach Luft ringenden Brust heraus bringen zu können, sagte er sie um den Leib und kehrte auf demselben furchtbaren Weg, den er eben gekommen, zurück, jetzt mit verdoppelter Angst und Verzweiflung, denn er wußte, daß es in den Tod gehe. Halb bewußtlos taumelte er Schritt für Schritt vorwärts. Lenis Kopf hatte Feuer gefangen, er preßte sie nur noch fester an sich und suchte so die Flammen zu erdrücken. Die Haut seines ganzen Körpers war glühend heiß zum Zerspringen. Ach, welch ein schrecklicher entsetzlicher Tod!! Endlich hatte er die Leiter, auf der er aufs Dach gestiegen, wieder erreicht. Allmächtiger! aus der Oeffnung loderten ihm Flammen entgegen, was nun?! — „Tod ist Tod“, schreit er, „Bieber aber zerschmettert als verbrannt!“ Mit diesen Worten kehrt er um und springt hinunter in den Garten.

\* \* \*

Sechs Wochen waren vorüber seit dem großen Brande. Das einst so stattliche, freundliche Haus sah noch geschwärzt aus, war aber wieder nothdürftig zum Bewohnen hergerichtet worden. Aber so rasch und viel auch geschafft und gearbeitet wurde, der Dalsenhof bot noch immer einen traurigen Anblick dar. Rechts und links lagen große Haufen halb verlohnter Balken, Fenster- und Thürlstöcke, angebrannte und verbrochene Tische und Sessel auf einander geworfen. Auch die Bäume des Obstgartens reckten ihre dürren und geschwärzten Aeste zum Himmel auf, keine Frucht, kein Blatt war mehr an ihnen zu sehen. Weinade alle waren welf und abgestorben.

„Es riecht noch immer nach Ruß und Rauch“, behauptete die Bäuerin, die seit jenem Schreckenstage keine frohe Stunde mehr gehabt hatte. Traurig und verstört schlich sie umher an Toni vorbei, der mit Binden an Kopf, Händen und Füßen neben dem Großvater vor dem Hause saß.

„Wie geht es Venerl?“ fragte Toni.

Die Bäuerin stöhnte weinerlich: „Schlecht. Ach Gott, ein solches Unglück! Wäre sie doch lieber gleich gestorben.“

Der Alte schüttelte verweisend den Kopf. „Das ist sündhaft, sehr sündhaft“, sagte er traurig. „Ja, du kannst leicht reden“, erwiderte schluchzend die Bäuerin. „Was soll denn das arme Mädel nun noch auf der Welt? Was hat sie denn jetzt noch vom Leben? Es ist ja schauderhaft, so jung und schon lebendig begraben. — Nacht, immer Nacht!“ — O Gott! O Gott! Und wäre der ehr- und pflichtvergessene Mensch, der Moirsepp, nicht so grausam, ließ ich es mir noch gefallen. Aber sag doch selber, Schwiegervater, war es nicht schändlich, nicht infam, wie er sich herzlos abgewandt, als er sie nach dem Unglück wieder sah. Und seitdem er hörte, daß sie für immer das Augenlicht verloren hat, ist er nicht ein einzigesmal mehr wiedergekommen zu fragen, wie es geht, und wie das unglückliche Geschöpf die Blindheit erträgt. Und doch jammert das arme Mädel nach ihm und fragt mich immer, ob er denn noch nicht kommt. Mir bricht es das Herz ab, wenn ich sehe, wie sie leidet und wartet. Sie klagt nicht, daß es immer dunkel um sie ist, sondern nur, daß er nicht kommt, daß er sie nicht tröstet. Er hat sein Wort schändlich gebrochen, er ist der schlechteste Mensch auf der ganzen Welt. Mit meinen Händen möchte ich ihn erwürgen.“

„Meine liebe Marei“, erwiderte ihr Schwiegervater, „sprich doch nicht so unvernünftig. Was nützt dir denn dein Zürnen? Bleib lieber gerecht. Man kann doch unmöglich von dem jungen Moirsepp verlangen, daß er eine Blinde heirathen soll. Dein Mann, du und die Vene, ihr hättet klüger gethan, ihm schon längst sein Wort zurückzugeben.“

„Das Venerl aber hat ihn lieb“, rief die Bäuerin, „er ist ihr einziges Verlangen, ihr einziges Glück, das sie sich wünscht, da müssen wir doch trachten, ihr den Menschen zu erhalten. Wir können die Verlobung unmöglich aufheben.“

„Mit Zwang kann man da nichts ausrichten“, erwiderte der Großvater.

„Aber mit dem Recht“, rief erboht die Bäuerin. „Er ist nun einmal ihr Bräutigam. Wäre nicht übel! Wenn sie schon verheirathet gewesen wären, da hätte er sie doch auch blind haben müssen.“

„Sie sind aber noch nicht verheirathet“, antwortete der Großvater.

Die Bäuerin warf ihm einen zornigen Blick zu

und ging wieder ins Haus, mit Schimpfworten auf den Lippen.

„Die Frau ist nicht zur Vernunft zu bringen, wenn es sich um ihr Kind handelt“, sagte traurig der Alte zu Toni. „Mit dem Moirsepp könnte höchstens noch der Herr Pfarrer ein ernstes Wort reden, obschon ich jetzt diese Heirath als das größte Unglück für die arme Leni ansehen würde.“ Auf dringendes Bitten der Bäuerin sprach der Pfarrer mit dem jungen Moir, kam aber unverrichteter Sache auf den Dalsenhof und riet der Bäuerin, die Verlobung ihrer Tochter mit dem Moir rückgängig zu machen, denn der Sepp sei nicht derjenige Mann, welcher eine ihm aufgedruckene blinde Frau gut und geduldig behandeln würde. Dies sah denn auch endlich die Bäuerin ein.

Von nun an war Toni stets bei Leni. Er las ihr vor, erzählte ihr von seinen Erlebnissen beim Militär, und was er alles gesehen und gehört hatte in der Stadt und führte die arme Blinde sorgsam im Haus und Hof umher. Auf ihr Verlangen ging er täglich mit ihr eine Strecke weit dem Moirhof zu, und dann bat sie ihn, auf den Weg zu schauen, der weithin im Thale sichtbar war, ob denn der Sepp nicht komme. Dem Toni blutete das Herz, wenn er sie so sehnüchtig und hilflos sah. Ach, wie gerne hätte er jetzt gesagt: Ja, er kommt. Und jedesmal kehrte sie dann weinend um und jammerte.

„Er kommt nicht mehr zu mir, nie wieder.“

Inzwischen besuchte Walpurg sehr oft die Blinde und bemühte sich auf alle nur mögliche Weise, sie zu trösten und aufzumuntern, wofür ihr Toni von ganzem Herzen dankbar war. Er bewunderte nicht nur ihren guten Willen, sondern mehr noch ihre große Geduld für die stets närrische Leni. Früher hatte er Walpurg nie beachtet, jetzt erst lernte er ihr liebevolles Gemüth näher kennen und hochschätzen.

Er war längst von seinen vielen fürchterlichen Brandwunden geheilt, aber große, häßliche Narben enkstellten Gesicht, Hände und Füße. Das war aber auch der ganze Schaden, denn er besaß dieselbe Kraft und Beweglichkeit seiner Glieder wie zuvor und arbeitete auch fleißig beim Aufbau des Hauses und der Stallungen mit, weshalb er Walpurg doppelt dankbar war, wenn sie während seiner Abwesenheit bei der Blinden blieb.

Es war anfangs des Herbstes, als sich die Kunde verbreitete, der Moir heirathe die schöne Wirthstochter von Apling. Toni war sehr erschrocken über diese Neuigkeit.

Das muß der armen Leni erspart bleiben, dachte er, ein solcher Stich darf ihr Herz nicht treffen. Und so schwer es ihm auch antam, machte er sich doch auf den Weg zum Moirhof, um Sepp ins Gewissen zu reden und ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen. Doch gleich bei den ersten Worten, die er mit ihm wechselte, wußte Toni, daß da alles Zusprechen vergeblich war. „Das Mädel ist ja nicht mehr zum Anschauen“, rief Sepp, „sie sieht zum Erschrecken aus. Kein Mensch könne ihm eine solche Frau zumuthen. Wollte er ein solcher Narr sein, die Leni jetzt noch zu heirathen, müßte er sich noch eine andere Augenweide für sein Haus halten.“

Es war so viel Hohn und verletzende Ralte in seinen Reden, daß Toni fühlte, es könnte für Leni kein größeres Unglück geben, als das Weib dieses rohen Menschen zu werden. Muthlos und traurig kehrte er heim. Als er so des Weges dahin schritt, kam ihm mitten in seiner Trübsal der Gedanke, wie bitter er sein eigenes Herzleid oben auf der Reckelspitze be-

trauert hatte. Wie ganz unmöglich es ihm damals geschienen hätte, daß er den heutigen Gang mache, und daß er selbst noch den schlechten Menschen bitten würde, General, sein armes General, zu heirathen. —

Während Toni nach dem Brande im heftigsten Wundfieber, den ganzen Körper mit Watte verbunden, ächzend und stöhnend vor Schmerzen, dalag, hatte ihn meist der Großvater gepflegt und immer wieder von der Gotteskutsche erzählt.

„Schau, schau“, sagte jetzt der Toni, „sogar zum Noir hat mich die Kutsche gebracht!“ — Er war nun ganz ergeben in sein Schicksal, aber es war ihm oft zum Sterben traurig zu Muthe. — Trostlos lag die Zukunft vor ihm. Die blinde, stets abellaunige Leni und ihre unwandelbare Liebe zum Sepp bedrückte sein Gemüth.

Die Straße führte an dem Anwesen der Wase vorbei, es drängte ihn, Walpurg den Mißerfolg seines Ganges zu erzählen und sich bei ihr frischen Muthe zu sammeln. Die ernststen, klugen Augen des Mädchens, der Ton ihrer Stimme, die freundliche Art ihres Benehmens, beruhigten ihn immer. Sie war eben in der Stube und richtete den Tisch zum Mittagsmahl her. Als er so unerwartet eintrat, wurde sie glühend roth.

„Hab ich dich erschreckt?“ fragte er erstaunt über ihre Verlegenheit.

Sie schüttelte verneinend den Kopf, lächelte und gab ihm freundlich die Hand. „Erfreut hast du mich“, antwortete sie. „Aber du siehst müd und traurig aus, ist etwas Schlimmes vorgefallen auf dem Dalsenhof?“

Toni erzählte ihr von dem mißlungenen Besuche beim Noirsepp.

„Jetzt sag, was kann man da noch thun?“ schloß er. „Nichts, sondern stillhalten“, sagte sie, „Leni muß ihren Kummer überwinden, und sie wird es um so leichter können, als sie doch selbst einsehen muß, welch ein roher, herzloser Mensch dieser Noir ist.“

Während Walpurg so lebhaft sprach, sah Toni sie an. Noch nie hatte sie ihm so gut gefallen, wie heute. Als Walpurg noch ein kleines Mädchen war, hatte die Dalsenbäuerin immer gesagt, sie sei ein häßliches Ding. Er hatte es damals auch gedacht. Heute aber kam sie ihm sehr hübsch vor. So gute, liebe Augen hat sie, dachte er, und so einen freundlichen Mund. Wer die einmal zum Weibe bekommt, der kann sich gratulieren. Mit ihrem klugen Sinn und ihrem sanften Gemüth bringt sie Sonnenschein und Segen mit ins Haus. Es wurde ihm plötzlich ganz heiß. Hastig stand er auf, drückte ihr fest die Hand und ging.

Die Walpurg sah ihm nach, bis er um die Ecke war, dann faltete sie die Hände und weinte. „Ach Gott, wenn ich ihn nur nicht gar so gerne hätte“, seufzte sie, „er ist mir lieber als alles auf der Welt. Wie glücklich ist doch die blinde Leni! Gleich würde ich mit ihr tauschen, gerne gäbe ich mein Augenlicht her, wenn er nur mich so lieb hätte wie sie.“

Am selben Abend, nachdem Toni alles erzählt hatte, was beim Noirsepp gesprochen wurde, saßen der Bauer, sein Weib und der Großvater beisammen und beriethen sich, was nun zu thun sei.

„Was wird geschehen, wenn wir nicht mehr sind?“ jammerte die Bäuerin. „Ohne Mann kann Leni den Hof nicht bewirtschaften.“

„Nein, das kann sie nicht,“ stimmte ihr Martin bei.

„Und warum geht ihr so hartnäckig an ihrem Glücke vorüber?“ warf der Großvater ein. „Ihr denkt an alles, nur an den Toni denkt ihr nicht. Wißt ihr einen Menschen, der euer Kind lieber hätte als er? Wer hat sie aus dem brennenden Hause mit eigener Lebensgefahr herausgeholt? Gebt den Hof und die Leni dem braven Burschen, und alles ist in bester Ordnung.“

„Ich habe es auch schon gedacht,“ sagte der Bauer, „ob aber der Toni sie jetzt noch zum Weib will, das ist eine andere Frage. Mit ihrer Schönheit ist es vorbei, das Gesicht ist zerrissen von Narben — und blind dazu!“

„Daß er sie nimmt, dafür stehe ich ein,“ rief die Bäuerin, „ob aber meine Tochter einwilligt?“ „Weib,



„Tod ist Tod!“ schrie er und sprang hinunter in den Garten.

das ist deine Aufgabe, sie zu kereden, denn das wäre der einzige Ausweg, der ihr bleibt,“ sagte eindringlich Martin, „und noch vor der Hochzeit auf dem Noirsepp soll die auf dem Dalsenhof gefeiert werden!“

Bisher hatte die Bäuerin es ängstlich vermieden, mit ihrer Tochter von Sepp zu sprechen, jetzt ließ sie nichts mehr unversucht, über ihn zu schimpfen und seine neue Verlobung, welche Leni gar nicht zu überraschen schien, ins häßliche Licht zu setzen und die beharrliche Liebe und bewährte Treue Tonis hoch zu rühmen.

„Wärst Du stolz und vernünftig,“ rief sie dringend, „so wärdest du rasch Hochzeit halten, damit die Leute nicht sagen könnten, du seiest verlassen und verworfen von dem schlechten Menschen.“

Das leuchtete Leni am meisten ein, und zuletzt

sand die Mutter nicht nur ein williges Ohr bei ihrem Kinde, sondern auch ein volles Eingehen auf ihre Wünsche.

Toni war wie aus den Wolken gefallen, als ihm der Dalsenbauer den Vorschlag machte, seine Tochter zu heirathen. Er hatte in seiner Einfalt geglaubt, er werde nun auf dem Hofe mit Leni wie Bruder und Schwester fortleben, statt dessen sollte er nun der Herr und sie die Frau werden.

„Auf meinen Händen will ich sie tragen,“ stotterte er verlegen und tieferröthend, während er mit heißem Schmerz an Walpurg dachte. Hatte sich in seinem Herzen eine Umwandlung vollzogen? — War er eben so treulos wie der Moirsepp? fragte er sich. An die arme Leni mußte vor allem gedacht, für sie mußte gesorgt werden. —

Scheu und gebrückt schlich er an dem Großvater vorbei, der ihm traurig und kopfschüttelnd nachsah. Tonis Nächte wurden jetzt schlaflos, oft erhob er sich vom Bett und stützte sich mitten in der Nacht auf die Nachelspitze hinauf, wo er sich seinen traurigen Gedanken überließ. Wäre es nicht besser gewesen, der Hof wäre nicht abgebrannt? Dann wäre er jetzt über Berg und Thal — er hätte kein so hoffnungsloses Herz — sein Gewissen wäre nicht so beschwert. — War er denn nicht ein feiger Lügner? War er nicht willig, vor den Altar Gottes zu treten mit der Liebe zu einer andern im Herzen? Das ist ja Betrug! — Aber was konnte er thun? — Durfte er den Pflegevater also kränken und seine Tochter ausschlagen? Wer würde dann die arme Leni noch nehmen? — Und wenn irgend einer sie um des Hofes willen heirathen würde, welsch ein trauriges Loos stünde ihr dann bevor! — War es nicht seine heilige Pflicht, dieses Unglück von ihr abzulenken? — Mußte er sich nicht selbst zum Opfer bringen? — Ja, er mußte Barmherzigkeit üben an denen, die in seiner Kindheit barmherzig mit ihm handelten. — Was wäre wohl aus ihm geworden, wenn er bei der alten, stets bekränkten Habernsammlerin hätte aufwachsen müssen? — Mit dem Sonnenaufgang kehrte er wieder heim, um mit seinem Tagewerk zu beginnen.

Als die neue Verlobung Lenis bekannt wurde, kam Walpurg nur noch selten auf den Hof, und Toni war froh, daß er nicht mehr ihre sanften blauen Augen sah, diese Augen, die ihm in letzter Zeit so lieb und teuer geworden waren, daß er darüber alles andere vergessen hatte.

\* \* \*

Leni war im vollen Brautstaat; ein Kleid von veilchenblauer, schwerer Seide umrauschte ihre Glieder, eine Myrthenkrone zierte den Kopf und eine goldene Kette den Hals. Sie stand mitten in ihrer Kammer und weinte bitterlich, daß sie ihren Brautschmuck nicht sehen konnte. Walpurg, die ihre Kränzelsjungfer war, suchte sie zu trösten und dachte dabei: O Gott sei Dank, daß sie nicht weiß, wie furchtbar entstellt sie gerade in diesem pomphaften Puße aussieht!

Der Dalsenbauer hatte eine Menge Gäste geladen, denn es sollte eine der großartigsten Hochzeiten der ganzen Gegend werden; und als der gezierte Brautwagen mit den neuen Schimmeln ins Dorf fuhr, da lief alles staunend und bewundernd zusammen. Der Bräutigam war hoch und stattlich von Gestalt, aber er hielt sich gebeugt, als trüge er eine Last auf den Schultern. Sein Gesicht war blaß und traurig, als ihn aber der Priester am Altar fragte, ob er sein Weib lieben und ihr treu bleiben wolle bis der Tod

sie von ihm scheidet, sprach er ein lautes kräftiges „Ja“. Auch die Walpurg war blaß und hatte heute einen besonders ernsten Ausdruck im Gesicht. Am lustigsten war der Bauer und sein Weib. Beide wußten, ihr Kind und ihr Hof waren in guten Händen und wohl versorgt für die Zukunft.

Nur der Großvater war und blieb für die nächste Zeit besorgt, ihm gefiel der übertriebene Arbeitseifer des jungen Ehemannes nicht, und die stets äble Laune Lenis ärgerte und beunruhigte ihn. War sie schon seit ihrer Blindheit argwöhnisch und zänktisch geworden, so hatte sich nun ihr schlechter Humor, seit sie die Frau auf dem Hofe war, verdoppelt. Sie selbst beschäftigte sich mit gar nichts, wollte aber überall zugegen sein und war gerade niemand da, der sie führte, so schalt sie über ihren Mann, dem sie die Schuld ihres Unglücks zum Vorwurf machte, und von dem sie behauptete, daß er sie vernachlässige. Manchem stieß sie irgendwo an, dann gebärdete sie sich unbändig und schrie, als ob ihr ein Messer im Weibe stecke. Es war wirklich oft nicht mehr zu ertragen, und die meisten Ehehalten kündigten den Dienst.

„Daß Dir ihre Ungezogenheiten nicht so über den Kopf wachsen Toni,“ rieth geärgert der Großvater, „verbieth ihr einmal streng das Keifen.“ Aber dieser schüttelte nur erröthend den Kopf, als wäre er selbst bei einem Unrecht ertappt worden. „Sie ist ja zum Erbarmen,“ suchte er sie zu entschuldigen. „So jung und blind, dazu die traurigen Erfahrungen mit dem Sepp!“ —

Auch dem Martin wurde das ständige Schelten seiner Tochter zu viel, er ging öfter als sonst ins Wirthshaus und gerieth mit dem eigenen Weib in Streit wegen Leni, weil die thörichte Mutter ihr noch die Stange hielt, selbst wenn das Unrecht ihrer Tochter offen am Tage lag. Was Leni ganz besonders aufregte, war, daß der Moirsepp nicht Hochzeit machte, und daß seine Verlobung nur ein ausgesprengtes Gerücht war. „Ich weiß schon,“ sagte sie zu ihrer Mutter, „warum er nicht heirathet; hab es schon damals gemerkt, als er noch mein Bräutigam war, daß er ein Aug auf die Walpurg hatte.“

„Hör auf!“ unterbrach sie ihre Mutter, „das ist nicht wahr.“

„Ja, es ist wahr,“ fing Leni wieder an, „wie oft hab ich es gesehen, wie er verstoßen nach ihr hinschielte, ich habe mich immer geärgert und hab ihn auch einmal gefragt, warum er die Walpurg so ansteuere. Weil sie mir gefällt,“ hat er mir geantwortet. Und warum hast du sie denn nicht zu deiner Frau begehrt, sondern mich, fragte ich ihn. Weil ich dich eher kennen lernte,“ neckte er mich dann. Mutter, du wirst sehen, er heirathet noch die Walpurg.“

Der Moirsepp bemühte sich auch wirklich in auffallendster Weise um die Walpurg, obwohl ihm diese bei jeder Gelegenheit ihre Verachtung kund that.

„Daß sie so herb und stolz ist, das eben gefällt mir,“ sagte der Moirsepp einmal im Wirthshaus, sie muß noch meine Bäuerin werden, koste es, was es wolle. Ich wette meinen halben Hof, ehe das Jahr abläuft, ist sie mein Weib.“

Toni wäre gern aufgesprungen und hätte dem eiteln Prahler ins Gesicht schlagen mögen, aber er bekämpfte seinen Zorn, schob das Glas zurück, stand auf und ging heim, um sein häusliches Glend wieder zu ertragen.

„Was hat jetzt der arme Toni von dem schönen Hofe?“ sagte die Waise zu ihrer Enkeltochter. „Der

ärmste Bettelmann ist besser daran als er, es ist ja gerade, als ob in sein Weib der leidhafte Teufel gefahren wäre. Geh Walpurg, versuch es doch du einmal und red dem närrischen Weib zu Gemüth. Auf dich hat sie immer viel gehalten, sie hat mehr Respekt vor dir als vor den eigenen Eltern."

"Das ist leicht möglich," sagte Walpurg, "aber daß ich bei ihr etwas ausrichten kann, oder daß ich bei ihr noch etwas gelte, glaube ich nicht. Im Gegentheil, seit sie verheiratet ist, hat sie sich in ihrem Benehmen ganz gewaltig geändert; sie ist nicht nur hochmüthig und unfreundlich, sondern sogar grob mit mir, so daß ich sie nie wieder besuchen würde, wenn —"

"Nun — wenn?" fragte die Großmutter.

"Wenn mir der unglückliche Toni nicht so leid thäte."

"Das ist ja auch meine Sorge," stimmte die alte Frau bekümmert bei, "deshalb muß man ein Aug zudrücken bei der Leni und nicht nachlassen zu trachten, sie wieder auf den rechten Weg zurückzubringen."

"Das selbe denke auch ich," sagte Walpurg, "nur habe ich immer das Gefühl, daß mein Zuspruch ihre süße Laune noch verschlimmert. Mir ist, als ob sie einen förmlichen Haß auf mich hätte." "Oho!" rief die Großmutter, "du hast ihr ja nur Gutes und Vieles erwiesen. Geh, laß nicht ab und schau, ob du ihr den Kopf zurecht setzen kannst; denn so wie die Sache im Dalsenhof jetzt steht, geht der Toni darüber zu Grunde. Man sieht ihm ja sein Elend in den Augen an, er wird immer blässer und hagerer, und das Dachen hat er ganz verlernt. Jeder Knecht in der Gemeinde hat es schöner als er."

Walpurg nickte traurig mit dem Kopfe und machte sich mit schwerem Herzen auf den Dalsenhof. Meinetwegen, dachte sie, ich laß mir halt ihre garstigen Reden ruhig gefallen und denke mir, sie ist ja sein Weib. —

Wie immer fand sie die junge Frau gereizt und verstimmt. "Ah, Purgel bist du es, rief sie ihr zu, was willst du denn schon wieder bei uns? Mein Mann ist nicht zu Haus, daß er dich unterhalten und anschnäueln könnte."

"Aber Leni! red doch nicht so, ich komme ja nur zu dir, um dich ein bißchen aufzuheitern."

"Da schau! wegen meiner kommst du? — was du für eine Gute bist! eine ganze Heilige, wenn nur das Eine nicht wäre."

"Eine Heilige bin ich gewiß nicht. Im Gegentheil, ich finde, daß ich recht viele Fehler an mir habe, aber ich bemühe mich ehrlich, sie auszurotten."

"So, davon merk ich nichts, — denn sonst müßtest du dir vor allem das Herlaufen auf den Dalsenhof abgewöhnen. Oder meinst du etwa, ich bin so dumm und glaub, daß ich dein Anziehungspunkt bin? Meinst du, ich hab auch kein Gehör mehr, weil ich nicht seh?

Geh, du Scheinheilige, daß du jetzt auch noch zu lügen anfängst. —"

"Aber Leni, du weißt wahrhaftig nicht mehr, was du sprichst im Zorn. Daß du so unglücklich bist, ist ja schon hart genug, nicht nur für dich, sondern mehr noch für deine Angehörigen. Mach ihnen doch nicht noch größere Qual durch deine Ungebuld. Alles wäre besser, wenn du dich in den Willen des Herrn ergeben wolltest."

"Sei still, sag ich," schrie Leni, dunkelroth vor Zorn, "jetzt habe ich es satt dein Predigen, fang bei dir selber an, dich besser zu machen und dich in den Willen des Herrn zu ergeben, begehre nicht, was dir nicht gehört. Verstanden?"

Walpurgs Wangen wurden kreideweiß; das thue



Aber schon war Toni da, der ihn zurückgab.

ich auch nicht," stammelte sie.

"So? — kannst du es schwören, daß du nicht bis über die Ohren in Toni verliebt bist? Nun — warum antwortest du mir nicht?"

"Da ist schwer eine Antwort zu geben," erwiderte jetzt wieder gefaßt Walpurg, "weil du mich doch nicht verstehen wirst. Ich hab Toni gern, aber meine Liebe ist keine Sünde, denn sie ist wunsch-, freud- und lichtlos wie Deine Augen. Wenn ich ihn auch gern hab, bin ich mir doch keines Unrechts bewußt. Muß man denn einen Menschen, der so brav, so edel ist wie er, nicht lieben und hochachten? Ja, ich komme feinetwegen herauf, das ist wahr, doch nicht um der Sehnsucht meines Herzens nachzugeben, sondern um ihm sein Weib gefügiger und sanfter zu machen; denn du verwandelst ja sein Haus in eine Hölle. Mit aufgehobenen Händen bitte ich dich, sei nicht zornig und ungeduldig, gib ihm ein gutes Wort, wenn er zu dir kommt. Wahrhaftig! er hat es um dich verdient, er hat sein Leben für dich gewagt, seine Liebe hat die Feuerprobe bestanden."

Beni gab darauf keine Antwort, sondern rief: „Das möcht ich wissen, was an dir ist, daß sich die Männer so in dich verlieben? So lange ich denken kann, bist du ein häßliches Ding gewesen, braun wie die Haselnuß, dürr wie ein Zaunpfosten.“

„Magst leicht recht haben Beni, schön bin ich nicht, das macht mich aber nicht traurig, denn der Mensch, der mich gern hat, wird einen andern Werth bei mir suchen als ein schönes Gesicht. Doch ich sehe, daß ich heute eine unglückliche Stunde gewählt habe mit meinem Besuch, so will ich halt wieder gehen. Leb wohl Venerl, sei mir nicht böse, ich habe es gut gemeint mit dem, was ich gesagt habe.“

Mürrisch schob Beni ihre Hand zurück.

Betrübt und schweren Herzens stieg Walpurg die Treppe hinunter. Unter der Hausthür prallte sie erschrocken zurück, denn vor ihr stand der Moir.

„Ah“, rief dieser höhniisch, „da heroben kann man sie finden, die stolze Walpurg.“

„Was willst denn du da?“ fragte sie ihn.

„Geht das dich etwas an?“ antwortete er und rief laut nach Toni.

Walpurg wandte sich um und stieß einen Schreckensruf aus. Oben auf der Stiege sah sie Beni totenbleich mit vorgestreckten Armen. „Bleib stehen“, rief sie ihr zu, „ich komme.“

Beni wollte hastig herunter, verfehlte die Stufen und fiel die hohe Treppe herab. Mit Blut übergossen lag sie wie tot zu den Füßen des Moir, der sich schauernd zu ihr niederbeugte, um sie aufzuheben, aber schon war Toni da, der ihn zurückschob.

„Den Doktor!“ rief er, „holt schnell den Doktor!“ Martin selbst lief ins Dorf hinab, den Bader zu holen. Als dieser kam, war Beni eine Leiche.

Die Bäuerin gebärdete sich seither wie rasend, sie saß tagelang am Friedhof und wollte nicht mehr heimkehren. Nur die Walpurg war imstande, sie einigermahen zu beruhigen.

„Ach Gott! ich habe schwer gesündigt“, rief weinend Marei, „jetzt sehe ich meine Schuld ein. Gott hat mich gestraft wie Deine Großmutter es mir prophezeit hat.“

„Du hast aber doch noch ein Kind“, suchte Walpurg sie zu trösten, „und zwar ein recht gutes, braves. Und wenn dich dein Gewissen drückt, so suche deine Schuld wieder gut zu machen. Erfülle deine Pflicht bei den Lebenden und laß die Todten ruhen in Frieden. Du hast für den alten Großvater, für deinen armen Mann und für Toni noch zu sorgen. Bemühe dich, ihnen ihr Leben nicht nur zu erleichtern, sondern auch so angenehm als möglich zu gestalten. Suche du sie zu trösten, das ist deine Pflicht, und die darfst du in deinem Schmerze nicht vernachlässigen. Versprich mir da am Grabe deiner Tochter, daß du meine Worte beherzigen willst. — Und sieh! da kommt er schon, dein guter Sohn.“

Wirklich kam Toni, der seine Pflegemutter jetzt mit verdoppelter Liebe behandelte und sie jeden Tag vom Gottesader abholte, um sie heimzuführen.

Frühling war es wieder. Oben auf den Gipfeln der Berge lag zwar noch der Schnee, aber im Thal ging ein lauer Wind über Wald und Flur, und überall grünte und blühte es.

Der alte Großvater saß eines Sonntags vormittags im bequemen Lehnstuhl vor dem Hause in der Sonne und rauchte mit zufriednem Gesicht sein Pfeifchen. Marei hatte ihr Versprechen, das sie Walpurg am Grabe ihrer Tochter gegeben, auch gehalten. Sie hatte

versucht, ihren Kummer zu überwinden, und ging nur mehr Samstags abends auf den Gottesader hinunter. Jetzt erfüllte sie getreulich ihre Pflichten als Hausfrau und Gattin. Auch Martin sah wieder munter aus. Er beschäftigte mit großem Interesse die jungen Obstbäume, welche Toni gepflanzt hatte, die alle in reichem Blüthenschmud prangten. Es war um die Mittagszeit. Im Dorfe war es leer und still, und noch stiller war es am Friedhof. Da stand vor dem mit Maiglöckchenkränzen gezierten Grabe Benis ein glückliches Paar Menschen. Toni hatte den Hut in den gefalteten Händen und dachte an Beni. Er hatte das letzte Jahr des Unfriedens aus seinem Gedächtnis verwischt und erinnerte sich nur mehr des blonden, rofigen Kindes, das er einst so sehr geliebt. Walpurg lehnte ihren Kopf an seine Schulter und sah glückselig zu ihm auf.

„Daß uns heimgehen, die Eltern warten auf uns,“ mahnte sie.

### Die Rache des Schicksals.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben.

In L. wohnte vor etwa 30 Jahren ein reicher Rentner ohne Weib und Kind allein mit seiner alten Hauserin. Er pflegte sein Geld meist an kleine Leute auszuleihen, um durch allerlei unehrliche Händel hohe Zinsen zu erschwindeln. Eines Tages kam ein Steinhauergeselle zu ihm und wollte 3 Kronenthaler leihen. Der Wucherer war bereit dazu, verlangte aber, daß der Geselle einen Schuldschein für 4 Kronenthaler ausstelle und auch etwas in Versatz gebe. Der hatte aber nichts von Wert als höchstens seinen Sonntagsrock, und den konnte er eigentlich nicht entbehren. Da aber der harteherzige Mann durch keine Bitten umzustimmen war, und der Steinhauer das Geld notwendig brauchte, so mußte dieser wohl oder übel seinen guten Rock holen und erhielt die 3 Kronenthaler.

Wenige Tage darauf erkrankte der Geizhals, und ein hitziges Fieber raffte ihn schnell dahin. Thränen wurden ihm nicht nachgeweint; auch sollen ihn keine Engel in Abrahams Schoß getragen haben.

Als der Leichenschauer ein Sterbekleid bestellen wollte, meinte die Haushälterin, dieses Geld könne man im Sinne des Verstorbenen sparen; man sollte ihn in seinem schwarzen Rock der ohnedem nichts mehr wert sei, ins Grab legen, wie es jetzt bei vielen Leuten üblich sei. Das geschah denn auch.

Als der Steinhauer einige Tage darauf von seines Gläubigers Tod hörte, wollte er seine Schuld abtragen und den Rock einlösen. Die Hauserin, welche gesehen hatte, wie ihr Herr den versehten Rock in den Schrank gehängt hatte, wollte ihn dort holen; aber da hing nur ein altes, schäbiges Röcklein von ihrem Herrn darin. Sie konnte es nun lange nicht zusammenreimen,

daß  
man  
hau  
Lösu  
fond  
Das  
hau  
seine  
den  
ihm  
neue  
bete  
er f  
hat  
wirt  
erfa  
seine  
schre  
wie  
Sals  
hau

blut  
Er  
gab  
Bur  
viel  
alle  
daß  
rade  
halb  
bald  
ihn

wirt  
hatt  
fidel  
Wit  
dab  
als  
woz  
wie  
dur  
Hin  
ein  
aus  
Bur  
ten  
fere  
mar  
eine  
zahl

daß ihres Herrn Rock da war, und doch hatte man ihn darin in den Sarg gelegt, daß des Steinhauers Rock aber fehlte. Plötzlich kam ihr die Lösung. Ihr Herr liegt nicht in seinem eigenen, sondern in des Steinhauers Rock im Grabe. Das war eine böse Verwechslung! Der Steinhauer aber nahm den alten Rock nicht anstatt seines guten; er verlangte einen neuen, und um den Skandal aus der Welt zu schaffen, haben ihm die Erben des Wucherers einen schönen, neuen Sonntagsrock machen lassen, ihn aber gebeten, die Sache bei sich zu behalten. Dazu hat er sich aber nicht verpflichtet gefühlt, sondern er hat es im Abler erzählt. Von der Frau Ablerswirtin aber hat es der Hausfreund brühhwarm erfahren, so daß er imstande war, die Geschichte seinen alten und jungen Freunden „als abschreckendes Exempel“ zu erzählen, obgleich — wie er sicher hofft — unter ihnen kein solcher Halsabschneider sein wird, wie der in des Steinhauers Rock im Grabe liegende alte Wucherer.

### Der Rebhühnerfriß.

Vor 40 und mehr Jahren kam in M. ein blutjunger Rasierer angereist und fand Arbeit. Er stammte aus einem kleinen Neste bei Berlin, gab sich aber dreist für einen Berliner aus. Der Bursche war außerordentlich redefertig, schwatzte viel, sprach gerne groß und suchte den Leuten allerlei aufzubinden. Bald aber merkte man, daß nichts hinter ihm sei; war er auch nicht gerade dumm, so zeigte er sich doch einfältig. Deshalb trieben die jungen Leute des Städtchens bald ihren Schabernak mit ihm und titulierten ihn nicht anders als Doktor.

Am Sonntag nach Fastnacht setzte der Sonnenwirt den jungen Burschen, die bei ihm getanzt hatten, ein großes Faß Bier vor, und es ging kreuzfidel zu; man sang, lärmte und trieb allerlei Witzleien; der Berlinerfriß war natürlich auch dabei. Gegen Abend stellten sich seine Kameraden, als wollten sie etwas im Geheimen ausführen, wozu sie ihn nicht brauchen könnten. Neugierig, wie er war, drängte er sich auf, und wollte durchaus erfahren, was sie vorhatten. Nach langem Hinhalten weichte man ihn in das Geheimniß ein; er mußte aber feierlich versprechen, ja nichts auszuschwätzen. Da erfuhr er denn, daß die Burschen heute Abend Rebhühner fangen wollten; das sei ein sehr pläsierliches Geschäft; besseres als gebratene Rebhühner gebe es nicht; man habe schon manchmal 60—80 Stück an einem Abend gefangen, und der Sonnenwirt zahle gerne  $\frac{1}{2}$  Gulden für's Stück.

Der Barbiergehilfe ließ sich nicht abhalten und

Gausfreund.

zog mit etwa 20 Burschen hinaus nach dem Krappenbuckel, etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde vom Städtchen. Gerne ließ er sich auch mit einem großen Saß beladen, den man zum Fange brauchte.

Draußen wurde nun der Berliner unten an den Berg gestellt; er mußte sich mit dem Bauch auf den Boden legen und den geöffneten Saß vor sich hinhalten, damit die Rebhühner, die den Berg herabkämen, hineinrennten. Die Kameraden gaben vor, sie würden von rechts und links und von oben die Vögel zusammen treiben und in den Saß jagen. Er solle ja den Kopf hinter den Saß ducken, damit ihn die Hühner nicht sähen.

Die Begleiter stiegen nun den Berg hinan; Friß aber lag vorschriftsmäßig auf dem Boden und mußte sich nicht. Bald hörte er in der Ferne ein lautes husch, husch! Auch gerieten einige Steine ins Rollen. Da dachte der Barbier: Jetzt kommen sie. Sie kamen aber nicht. Nachdem er einige Minuten später noch einmal Händeklatschen und den Ruf: Sch! Sch! gehört hatte, wurde es todtensille.

Erst nach langem Warten und nachdem er auf dem feuchten Boden durch und durch kalt geworden war, ging ihm endlich in der Dunkelheit ein Licht auf. Er merkte, daß man mit ihm ein böses Spiel getrieben und daß er übel reingefallen sei. Ärgerlich warf er den Saß weg und suchte den Heimweg auf. Aber in der Finsterniß verirrte er und kam immer wieder an einen Wassergraben, über den keine Brücke führte, so daß er ihn endlich durchwateten mußte. Längst war Mitternacht vorüber, als der Rasiergehilfe zu Hause anlangte und an der Hausthüre des Prinzipals schüchtern anklopfte.

Da erschien die Frau Meisterin im großen Negligee mit der hohen Schlafhaube und ging mit dem armen Burschen ganz entsetzlich um. Sie hieß ihn einen großen Lumpen, einen wüsten Kerle, den sie nicht im Hause behalte; er könne ja gar nicht sagen, wo er sich in der Niederlichkeit herumgetrieben habe. Das war aber der kleinere Schaden. Schnell wurde der Rebhühnerfang im Städtchen ruchbar. Wo Friß hinkam, lachten die Leute; ging er durch eine Straße, so schrieten die bösen Buben aus sicherem Versteck: Reb, Reb! und in wenigen Tagen hieß er nur Rebhühnerfriß. Da hatte der sonst so heitere Bursche keine gemüthliche Stunde mehr, und als das Frühjahr ins Land zog, da schnallte er sein Felleisen und „machte“ in die Schweiz.

In M. aber sagt man bis zum heutigen Tage von einem einfältigen Kerle: „Der ist so dumm, daß man Rebhühner mit ihm fangen kann.“

### Aus der „wunderschönen Stadt“.

Eine lustige Bagabundengeschichte, erzählt von Adolf Schneider.

Wenn der Rheinländische Hausfreund, Johann Peter Hebel, der bekanntlich lange Zeit das Amt eines Professors inne hatte, in die großen Ferien ging, so nahm er ein Ränzchen auf den Rücken und hatte die gute Absicht, für seine Sammlung etwas Häßliches mit nach Hause zu bringen. Solche Absichten sollen die gelehrten Leute fast alle haben. Der eine fängt Schmetterlinge und Käfer, der andere preßt und trocknet Pflanzen und Kräuter, wieder ein anderer sucht sich Steine. Dann auch gibt es welche, die Alterthümern und seltenen Kunstwerken nachspüren: Jeder reitet so sein Stedenpferd und freut sich, wenn er es in den Ferien herumtummeln kann.

Für alle die genannten Dinge aber hatte der Hausfreund wenig Sinn. Was er aufspürte, das waren Begebenheiten aller Art, die sich im Lande da und dort zugetragen: die schrieb er sich getreulich auf und verpackte was er geschrieben, sorgfältig in sein Ränzchen.

Zu Hause aber, an trauten, langen Winterabenden suchte der Hausfreund seine Schriften wieder hervor und bereitete sie zu, eine nach der andern für seine Sammlung.

Dort lebten die Begebenheiten wieder auf und es wurden Geschichten daraus, belehrende und scherzhafte, traurige und lustige, und die Sammlung, in die er sie einreichte, war sein Kalender.

Wie aber der Käfersammler nicht bloß die Schönen, schillernden Exemplare, sondern auch die häßlichen und selbst den Mistkäfer in seine Sammlung aufnimmt, auch der Steinammler nicht bloß Edelgestein und Edelmetall, sondern auch das grobe Material aus dem unsere Erde besteht, aufstellen muß und namentlich aber der Pflanzensammler selbst die Giftkräuter uns zur Belehrung vor Augen führt, so hielt es auch der Hausfreund bei der Suche nach seinen Geschichten.

„Der Heiner und der Frieder“ sind ein paar prächtige Exemplare solcher Giftpflanzen, deren Bild uns der Kalender zeigt und zwar zu unserem nicht kleinsten Ergötzen.

Sonderbar, daß man so gerne auch einmal eine Geschichte hört, wo einer geprellt wird, wenn es nur mit Wit geschieht und ein weiteres Unheil an Leib und Seele dabei nicht angerichtet wird.

Ein paar solcher Geschichten hätten wir dem sammelnden Herrn Professor auch in sein Ränzchen mitgeben können, aber der gute Johann Peter Hebel schläft längst auf dem Friedhof in Schwetzingen. Mit ihm aber ist sein Hausfreund nicht gestorben, er lebt noch und reißt an die alte Sammlung neue Geschichten, und wenn er für dieses Jahr schon schöne und lehrreiche genug hat, so wird er vielleicht für eine Bagabundengeschichte nach Art des Frieder und Heiner noch ein Plätzchen haben.

Die Kriegsjahre 1870 und 71 waren gerade vorüber und die wiedergewonnenen Provinzen Elsaß-Lothringen sträubten sich noch gewaltig in den starken Armen Alldeutschlands.

So sehr man sich von deutscher Seite bemühte, in die Verwaltung des Landes Ordnung zu bringen und die vielen Sprudeldöpfe, die sich aller Orten regten, zu beruhigen, so war es doch, wie leicht begreiflich, schlechterdings unmöglich, die gährende Masse so schnell zu bändigen. Die ernstesten Schwierigkeiten zeigten sich in den großen Städten. Damit daß „sergents de ville“ jetzt „Schußleute“ hießen und die französische

Kopfbedeckung mit dem preussischen Helm vertauscht hatten, waren die Köpfe, die darunter saßen, keine andere geworden, und es währte ziemlich lange, bis durch geeigneten deutschen Ersatz eine Aenderung geschaffen war.

Damals war es die richtige Erntezeit für das Bagabundenthum aller Art. Wer in den ersten Jahren nach dem Kriege nach Straßburg kam, dem fielen schon am Thore die vielen Bettelbesessenen aller Art auf.

Der eine spielte eine schwindfüchtige Handharmonika, ein anderer mißhandelte eine Drehorgel, wieder ein anderer präsentirte einen Stelzfuß und so wurde der fremde Antömmeling überfallen, wie ein armes Pferd im Hochsommer von lästigen Stechfliegen. Nicht anders ging es in den zahlreichen Bierschenken zu, wo außer den Bettlern noch die unverschämten Hausierer ihre Opfer wohl zu wählen wußten. Selten, daß ein Fremder nicht in irgend einer Weise hereinfiel und geprellt wurde. Es war eine wahre Junst von Laugenichsen, die unter sich in wohlgeordnetem Zusammenhang standen, sich in die „Arbeit“ und in die Reviere teiten, geheime Zusammenkünfte hielten, sogar Feste, so es toll und voll zuging. Und nicht nur toll und voll, es ging sogar wunderbar zu: Der Rahme vom Austerlitzer-Thor tanzte einen Hopfer mit dem Einarmigen vom Weizthurmthor, der heute merkwürdigerweise mit zwei gutausgewachsenen Armen versehen war.

Aber die Tage dieser lustigen Bande waren gezählt. Die alte Umwallung fiel, neue Mauern und neue Thore begannen die „wunderschöne Stadt“ zu umringen und fester auch zog die deutsche Hand die Bügel an, zu Ruß und Frommen sowohl der guten einheimischen, als der zugewanderten, zum Theile sehr abenteuerlichen Bevölkerung.

Eine nach der anderen von den zweifelhaften Gestalten, welche die Straßen und die Thore unsicher machten, wurde vor das Polizeigericht citirt und fand zu seinem Schrecken, daß ihm in seinem Schuldbuche so manches aufgetreidelt war, was er vom Dunkel der Nacht gedeckt geglaubt hatte und fand es deßhalb für gerathen, vom Schauplatz seiner Thaten zu verschwinden. Nur Einzelne genossen noch eine gewisse Gungmuth der Behörde. So sah viele Jahre hindurch ein schon älterer Mann vor dem Judenthore; bei jedem Wetter hielt er auf seinem Posten aus und von vielen Vorübergehenden, die ihre Schritte nach den Anlagen der Stadt lenkten, erhielt er eine Spende. Er bettelte niemals, auch verschmähte er es, in irgend einer auffälligen Weise die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu ziehen. Das schon gebleichte Haar hing ihm ungeordnet bis auf die Schultern herab, der lange, etwas zerzauste Bart reichte bis zur Mitte der Brust. Sein Gesicht war verwittert, zeigte aber durchaus keine gewöhnlichen Züge. Neben ihm stand seine Kopfbedeckung, ein alter Cylinderhut und wenn jemand eine Gabe hinein warf, so nickte er langsam mit dem Kopfe und begleitete dies Nicken mit einem bedeutungsvollen Blicke, der je nach den Umständen in einem dankbaren Aufblick oder in einem beschämten Niederschlagen bestand, oder auch schmerzliche Ergebenheit ausdrücken sollte.

Waren gerade keine Leute um den Weg, so fuhr seine Hand eiligst in den Hut und die darin angesammelten Münzen wanderten rasch in die unergründliche lederne Hosentasche. Auch er wurde eines schönen Tages auf das von der ganzen Bande gefürchtete Lokal in der Brandgasse, die Polizeidirektion, geladen

Bei der Einvernahme zeigte es sich, daß der Alte vom Judenthor von diesseits des Rheines stammt, daß er sogar in Amt und Würden gekommen war; dann aber zeigt seine Lebensbeschreibung eine klaffende Lücke, welche der darüber Befragte nicht auszufüllen willens ist.

„Sie haben sich wegen Bettelns zu verantworten“, rebete ihn der Beamte an.

„Ich habe nie gebettelt“ erwiderte der Andere.

„Sie haben aber doch keine Beschäftigung, von was leben Sie?“

„Wie andere Menschen, von Speise und Trank.“

„Raffen Sie diese Redensarten“ verweist ihn der Beamte streng. „Ich will wissen, durch welche Beschäftigung Sie sich Ihren Lebensunterhalt verschaffen.“

Durch das Mitleid guter Menschen. Es kann doch nicht verboten sein, Gaben zu nehmen, die man ungebeten erhält?“

„Man nennt Sie Diogenes oder Diogenes“, fuhr der Beamte fort, nachdem er in einem vor ihm liegenden Attenbündel geblättert hatte.

Der Alte sah einen Augenblick zu Boden und verzog seinen Mund zum Lachen.

„Nun?“ frug ihn der Beamte.

„Ich wollte, ich wäre Diogenes und Sie Alexander!“ stieß nun der Alte in fast munterer Tone heraus und schaute den Polizeibeamten ruhig, jedoch durchaus nicht frech an.

„Ich verstehe Sie wohl“, bemerkte dieser. „Aber es ist nur der Unterschied, daß Diogenes zu dem Könige sagte: „Alexander, geh mir aus der Sonne“, während hier Sie als Diogenes sich gerne selbst aus dem Staube machen möchten. Außerdem muß ich Ihnen sagen, daß Diogenes nicht gebettelt hat und mögen Sie sich ausdrücken wie Sie wollen, so sieht doch ihre Art des Gabensammelns dem Betteln auf ein Haar ähnlich.“

„Verzeihen Sie, Herr Commissär“, bemerkte der Andere, „es ist nur zu lesen, was und wie Diogenes getrunken hat und ein anderes Getränk habe ich just auch nicht. Was er aber gegessen hat, davon steht nichts geschrieben und da er keinen Acker hatte, so müssen sein Brod und seine Feigen wohl auf fremdem Boden gewachsen sein. Entweder hat er es dann geschenkt bekommen, wie ich, oder er hat — mein berühmter Vorgänger wolle mir verzeihen — er hat es gestohlen. Und wenn damals schon eine Polizei . . . Leider ließ ihn der Beamte nicht weiter sprechen, sonst hätte der neue Diogenes vielleicht noch weitere Forschungen über seinen berühmten Vorgänger zur Sprache gebracht. Die gemüthliche Regung des Polizeibeamten war zu Ende und in strengem Tone fuhr er fort:

„Ich habe keine Veranlassung, mich mit Ihnen in Verhandlungen einzulassen. So, wie Ihr Fall mir vorliegt, könnte ich schon jetzt Ihre Bestrafung beantragen. Ich sehe vorläufig hievon ab, warne Sie aber noch einmal, an öffentlichem Orte zu betteln, oder wie sie sich ausdrücken „die Gaben guter Menschen in Empfang zu nehmen“. Sollten Sie hiebei wieder betroffen werden, so haben Sie strenge Strafe zu gewärtigen. Sie können gehen.“

Das war ein harter Schlag für Diogenes und die ganze Schaar, die seiner geheimen Führerschaft vertraute. Traurig ging er am Nachmittag an seinem langjährigen Plätzchen vorüber und wandelte nun selbst unter den Spaziergängern, die ihn beim Passieren des Thores vermißt hatten. Aber die Hoffnung, daß seine

bisherigen Gönner ihm da oder dort unbemerkt und ungebeten auch als wanderndem Philosophen noch ein Almosen zusteden würden, erwies sich als irrig. Die dachten wohl, der Alte habe sein Geschäft aufgegeben, habe sein Schäfchen im Trocknen und könne nun auch spazieren gehen wie andere behäbige Bürgerleute. Von dem für Diogenes schmerzlichen Vorfalle in der Brandgasse hatten diese natürlich keine Ahnung.

In der gleichen Zeit als die alten Festungsmauern und die finsternen engen Thore unter dem Brecheisen fielen, begann man auch im Innern der Stadt die düsteren alten Quartiere, wo immer es ging, niederzureißen und durch breite Straßen und Plätze zu ersetzen.

Ein derartig gründliches Aufräumen erschien namentlich in dem nordöstlichen Teile der Stadt am



So sah schon viele Jahre am Judenthor ein Mann zc.

Plätze zu sein.

Ein wahres Labyrinth von engen, schmutzigen Gassen und Gäßchen erstreckte sich an einem überfließenden Kanale hin, in dessen trüber Flut sich ebenso häßliche niedere Spelunken, wie hohe, baufällige, vornüberhängende Häuser spiegelten. Besonders verrufen war eine Gegend, welcher der Volksmund die treffende Benennung gegeben hatte: „Wo der Fuchs den Enten predigt“ und noch heute besteht diese Bezeichnung fort, obgleich die düstere Umgebung gefallen ist und ein hübscher, freier Platz diesen früheren Mittelpunkt einer damals zweifelhaften Gegend einnimmt. Und mit den finsternen Gassen und schmutzigen Spelunken ist auch das Gelächter verschwunden, das einst dort sein Unwelen trieb, denn merkwürdigerweise scheut dieses Gesindel das heitere Sonnenlicht ebenso, wie die Gule, die nur im Dunkeln ihre Beute sucht.

Noch aber war alles beim alten. Nur die Straßen hatten ihre französischen Namen mit deutschen vertauschen müssen und so hatten die Ufer jenes häß-

lichen Kanals den zweifelhaft schönen Namen „Gauls-  
staden“ erhalten; das Leben und Treiben im Bereiche  
seiner üblen Dünste war das gleiche geblieben wie vor-  
dem. Noch auch erfreute sich dort jene berühmte  
Kneipe des eifrigen Zuspruchs der ganzen fahrenden  
Zunft und in einem versteckten Raume fanden die  
Feste und Gelage statt, wovon man allgemein mun-  
telte. Aber der Polizei war es bis jetzt nicht gelun-  
gen, die schlauen Gesellen auf der That zu ertappen.

Heute Abend war die Schenke nur schlecht besucht.  
Wohl war dann und wann einer der Stammgäste  
auf dem Wege dorthin gewesen; aber wenn die im  
Schatten der Häuser vorsichtig herzukommenden Ge-  
stalten sich der Spelunke näherten und droben im  
obersten Giebel Fenster den Lichtschein erblickten, der  
auf den trüben Kanal und die jenseits liegenden  
Gassen seinen flackernden warnenden Schein warf,  
nahmen die Gestalten einen anderen Weg und ver-  
schwanden im Gewirre dieses Labyrinth's. Jener Licht-  
schein bedeutete „es ist nicht geheuer“ und keiner, selbst  
der Verwegenste, hatte Lust, mit den „Spizklappen“, so  
hießen sie die Polizei, in nähere Berührung zu kommen.

Drinne in dem kleinen niedrigen Raume, der  
als ganz harmlose Wirthsstube diente, saßen zwei  
Männer an einem Tische und würfelten, ein Dritter  
lebte, seine kurze Pfeife rauchend, am Kachelofen, den  
man heute, es war ein frostiger Aprilabend, nochmals  
geheizt hatte.

Von den Weiden am Tische war der eine von  
langer, schlotteriger Gestalt und sein mageres, ver-  
lehtes Gesicht zeigte jenen Stumpfsinn, der die Folge  
schlimmer Vaster zu sein pflegt. In der sauberen  
Lebte, seine kurze Pfeife rauchend, am Kachelofen, den  
man heute, es war ein frostiger Aprilabend, nochmals  
geheizt hatte.

Der Andere war ein breitschulteriger Mensch mit  
auffallend krummen Beinen und einem Ausdruck im  
Gesichte, der seinem Uebernamen Ehre machte: man  
nannte ihn „Bärenhenri.“ Er hatte in seinem viel-  
bewegten Leben auch einmal in einer Menagerie „ge-  
arbeitet.“ Ob er nun daher seinen Namen hatte oder  
durch sein bärenhaftes Wesen und Auftreten, ist schwer  
zu sagen; er selbst wenigstens gab hierüber keine Aus-  
kunft.

Der dritte Gast am Ofen war Diogenes. So  
führte hier also jeder einen Namen, wovon das Stan-  
desamt keinen Eintrag und die Polizei keine Kenntniß  
hatte.

Der Wirt „der Pfarrer“ genannt, sorgte für seine  
Pfarrkinder durch leibliche und namentlich geistige  
nicht geistliche, Nahrung und hatte eben wieder den  
neugefüllten Krug auf den Tisch gestellt.

„Daß das Würfeln,“ sagte Diogenes ungeduldig,  
es wird jeder von euch jetzt seine paar Sous selber  
brauchen können. Eine Verwünschung auf die „Schwo-  
ben“ war die Antwort der Weiden.

„Schimpfen und Fluchen hilft jetzt nichts“ be-  
merkte Diogenes, und wenn die Aepfel nicht mehr frei-  
willig vom Baum fallen, so muß man sie schütteln.  
Versteht Ihr mich?

Der „Fröschler“ schaute ihn fragend an; der  
„Bärenhenri“ blinzelte mit den kleinen schwarzen  
Augen und nickte mit dem Kopfe.

Ich habe Euch hierher bestellt und die Anderen  
habe ich durch das Lichtsignal ferngehalten. Ich möchte  
von Euch hören, was wir nun machen sollen, damit  
wir nicht verhungern.

„Sagt lieber gleich was geschehen soll“ murmelte  
der Bärenhenri.

„So denke ich auch“ bekräftigte der Fröschler;  
denn, wenn Ihr nichts wißt, wissen wir erst recht  
nichts.“

Diogenes schwieg eine Weile, dann warf er spöt-  
tisch hin:

„Der beste Rath, den ich Euch geben kann, ist,  
Eure faulen Knochen zu regen und redlich zu ar-  
beiten.“

Ein Hohngelächter war die Erwiderung auf diese  
Worte.

Diogenes kehrte sich ab und sprach dann und  
wann einige Worte mit dem Wirth, die Andern  
aber fingen an für die Zukunft Pläne zu schmieden,  
die sich auf alles mögliche erstreckten, nur nicht auf  
das, was man ehrliche Arbeit heißt. Während sie  
oabei dem Krüge eifrig zusprachen, wurden die Ge-  
sichter immer finsterner, die Reden aber immer ver-  
wegener und schlimmer.

„Hört einmal,“ sagte der Alte, indem er zu ihnen  
hintrat, wenn Ihr das nur zur Hälfte ausführen wollet,  
was Ihr da redet, sikt Ihr eh' der Sommer kommt  
im Kaspelhaus oder macht gar im Vergnügungswagen  
die Reise nach Ensisheim. Wer solche Handarbeit macht  
wie Ihr, wißt Ihr, wobei man nicht gerne schwißt,  
der muß einen guten Kopf haben und wer den nicht  
hat und auch keinen andern, der für ihn denkt, der  
taugt nicht zu diesem Handwerk.

„Was soll das Geschwätze,“ rief der Bärenhenri  
jornig und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Wenn Ihr einen so feinen Kopf habt, so laßt  
einmal Eure Weisheit los, fügte der Fröschler spöt-  
tisch bei.

So ist's recht, entgegnete Diogenes, so sehe ich doch,  
daß Ihr endlich warm geworden seid und daß man  
mit Euch etwas anfangen kann. Hört denn.

Wie ich heute zum erstenmal als Pensionär meine  
Freiheit benützt und von den gedeckten Brücken her  
am Kanal hinschlenderte, sehe ich ein mit Gyps schwer  
beladenes Schiff ankommen und alsbald beginnen die  
Leute auch schon mit dem Ausladen. Die Kerle leuch-  
ten unter den schweren Säcken, die sie auf der Schul-  
ter über ein schwanzendes Brett zum Bande trugen.  
Es ist doch ein schönes Ding um die Arbeit, denke ich,  
sönnte den ganzen Tag zusehen. Und wie ich so be-  
obachtete, wie die Burschen schwitzten und die Gyps-  
säcke stäubten und wie endlich Menschen und Säcke  
aussehen, wie aus einem Guß, da kommt mir plötzlich  
ein Gedanke. Wenn ich aber einen gescheidten Ge-  
danken habe, so bedeutet er Geld, sonst ist es kein ge-  
scheidter Gedanke. Ich geh' also hin zu dem Schiffer,  
schwage ihm etwas vor von einem Gypfermeister, der  
mein Freund sei und dessen Kundschaft ich ihm ver-  
schaffen wolle; mein dummer Schiffer verspricht mir  
nicht nur auf morgen früh einen Probefack von seinem  
Gyps, natürlich keinen zu groben und zahlt mir außer-  
dem noch einen guten Schoppen.

„Merkt Ihr noch nichts?“ Der Fröschler sperrte  
den Mund auf und Bärenhenri schüttelte den schwe-  
ren Kopf.

„Daß Ihr Schafsköpfe seid, habe ich schon lange  
gewußt; so paßt auf. Morgen früh treffen wir uns  
am Kanal, aber natürlich ganz zufällig. Du Henri  
bekommst den Sack und trägst ihn durch die Stadt bis  
hierher.“

„Daß ich ein Esel wär“, brummte dieser.  
„Nimm einmal an, Du seist einer, fuhr Diogenes

gleichmütig fort, ohne sich um den Zornausbruch des andern zu bekümmern. Ich hab' ja gesagt, daß es nur ein Probefack ist; der Schiffer wird ihn nicht zu schwer machen. Deine ganze Aufgabe ist, so oft und wo Du einen gutgekleideten Menschen siehst, diesen mit deinem Sacke anzurempeln, daß er einen gehörigen weißen Pladen abkriegt. Du Fröschler bast lange Arme und gewandte Hände. Du steckst dir eine anständige Kleiderbürste in Deinen irrtümlich mit Dir gegangenen Ueberrock und machst die Deute wieder rein, die Henri weiß gemacht hat. Wie Du Dir dabei Trinkgelber verschaffst, das brauch' ich Dich nicht zu lehren und Henri hat bis morgen Zeit genug, um sich seine Aufgabe auszudenken und sich kunstgerecht einzuläben.

Am anderen Morgen, es war nicht mehr sonderlich früh, da saß Diogenes am Rande des Kanals auf einem Stein und sonnte sich. Anscheinend war er ganz in Gedanken verloren, in Wirklichkeit aber wartete er darauf, wie der von ihm ausgeheckte Plan sich abspinnen werde.

Jetzt erschien der Bärenhenri. Er war in Hemdärmeln, hatte weißgebleichte Drillhosen an und eine weiße Papiermütze, wie solche Gypfer und Bildhauer bei der Arbeit zu tragen pflegen.

Kurz darauf war unten an der Schleusenbrücke auch der Fröschler sichtbar, blieb aber hübsch im Schatten der anstoßenden hohen Häuser. In seinem Neukern war er kaum mehr zu erkennen. Einen dunklen Gehrock, der ihm freilich viel zu weit war, trug er bis zum Halse hinauf fest zugeknöpft, wodurch die gute Absicht, die zweifelhafte Leibwäsche zu verdecken, ziemlich vollständig erreicht wurde. Karrierte Hosen — sie waren um zwei Handbreiten zu kurz — zierten seine langen Beine. Diese beiden Kleidungsstücke waren von einem Trödler entliehen, den hellgrauen Ueberrock aber, mit den verzweifelt kurzen Ärmeln, nannte er mit unberechtigtem Stolge sein Eigentum. Als Kopfbedeckung diente ihm ein vordem weiß gewesener Panamastrohhat, der bei der schneidigen Morgenluft wohl der einzige seiner Art war, der heute in der „wunderschönen Stadt“ eine verfrähte Sommerstimung heuchelte.

Ruhig wie ein Feldherr überfah Diogenes den Aufmarsch seiner Truppen: Alles war in Ordnung — es konnte losgehen.

Schon hatte der Bärenhenri seinen Sack auf der Schulter und leuchte unter der kleinen Last daher, wie wenn sie das dreifache Gewicht gehabt hätte.

Wie er eben um eine Straßenecke bog, schwerfällig, mit gesenktem Haupte, wollte ein Herr an ihm vorübergehen, der eine Reisetasche trug.

„Ist das der rechte Weg zum Bahnhof? frug er hastig.“

„Ja“, sagte Henri gehöhnt, stolperte und stieß mit seinem Gypssack so kräftig gegen die Schulter des Fremden, daß dieser in eine weiße Wolke gehüllt und am ganzen Leibe mit dem Gypstaube bedeckt wurde.

„Hol Euch der Kukul“, rief der Fremde erzürnt

und versuchte, mit seinem Taschentuch den dicken weißen Staub von seinem ehemals tabellosen blauen Gewande zu entfernen.

Henri knurrte etwas vor sich hin und trollte sich; aber wie aus dem Boden hervorgewachsen erschien der Fröschler, und indem er sein Gesicht in zuckersüße Falten zu legen suchte, zog er aus der Tasche des bewußten Ueberrockes eine Kleiderbürste hervor und begann mit unnachahmlicher Grazie, den fremden Herrn von dem Gypstaube zu reinigen.

Der Fremde war verblüfft über die Liebenswürdigkeit, die ihm der Fröschler wie ein rettender Engel angeheihen ließ. Noch mehr verblüfft war er, daß dieser mit einem Dank, der bloß aus Worten bestehen sollte, sich nicht zufrieden gab und, weil es denn kein



Unweit des Einganges zur Synagoge stand eine Gruppe von schwarz gekleideten Männern.

gar so feiner Herr war, der ihn bedient hatte, der schließlich etwas von gedrückten Verhältnissen und dergleichen sprach, so mußte er ihm doch auch mit einem entsprechenden Trinkgeld aufhelfen.

Inzwischen war der Mann mit dem Gypssack langsam seines Weges gegangen, bis er den Kumpan mit der Bürste wieder auf der Fährte wußte. Es kam ihm ein alter Mann entgegen mit langem schwarzem Kocke, der schleppenden Ganges mühsam seinen Weg machte. Da kam ihm plötzlich ein Gedanke. „Heute ist Samstag“, sagte er sich, „der Alte geht in die Synagoge, dort gib'ts Arbeit.“

Und richtig, in der nächsten Straße, unweit des Einganges zur Synagoge, stand eine Gruppe von schwarz gekleideten Männern, die unter einander in aufgeregter Unterhaltung begriffen waren. Von Tabak und Hopfen war eifrig die Rede, auch von Frucht und von Vieh, eine kleine Gruppe zur Seite aber unterhielt sich lebhaft über die Aktien der neuen Straßenbahn.

„Ich zeichne 25 Aktien“, sagte Herr Hirsch.

„Und ich fünfzig“ übertrumpfte ihn Herr Rosenthal.

„Und ich zeichne“ — er sprach es nicht aus, der dicke Herr Böb, denn eben wurde er gezeichnet, aber von dem Bärenhenri und zwar mit dem Gypssack. Wie eine Bombe war er, ein Stolpern simulierend, dem Herrn Böb auf seine Korpulenz gefahren

„Was soll das heißen!“ schrie Herr Böb, zog das rechte Bein in die Höhe und gab dem Bärenhenri einen Stoß, daß er mit gleicher Wucht gegen Herrn Rosenthal taumelte. Und da auch dieser das unverhoffte Geschenk der Weisheit nicht für sich behalten wollte und mit beiden Armen stieß, kollerte der Gypsmann gegen den Dritten und dann gegen den Vierten der frommen Herren. Gepufft und geknufft und zum Ueberfluß auch mit einigen gutgemeinten Fußtritten versehen, torfelte Henri in der Kunde der ganzen ehrenwerten Gesellschaft herum, schimpfte und fluchte dabei weiblich, hatte aber mit Umsicht und Vorbedacht in kürzester Zeit seine Arbeit in ausgiebigster Weise gethan.

Nicht anders sieht ein Ameisenhaufen aus, wenn ein mutwilliger Junge einen Stock hineinstößt, als wie jetzt die meist schwarz gelleidete, nun weißgepuderte Gesellschaft durcheinander wimmelte. War das ein Klopfen und Blafen, ein Wischen und Reiben und dabei ein Schimpfen und wehllagendes Geschrei.

Wie zufällig erschien Diogenes und schlug entsezt die Hände über dem Kopf zusammen.

„Gott wie sehen die Herren aus, was hat's denn da gegeben?“ und noch mächtiger wurde das Schimpfen auf den torfeligen, schnapsbuseligen Gypsmann und dringende Rufe nach der Polizei wurden laut.

Statt dieser erschien aber der Fröschler auf dem Schauplatz. Zuerst erkor er sich den dicken Herrn Böb, der die Bürstenstriche mit lautem Puffen begleitete.

Ist das ein Glück, daß gerade ein Mann mit der Bürste kommt, rief Diogenes, so ein guter Mann meine Herrn, ich kenne ihn. Ein armer Familienvater, der nicht weiß, wie er seine sieben Würmer ernähren soll; meine Herren, sie haben Gelegenheit zu einem guten Werk, ich schlage vor, es giebt jeder der Herren ein halbes Fränkle.

„Sonst nichts, ich schlage vor“ rief der kleine Herr Abendstern, was hat er vorzuschlagen auf unser Portemonnaie, „ich schlage nicht nach.“

„Ich geb' ihm fünf Sous“, sagte der eben fertig gewordene Herr Böb, „es ist genug.“

„Mein Herr, Sie thun ein Unrecht“, rief Diogenes dagegen. Bedenken Sie, so beschmußt hätten Sie nicht eintreten können in das Gotteshaus und jetzt steh'n Sie da so rein wie —“

„Here se auf, rief der Dicke, ich will lieber ein halbes Fränkle geben, als Ihr Geschwätz hören.“

So sorgte denn der Fröschler, daß einer nach dem andern von der ärgerlichen Verunzierung befreit wurde, Diogenes aber stellte sich an den Eingang des Tempels und erhob von jedem das Scherflein. Wenn einer des Feiertages wegen kein Geld bei sich hatte, so contrahirte er ruhig für ihn bei dem Nachbar ein Anlehen und ließ keinen passiren, bis er bezahlt hatte. Mit verständnißinnigem Blick sahen die Hallunken den letzten hinter die Thür verschwinden und folgten der Spur des Gypsmannes.

Diese führte sie zu einer Schnapsstube und richtig im Ausgang stand der bewußte Sack. Drinnen aber harrte Fröschler der Auslöschung beim Wirte durch die beiden Kumpene.

„Das Geschäft blüht“, rief Diogenes und ließ eine Flasche Wein kommen, der noch eine zweite folgte. Dann nahm der Bärenhenri seinen Sack wieder auf und die beiden anderen folgten ihm in angemessener Entfernung.

Henri gelangte zum Kleeberplatz. Beim Denkmal

des französischen Generals erblickte er einen fein gelleideten Herrn, der, einen goldenen Klemmer auf der Nase, das Standbild aufmerksam besichtigte. Um die Inschrift zu lesen, trat er einige Schritte vor, dann auf einmal einen großen Schritt zurück und geriet dabei mit seinem Rücken auf den verhängnißvollen Gypsfack, dessen schlauer Träger in unhörbarer Weise herbeigeschlichen war.

Henri begann laut zu schimpfen, so daß die ganze Umgebung aufmerksam wurde; der Herr aber glaubte nichts Besseres thun zu können, als dieser Flut von unangenehmen Redensarten durch schleunigsten Rückzug sich zu entziehen.

Nicht ebenso dachte die Gassenjugend. Der Vorfall war für diese doch zu heiter und zu verlockend, um ihn sich entgehen zu lassen, ohne von ihrem böshaften Scharfsinn zu Witzworten Gebrauch zu machen.

Der Herr hat einen Bäderbub' gehuzelt, rief ein junger Strolch und wurde für diesen Einfall durch schallendes Gelächter belohnt.

Nein, er hat sich vom Conditor den Buckel ver-zuckern lassen, überbot ein zweiter Witz den ersten.

Von derartigen böshaften Redereien und dem Hohngelächter freundlicher Gassenbuben begleitet, ent-rann der Herr mit Mähe der ihn begleitenden Schaar, indem er rasch nach einem Straßendurchgang einbog.

Dort stand auf einmal ein freundlicher Mann neben ihm mit einer Bürste in der Hand und behandelte mit großer Sorgfalt seinen schönen Gehrod. Ein alter Wiedermann aber pflanzte sich bei dem Durchgang auf und verwies den bösen Buben ihr unmanierliches Gebahren.

Es gibt doch noch brave Leute auf der Welt, sagte der Herr gerührt. Wab aber arm, entgegnete ihm der Fröschler seufzend. Der Herr zog die Börse, um dem waderen Bürstenmann ein Trinkgeld zu geben und als auch der biedere Alte sich schüchtern näherte, so konnte er nicht umhin, auch diesem ein Scherflein zu reichen.

Inzwischen hatte der Henri, der nächsten Hauptstraße folgend, nach einem neuen Opfer ausgespäht. Da sah er einen flotten jungen Lieutenant, der stand vor einem Schaufenster und musterte die Auslage.

Was will denn der „Bräffien“ in dem Baden da, vielleicht seidene Strümpfe kaufen oder Hauben für Madamen oder gar so einen gestickten Unterrock? dachte der Gypsträger bei sich. Der Lieutenant dachte wohl etwas Aehnliches, nämlich, daß hier gar nichts zu kaufen sei, was sich für einen Kriegsmann eignete leider, denn drinnen am Ladentische stand ein reizendes schwarzäugiges Badenfräulein und blickte den hübschen Lieutenant zwischen der Auslage hindurch an, daß dieser seinen Schnurrbart drehte und sich befann, wie er dem „schneidigen Mädel“ etwas näher treten könne.

Da half ihm der Gypsfack, der ihn scharf an der Schulter streifte, so daß die eine Seite seines Waffentodes plötzlich weiß gepudert erschien.

Tölpel! rief der Lieutenant, dem schnell enteifenden Attentäter nach und sah ärgerlich auf seinen verunzierten Anzug.

Da tauchte wieder der Fröschler mit seiner Bürste auf, als Helfer in der Not, diesmal aber kam ein anderer rettender Engel ihm zuvor. Die Ladenthüre öffnete sich und ein schüchtern, vielsagender Blick der Schönen zeigte dem jungen „Offizier“ den Weg zur Wiederherstellung seiner Keinheit.

Brummend zog der Bürstenmann mit seinen allerdings schon vorher abgefäht gewesenen Weinkleidern

ab. Drinnen aber, in dem kleinen Nebenraume des Ladens entspann sich ein reizender Kampf über den liebenswürdigsten Gebrauch einer auch dort vorhandenen Bürste, und als zum Schluß der Lieutenant wieder rein wie ein Engel den Laden verließ, blühten seine Augen, das hübsche Ladenfräulein aber erschrak, als sie im Spiegele ihre tiefgeröteten Wangen erblickte.

So hatte Varen-Henri hier durch seine Tölpelhaftigkeit unbewußt im Dienste des herabverbindenden Gottes Amor gearbeitet, bare Münze aber hatte er allerdings für sein edles Wirken nicht erhalten.

Jetzt, in einer der belebtesten Hauptstraßen, galt es, die Opfer mit Klugheit und Sorgfalt auszuwählen. Als besonders geeignet erschien ihm bald ein Herr, der in schwarzer Gewandung, einen grauen Cylinder auf dem Haupte und einen gewichtigen Rohrstock mit goldenem Knopf in der Hand, gemessenen Ganges vor ihm einerschritt. Er sah nur seine Rückseite; gleichwohl zeigten sich rechts und links des Kopfes die stattlich hinausragenden Enden eines gewaltigen, kohlschwarzen Schnurrbartes. Schon war Henri dicht hinter dem Schwarzen, schon senkte er seine rechte Schulter, um dem Gypssack die nöthige Wucht zu verleihen: Da drang ein gellender Pfiff wie von einem Raubvogel zu seinem Ohr. Henri stutzte und blieb stehen. Aber blitzschnell drehte sich auch der Schwarze um und schaute ihn durchbohrend mit seinen schwarzen Augen an.

„Bon jour monsieur“, sagte Henry, es fiel ihm wahrhaft nichts Gescheiteres ein und machte, daß er an dem Herrn vorüberlam. Er hatte ihn erkannt, es war ein „Geheimer“.

Diese Erkenntniß aber machte ihn innerlich erbeben, denn es kam ihm vor, wie wenn der Geheimpolizist ihm bis in den Grund seines Herzens geschaut habe. Deshalb gewann er die andere Seite der Straße, und weil er den Blick des Gefürchteten immer noch fühlte, obgleich er sich nicht umkehrte, ließ er an der nächsten Ecke seinen Sack zur Erde gleiten, hustete und athmete tief und blieb eine Weile stehen, wie wenn er auf's Neueste erschöpft wäre.

Er befand sich in nächster Nähe der früher von jedem deutschen Besucher der wunderschönen Stadt als feuchte Sehenswürdigkeit aufgesuchten „Laverne“. Dorthin lenkte er seine Schritte, hoffend, daß auch die Bundesgenossen sich dorthin einkfinden würden. Wie er aber auf das Portal eben zuschritt, stand dort, wie aus dem Boden hervorgezaubert, wieder der schwarze, geheimnißvolle Mann, der wohl auf einem andern Weg dorthin gekommen war.

Wieder mußte Henri jenen durchdringenden, scharfen Blick aushalten, und wenn er vorhin sich auf das schäumende Bier gefreut, so klebte ihm jetzt die Zunge trocken am Gaumen, so sehr fuhr ihm der Schrecken durch die Glieder. Er zog vor, in eine engwinkelige Gasse einzubiegen, während hinter dem Geheimnißvollen sich die Thüre der Bierhalle schloß.

Bei einem düsteren, baufälligen Hause hielt er stille, sah sich sorgfältig nach allen Seiten um, warf den Gypssack zur Erde, daß das schwarze Straßenpflaster die deutlichen Spuren zeigte und trat dann eiligst mit dem wiederaufgenommenen Sack in einen finsternen Ausgang, der nach einem schmutzigen, feuchten Hofe führte.

Im Hintergebäude dieser Spelunte hauste eine alte Freundin von Henri, die Vesen-Nanni.

Ihr kleines Stübchen stand offen, aber die Bewohnerin war nicht darin. Hingegen vernahm er in bestiger Scheltrede ihre kreischende Stimme und diesen,

ihm wohlbekannten Tonen folgend, gelangte er in eine Art von Küche, wo die ganze zahlreiche Einwohnerschaft des Hinterhauses insgesammt ihre Kochbedürfnisse zu befriedigen hatte. Es war gerade kein sehr hübscher und friedlicher Auftritt, der zwischen der Vesen-Nanni und ihrer Nachbarin sich abspielte, die sich die geballten Fäuste gegenseitig vor's Gesicht hielten. Mit sichtlichem Vergnügen hörte Henri den zarten Nebenarten zu, indem er sich mit eingestemmt Armen laut lachend an der Thür aufpflanzte. Da waren die beiden Frauengestalten auf einmal einig.

Mit der besten Auswahl ihrer Schimpfreden wandten sie sich gemeinsam an den Spötter und vier scharfbekrallte Hände streckten sich aus gegen des Varenmannes gypsbestaubtes Gesicht. Wer weiß, wie es gekommen wäre, wenn nicht in diesem bedenklichen Augenblick Freund Diogenes auf dem Kampfplatze erschienen wäre.

„Ich sag's ja immer: was sich liebt, neckt sich“, rief der Alte und der Fröhschler trat ebenfalls näher, kniff ein Auge zu und klapperte in seiner Hosentasche lustig mit seinem Gelde. Das war Friedensmusik. Nicht lange darauf saßen die drei Männer und die beiden Damen in der engen Stube der Vesen-Nanni, ließen einen stattlichen Krug des von diesen aus der Laverne geholten Bieres kreisen und labten sich an einem ausgiebigen Servelat-Salat, den die Stubenbesitzerin mit verschwenderischer Zuthat von Zwiebeln zubereitete.

Die Vesen-Nanni war eine sehr wertvolle Verbündete ihrer jetzigen Gäste. Sie hatte sich in der Schule, die sie mitgemacht, viele brauchbare Eigenschaften und Fertigkeiten angeeignet. Daß sie einmal wegen fortgesetzter Hehlerei in längerer Zurückgezogenheit stille Einfuhr gehalten, davon schien die deutsche Verwaltung entweder nichts zu wissen, oder den Deckmantel christlicher Nachsicht darüber ausbreiten zu wollen. Wenigstens war sie jetzt ehrfames Mitglied der Vesengarde, das heißt, einer von der Stadt bezahlten Weiber-Abtheilung, der es oblag, allmorgentlich beim Tagesgrauen die Straßen der „wunderschönen Stadt“ von allem Unrath zu befreien.

Nach ihrem Neukern war sie ein auffallend häßliches Weib, von etwas mehr als vierzig Jahren. Bei der Vesengarde aber galt sie als die tüchtigste Arbeiterin und deshalb war sie auch Anführerin ihrer Kotte. Wer von den anderen Vesengardistinnen träge war oder sich ihren Anweisungen widersetzte, den überschüttete sie mit einer unerhöplichen Fluth von Scheltworten und wenn ihre Beredsamkeit nicht ausreichte, so schwang sie wüthig den Besen, verstand sich hiermit gleich gut auf Hieb und Stoß und wehe der Verwegenen, die nicht sofort die Waffen, d. h. den Besen streckte.

Was ist ein Pferderennen gegen eine Vesenenschlacht, einen schöneren Sport als eine solche kenne ich nicht, pflegte Diogenes in seiner gebildeten Weise zu sagen. Aber auch über Sport giebt es verschiedene Ansichten und verschiedenen Geschmack. Nachdem sich die wadere Gesellschaft hinlänglich gelabt hatte, sollte „das Geschäft“ von neuem in Anariff genommen werden. Aber Henri war mit keinen Mitteln dazu zu bewegen, den Gypssack noch einmal auf die Schultern zu nehmen. Der „Geheimer“ hatte ihm einen nicht zu bewältigenden Schauer in's Gebein gejagt. Er mochte wohl seine eigenen Gründe haben, die anzugeben er nicht willens war und weßhalb er mit „Geheimen“ nicht mehr in Berührung zu kommen wünschte.

Den Gypsfack erhielt die Wesen-Nanni als Stiftung, um ihre schöne blaue Nase und dito Wangen damit zu pudern, wie Diogenes, unter giftigen Schimpf-reden der Schönen, höhrend sagte.

Der im Geheimen von den dreien vollzogene Rassensturz ergab ein zwar nicht übergroßes Erträgniß, immerhin aber doch genug, um auf einige Tage die „Arbeit“ ruhen lassen zu können. In Erwägung dieses Umstandes gestattete sich die wackere Gesellschaft noch einen Schnaps zum Zuspitzen und Diogenes rauchte dazu seine kurze Holzpipe, indem er sich auf eine wackelige Kommode setzte und mit den Füßen gegen dieselbe trommelte.

Ich wette zehn gegen eins, sagte die Wesen-Nanni, der Graukopf hat schon wieder ein Plänchen für einen neuen Streifzug.

Das hat er auch, mein Schätzchen, erwiderte der Alte, kniff ein Auge zu und stopfte seine Pipe nach. Legt los, heraus mit der Sprache! riefen der Fröschler und Henri zugleich.

Daß ich ein Narr wäre, wenn's Zeit ist, sollt ihr es hören, es fällt mir durchaus nicht ein, im Voraus meine Geheimnisse zu verrathen.

### † August Lustig.

Ein Lebensbild des Mülhauser Sängers  
von Eugen Ehretsmann.

Wenn er das doch erlebt hätte, der bescheidene und lebenswürdige Mensch, seine Werke in zwei Prachtbänden vereinigt zu sehen! Aber so mußte er zuerst sterben, um nach Verdienst in weiteren Kreisen gewürdigt zu werden. Wie so vielen Eblen im Volk, ist es auch ihm ergangen; nun er todt ist, weiß alle Welt zu sagen, daß er mehr verdient hätte, als ihm im Leben bescheert war. Mit Glücksgütern hat ihn seine Muse nicht bedacht; er hat auch nicht darnach getrachtet, und darum steht er um so höher vor unsern Augen. Seine Lieder kamen aus dem Herzen, wie das frische Wasser aus der stillverborgenen Waldquelle, er mußte dichten und schreiben und dies nur um zu erfreuen und zu erquickern. Sein Name galt vielfach als Pseudonym, und der Schreiber dieser Zeilen muß offen bekennen, daß es ihm eben so erging und er immer glaubte, der Name A. Lustig müßte nothwendigerweise unter all den lustigen Sachen stehen und der Dichter wohl anders heißen. Und als er nach Mülhausen kam und den verehrten Mann aufzusuchen gedachte, da überraschte ihn eines Tages die Trauerkunde: August Lustig ist todt, und am 4. Januar 1895 hat man wirklich den braven Mann den Weg getragen, den man nicht wiederlehrt. Seitdem aber verbindet ihn Freundschaft mit der Familie des Verstorbenen, und es ist Gelegenheit genug geboten worden, vom Leben und Sterben des Dichters zu hören. Und da Lustig den Lesern des „Rheinländischen Hausfreundes“ kein Unbe-

kannter ist, so wird es sie wohl interessieren, von seinem Lebensgang zu hören.

Er wurde am 4. November 1840 zu Hartmannsweiler bei Bollweiler im Ober-Elßaß geboren. Freundlich schmiegt sich das Dörfchen an die Vorberge der Vogesen. Erst vier Jahre war der kleine August alt, als der Vater, dem bessern Verdienst nachgehend, sich nach Mülhausen wandte, das dem Dichter zweite und liebste Heimath wurde. „Wenn die Glocken der Erinnerung läuten, so wird es Sonntag im Herzen.“ So wird es bei ihm oft gewesen sein, wenn er seines stillen Dörfchens gedachte, das er als Kind noch oft besucht hat:

„Schäu, wo die Berge dert, die schöne, himmelbläue,  
So sanft sich mole thien, dert zieh-n-ich mängmol hi  
Im Geist als . . . . .  
Dert steht an ihrem Süß, im Griene ganz verlore,  
Ike Därfste, ganz e kleis, wo mine-n-erste Johre  
Verflosse sin, ziler Sit, in stiller Einsamkeit,  
Umgä vo däre Pracht, vo däre Herlichkeit,  
Wie in de Berge dert, d' Natur sie nur üsbreitet.“

Seine Eltern waren arm und hatten am Hartmannsweiler nur ein Bauernhäuschen bewohnt, das dem Sinn des Dichters als Baracke vorschwebt. In Mülhausen blieb der Knabe sich selbst überlassen; die Eltern konnten wenig oder nichts für seine Bildung thun, und so kam es denn auch, daß Lustig am liebsten neben die Schule ging und hinaus an den nahen Fluß, zu seiner lieben Doller lief. Die freie Natur behagte ihm besser als die raucherfüllte Stadtluft; dort trieb er sich mit Kameraden herum, die gleich ihm eifrig im Nichtlernen waren. Es gab ja damals im Elßaß keinen Schulzwang. Regte sich im Lenz der Saft in den Zweigen, so wurden an den Ufern Weidenpfeifen und „Heppen“ gemacht, und auf einer selbstverfertigten Schilfrohrflöte sehen wir den jungen Lustig fleißig probieren und studieren. Das Flöten war nun einmal seine Passion; darum kaufte er sich auch später aus seinem mühsam zusammen-gesparten Gelde eine äußerst primitive Flöte mit zwei Klappen und brachte es ohne Lehrmeister in der Kunst ziemlich weit. Arbeitete er sich doch so in die Höhe, daß er bei den Soldaten in die Musikerabtheilung eintreten konnte. Um nun wieder auf den schulpflichtigen Lustig zurückzukommen, muß leider gesagt werden, daß man an der Doller das Lesen nicht lernte. Und es ging denn damit auch herzlich schlecht, zumal er sich mit der Schulbank gar nicht befreunden wollte. Er wunderte sich später oft, wie er doch hatte lesen lernen. Was er als Kind versäumt hatte, holte er als älterer Knabe aber nach. Leidenschaftlich gern las er Bücher, die er in

Bibliotheken lieb, und wenn ihm der Vater das viele Bücherlesen verbot, so stellte er sich wohl unter eine Laterne.

In seinen „Erinnerunge“ und „Herbstblättle“ finden wir köstliche Klänge von der frohen Kinderzeit. Seine liebe „Dollere“ hat er besungen und sagt unter anderem von ihr:

„Un d'Schüelvakanze spä-  
ter o  
hänn immer mich do gfunde;  
Wie sin se gschwunde-n-als  
so froh  
Die herrlig schöne Stunde,  
Wo ich e so als züebrocht ha  
Im stille Wald, im frische,  
Wie ha-n-ich kurze Zit  
als ka  
Bim Bade un bim Sische!  
Wie hat mich als so herr-  
lig dunkt  
Wenn d' Zit isch a ku  
z'rucke,  
Ne Stickle Brot, im Wasser  
dunkt,  
Wenn's z' härt isch gsi un  
trucke.“

Und daß ihm das Sigen in der Schulbank nicht recht behagte, sagen uns deutlich die Worte:

Un wenn als uf mi Bank  
Derno ne Sunnestrahl viel-  
licht isch ku ikehre,  
So isch's als ferig gsi, ganz  
sicher, mit em Lehre.  
Wie's Vögele, wo froh,  
wenn's ka si Sreiheit ha,  
Im nooche Wald zuestiegt,  
so gschwind nur as es ka,  
So isch mi Geist als furt  
in's Srie-n-üse g'foge  
In d' lachende Natur, wo  
ihn hat uferzoge.“

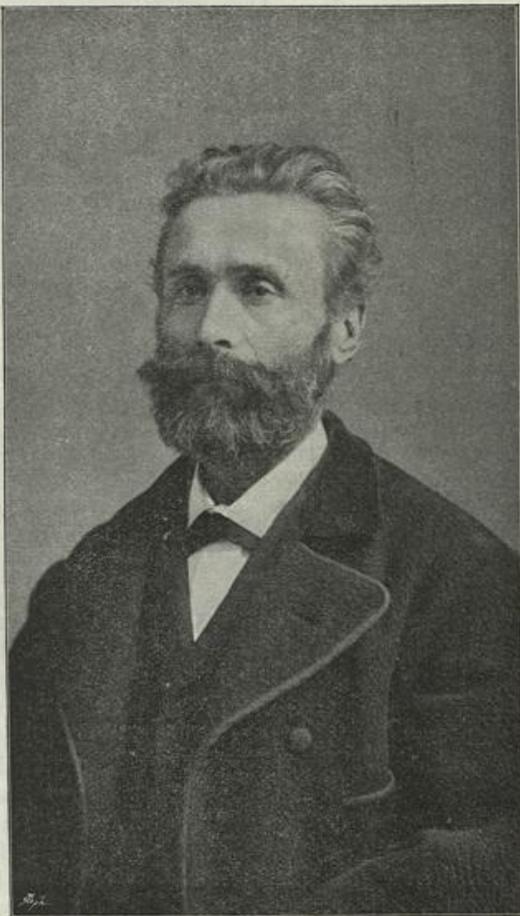
Wer von Mülhausen aus nach Dornach geht, kommt hinter dem Otkroihäuschen an einem alten Fabrikgebäude vorbei, dessen eingeworfene Fenster-scheiben genugsam andeuten, daß alles Leben darin erstorben ist. Darin arbeitete Lustig mindestens 14 Jahre als Aufzeichner und zeichnete Möbelmuster auf Holzplatten. Jahrelang legte er den Weg dahin zurück, bis ihn 1861 das Los unter die Soldaten rief. Er kam unter die „Lanciers“ nach Chambéry (Savoyen), wo er als einfacher Soldat mit Pferden umzugehen hatte.

„Mi Pamsel hat me mir g'shangschiert in e Stallbese  
Un 's Rigbli in e Spieß, wo glängt hat, weiß wo hi,  
Un 's Sedermesser denn, das isch e Sawel gsi,  
Un ha erst noch biku ne mächtige Pistole.“

Von Chambéry aus kam Lustig nach Lyon, wo endlich sein stiller Wunsch in Erfüllung ging, und er Aufnahme in der Regimentskapelle fand. Er spielte sogar im Orchester der dortigen Oper mit. Später war er eine Zeit lang in Versailles und kam dann in's Elsaß zurück, nach Colmar. Weit von den Seinigen entfernt, drückte ihm die Seh-

sucht nach der Heimath oft die Feder in die Hand, und manches Gedicht entstand während der sieben Jahre. Als diese um waren, zog er wieder Mülhausen zu. Er verheirathete sich und trat, da das Geschäft als Aufzeichner seinen Mann nicht mehr zu ernähren vermochte, als Retoucheur in das photographische Atelier seines Verwandten Kohler-Diez am alten Spitaldurchgang ein, und da blieb er, bis er nicht mehr arbeiten konnte.

Er war ein treuer, unermüdlicher Arbeiter. Seine gewöhnliche Thätigkeit war das Ausbessern von Clichés und fertiger Bilder; oft photographierte er selbst. Bei all der einförmigen Arbeit verließ ihn sein guter Humor, sein geistvoller Witz nie. Neben ihm lagen stets Blei und Papier, um die Gedanken festzuhalten, und die launigsten Gedichte entstanden beim Retou-



August Lustig.

Hieren.

„Mit dem geht d'Zit mir prächtig umme,  
I mach Theaterstück' derbi  
Un schrib in d'Situng; so isch's numme,  
Wo sie mir g'fallt, d' Photographie.“

Von seiner Kunst sagt er mit feinem Humor:

„Do käme se, sin breit wie Tisch  
Und wänn doch schlanke Taille ha,  
E-n-andere, wo mager isch,  
hätt' gern e bißi ebbes g'ha!  
De Blinde sott me-n-Auge mache,  
D' Seriose sott me mache z'lache;  
Kei Heremeister käänt's vollföhre,  
D' Lit thien glaüb ihr Verstand verliere.“

Tag für Tag saß er von 8 bis 12 und von 1/2 bis 6 Uhr abends an seiner Arbeit. Draußen fangen die Schwalben oder läuteten die Glocken, und muthwillige Knaben erinnerten ihn durch ihr Spiel an die eigene fröhliche Kinderzeit. Dann wurde es dem ernstesten, schlichten Mann ganz weich um's Herz, und ein inniges Gedicht wurde niedergeschrieben. Lustig liebte nicht, in seinen Träumen gestört zu werden, und in seiner Umgebung wurde um so lieber darauf Rücksicht genommen, als er bei allen sehr beliebt war und hoch geschätzt wurde.

Auch zu Hause arbeitete er sehr viel für Kohler-Diez. Raum, daß er sich eine freie Stunde gönnte, und dann dichtete und schrieb er. Die Folgen der Ueberanstrengung zeigten sich bald. Er wurde nervös, bekam große Athemnoth und hustete. Nun ging er viel spazieren, um sich zu erholen, aber es war schon zu spät, und wehmüthig gestand er selbst: „Wie ich gesehen habe, daß es nicht mehr ging, dann konnte ich mit der Arbeit einhalten“. Er hatte sich früher einmal, als in Thann eines seiner Lustspiele in einem Konzert aufgeführt wurde, erkältet und eine Lungenentzündung zugezogen. Zwar hatte er sie überstanden, doch blieb er hinfert leidend und mußte sich sehr schonen. Er war am liebsten für sich allein und galt bei manchen als Sonderling und Menschenfeind. Außerst selten besuchte er ein Wirthshaus, rauchte nicht und trank kein Bier. In den letzten Zeiten seines Schaffens kam er oft mit heftigem Fieber heim zu den Seinigen. Gern und oft gab ihm sein Patron Freiheit, und Lustig ging dann in den nahen Tannenwald. Inmitten der Natur fand er Tröstung, wenn trübe Gedanken in sein Herz kamen. Er dachte oft daran und sprach es oft aus, daß er bald sterben müsse. Dann konnte er in der Familie auch wieder heiter und fröhlich sein, und niemand hätte ahnen können, daß ein schwerleidender Mann so drollige und urkomische Sachen geschrieben habe. Die Göttin Poesie war seine Trösterin.

Ein Bild hat mich immer seltsam wehmüthig gestimmt. Es stellt den Dichter dar, wie er sinnend auf einer Bank im Thiergarten sitzt. Die Natur hat ihr Winterkleid an; alles ist still um ihn her, und es scheint, als ob der Einsame daran denke, daß auch bald ein weißes Leichentuch sein Grab und sein müdes Herz decken werde. (Herr Kohler-Diez war mit ihm hinauf in den Thiergarten gegangen und hatte ihn so photographirt und das Bild der Familie geschenkt).

In den letzten Jahren bekam Lustig immer einige Wochen Urlaub. Bald war er in Urbis

im Wesserlinger Thal, im Hohwald, in der Ferme „Küenisrütti“ bei Langenbruck in der Schweiz, bald zu Drei-Lehren bei Colmar.

In Urbis schrieb er das schöne Gedicht „3' Owe“:

Ich bin noch spot im Wald do owe  
Un schäu in's stille, tiefe Thal;  
Verguldet meint me, feig's hit z' Owe,  
So schimmert alles iveral.

Scho wachst de Berge-n-ihre Schatte  
Zu dunkle Riesegstalte-n-a;  
Dert unte of de griene Matte  
Bol wird dr Tag a-n-End jetz ha.

's wird alles still, kei Luft thüet rüsch  
Dur d' Blätter meh; nur noch allei  
Dr Waldbach hört me brüsch  
Citönig iver d' Selsefstei.

Ne wunderbarer Friede waltet  
Jetz iver eim in dare Stund;  
Wie schad isch's doch, as er nit hallet  
Un as dr Sturm als wieder kunt.

Wie zittert doch durch die Schlussstrophe sein eigenes Weh und Leid, das sein nach stillem Frieden sich sehndes Herz durchstürmt und beugte. Klingt es doch wie in Adolf Klebers schönem Abendlied „Abschied hat der Tag genommen“.

„Alle sind schon heimgegangen,  
Ich allein noch wandle still,  
Weil mein Herz, das sturmbewegte,  
Nicht zur Ruhe kommen will.“

Die Luftveränderungen halfen nichts mehr; es ging nicht besser. Am 18. August 1893 sagte er zu Herrn Kohler: „Jetzt geht's nicht mehr, der Pinsel fällt mir aus der Hand.“ Von dem Tage an hat er das Atelier nicht mehr betreten. Er reiste zuerst nach Urbis, dann nach Chillon bei Montreux am Genfersee, wo er indessen schon so krank ankam, daß die Gäste im Hôtel meinten, er würde wohl bald sterben. Schon nach acht Tagen kam er wieder heim.

Eine schwere Athemnoth überfiel den Armen, und der Husten bereitete ihm heftige Schmerzen. Tief gebückt vor Weh stand er oft am Fenster. Im Frühjahr 1894 besorgte er noch kleine Arbeiten in seinem Gärtchen vor dem Citéhaus, Straßburgerstraße Nr. 40, und pflegte seine Rosenstöcke. Als ein schwerer Hagelschlag das junge Grün vernichtete, wurde er so aufgereggt, daß er noch kränker wurde und nichts Störendes mehr ertragen konnte, und Mittwoch, den 2. Januar 1895, hatte er ausgelitten. Ahtzehn Monate lang hatte sein schweres Leiden gedauert.

Lustig hatte, wie schon hervorgehoben wurde, schon als Knabe eine große Liebe zur Natur gezeigt. Im Wiesengrün, mit all der Blumenpracht, und drin im Blätterdunkel des Waldes fühlte er

sich am wohlsten. Dort konnte er all die Sorgen abschütteln und die reinsten, edelsten Freuden genießen. Und diese Liebe zur Natur hat ihn zum Dichter gemacht. Die erhabenen Schönheiten in Gottes weiter Schöpfung erreaten Empfindungen in seinem Herzen, die er offenbaren mußte, und die er uns in so frischer Natürlichkeit gab, daß es dem Leser der Gedichte wird, als stände er mit ihm in Wald und Feld und liebe die Eindrücke unmittelbar über sich ergehen. Der Vergleich zwischen der Menschheit, wie sie nach Gottes Rathschluß sein sollte, und wie sie ist, machte ihn zum scharfen Beobachter und tiefen Menschenkenner. Seine Einblicke in das menschliche Herz mit seinem Dichten und Trachten sind wahre Perlen und geben das Zeugniß, daß er selber ein Mensch gewesen sein muß voll edelsten Sinnes, feltener Aufrichtigkeit und großer Herzengüte. Lustig war Katholik, ging aber nie in die Kirche und wurde darum vielfach als Freidenker bezeichnet. Sein Maßstab für die Frömmigkeit war eben nicht das Zurückgehen, sondern ein rechtschaffenes Leben ohne Falsch und Bosheit. Die Natur war sein Gotteshaus, in dem er den Schöpfer verehrte, von dessen Majestät und Weisheit ihm jedes Gräschen, jede Blüthe, jeder Lufthauch erzählte. In seines Herzens Tiefe wohnte ehrfurchtsvolle Scheu vor dem, der alles so wunderbar gemacht hat, und sein Gottesdienst war ein Leben voll Liebe, voll Arbeit und Entfagung. Er hatte ein innig-frommes Gemüth, das, in sich gekehrt, sich erhaben fühlte über Menschenwort, das an die Ohren hallt, ohne nachher in gute That umgesetzt zu werden.

Inmitten der großartigen Natur, mochte es nun am Tage im Sonnenglanz, oder nachts im hellen Sternenschimmer sein, erhob sich sein Geist gern von den Dingen dieser Erde zu den lichten Höhen. So nur dachte er sich den wahren, herzerhebenden Gottesdienst, wie ihn Uhlands Schäfer auf weiter Flur feiert. Er glaubte an die Unsterblichkeit der Seele, an ihr Zurückgehen in ein Reich der Seligen, und ein geheimnißvolles Sehnen nach der unendlichen Sternenwelt erfüllte die Brust des Dichters. Einer seiner Lieblingschriftsteller war Camille Flammarion, der berühmte Astronom und Verfasser des schwärmerisch „mystischen Buches „Recits de l'infini, Lumen, histoire d'une âme“, das Lustig hoch verehrte. Seinem Töchterchen Amélie erzählte er von den Sternen und lehrte es die Namen der schönsten. In den „Herbstblättle“ läßt er sein Kind sprechen:

„Un isch derno als d' Nacht sich still uf uns ho neige,  
So hat er (der Vater) nie verfehlt, mir d' Sterne-n-alle  
z' zeige,

Wo immer zwigert hänn so friedlich zue uns här,  
Wie wenn's fir unsre Welt e schöne Grüß gfi wär,  
Und hat mir als verzählt, wie d' schönste dervo heisse,  
Un as es Sunne sin in wite, wite Kreise  
Un as o Welte dert gar viel vorimer ziehn  
Wie unsre Erde do, wo mir bewohne thien.  
Andächtig han i gloost, doch ohne viel z'versteht,  
Bis as es Zit gfi isch fir mich, fir schlofe z' geh.“

Der Wechsel der Jahreszeiten blieb nicht ohne Einfluß auf des Dichters Gemüth. Im neuen Lenz jubelt er mit den wiedergekommenen Waldfängern; beim Scheiden des Sommers möchte er mit den Schwalben und Störchen auf und davon, und wenn der Herbst kommt mit seinem „Bergehn und Sterben“, so wird er still und sinnend.

„Sit isch's mir nit ums Lache,  
Ich weiß nit, was i ha;  
Me thüet als so verwache,  
Was mag schuld se do dra?  
Duf will hei Sunne kumme,  
Dr Himmel isch nit bläu,  
Un d' Vögele verstumme,  
's isch alles trieb und un gräu.“

Wie aus seinem Lebenslauf deutlich zu ersehen ist, ist Lustig durch eigene Kraft und ausdauernden Fleiß das geworden, was er war, ein rechter und echter Dichter, der nur Gediegenes leistete und ein Feind alles Halbvollendeten war. Er verkehrte gar nie im Kreise schriftstellernder und gelehrter Mülhauser. Bescheiden wie er war, mußte er förmlich gesucht werden; doch schätzte er sich glücklich, wenn er mit jemand verkehren konnte, der seine Ideen theilte, mit dem er über Poesie reden konnte. In Mülhausen aber, wo man wohl gern lacht und weint, wo aber ein hastiges Drängen und rastloses Arbeiten auf allen Gebieten Körper und Geist ermüden, wurde der seltsame Mann selten aufgesucht. Dem Namen nach war er in Stadt und Umgegend wohl bekannt; doch wer ihn nicht näher kannte, vermuthete in dem schlichten, ernstern Mann keinen Dichter. Ironisch sagt er selber:

„Ich ha scho 's Afäh (Aussehen) nit derzue  
Un gar nit, schint's; denn wie so mänke  
Thien als das glische nit nur dänke, (denken)  
Wenn sie mich sähn züem erste Mol  
Se sage's o, ich weiß es wohl.  
We vielmol hat's mi mache z'lache:  
„Was?“ heißt's als, dä schribt jek die Sache?  
Dä hätt' ich jek nit gfi das nur!“ (genommen).

Manche freundliche Einladung gleichgesinnter Männer aus nah und fern wurde von ihm vielfach höflich abgelehnt. Achtlos gingen viele an ihm und an seinem bescheidenen Häuschen in der Cité vorüber, und das war ihm recht. Auch in den Konzerten, wo seine Lustspiele aufgeführt wurden, war er am liebsten unaesehen, und sein bevorzugtes Plätzchen war der Souffleurkasten.

Vor etwa zehn oder elf Jahren schritten zwei Herren die Straßburgerstraße hinunter und blieben vor dem freundlichen Häuschen Nr. 40 stehen. Sie hofften wohl, einen recht wohlhabenden Mann zu finden, dem sein schönes Talent der Thaler und Groschen viele in den Schoß legen mußte. Am blumengeschmückten Fenster stand ein Vogelkäfig mit lustigen Insekten; ganz natürlich: die Vögel waren ja seine Lieblinge, die er in vielen Liedern besang. Vielleicht sah er dahinter und dichtete irgend ein inniges Poem. Doch niemand war zu Hause. Ein getreuer Nachbar meinte, dort gehe seine Frau die Straßburgerstraße hinauf, wenn sie vielleicht mit ihr reden wollten. „Nein, nicht mit ihr, sondern mit ihm!“ „Da müssen sie schon zum Photographen Kohler am alten Spitaldurchgang gehen, dort schafft er!“ Also Photograph, dachten die Herren, und schritten der bezeichneten Straße zu, wo sie Lustig richtig trafen. Ein schlichter, einfacher Arbeiter, aber ein reiches Gemüth, das erkannten die Herren, als sie den Nachmittag mit ihm zubrachten. Ihren Wunsch, mehr hervorzutreten und auch in hochdeutscher Sprache zu dichten, ließ Lustig leider unerfüllt. Dagegen lieferte er, infolge dieses Besuches, zahlreiche mundartliche Dichtungen an die damalige „Gemeindezeitung“. Die Herren waren aber keine geringeren, als Herr Regierungs- und Schulrath Renard aus Colmar, als Dichter wohl bekannt, und Herr Dr. Schröder aus Straßburg.

Den Professor August Stöber vom Mülhauser Colleague sah er zuweilen, wenn auch selten, und mit dessen Bruder Adolf Stöber, dem vor einigen Jahren verstorbenen Pfarrer und Dichter, kam er hin und wieder bei Spaziergängen zusammen, und zwar im Tannenwald und im Nebberg. Sonst verkehrten sie nicht miteinander. Lustig lebte nur seiner Familie und seiner Kunst. Das glücklichste Familienleben herrschte in seinem stillen Citehaus.

Lustigs Name hatte auch in der Ferne einen guten Klang. Er sandte in den 80er Jahren Gedichte an das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“. Die meisten literarischen Lexika enthalten seinen Namen mit dem Hinweis auf seine Bedeutung als Dialektdichter. Mit dem Dichter und Jugendschriftsteller Albert Völkerling stand er in brieflichem Verkehr, der aber nur kurze Zeit andauerte.

Die meisten Gedichte erschienen in der „Gemeindezeitung“ zu Straßburg und nach deren Eingehen im „Hausfreund“, einer literarischen Beilage zum „Mülhauser Tageblatt“. Auch am „Expres“ hat Lustig gelegentlich mitgearbeitet.

Zu früheren Jahren veröffentlichte er ein Bändchen Gedichte: „Erweiterungen“, „Bilder us em Elsaß“, „Lustige Gedichte“, „Herbstblättle“ u. s. w.

Am meisten, ja fast ausschließlich dichtete Lustig in der Mülhauser Volkssprache, und er handhabte sie mit einer Meisterschaft, wie sie nur selten einem Menschen verliehen ist. Ob schon er die französische Sprache vollkommen beherrschte, dichtete er darin nur wenig; auch konnte er sich nicht entschließen, die hochdeutsche Sprache zu verwerthen, wohl zu seinem Vortheil; denn so besitzen wir in ihm einen der besten Dialektdichter deutscher Zunge, und er hat sich durch seine Werke unsterblich gemacht. Ueber die fehlerfreie Schreibart und das sorgfältige Anlehnen an das Schriftdeutsch muß man sich um so mehr wundern, als ja Lustig nur oberflächliche Schulbildung genossen hatte.

Was er dichtete ist einfach, und für den gemeinen Mann verständlich. Dennoch wahrte er in seinen Dichtungen bei aller Schlichtheit eine vornehme Sprache. Nie hätte er das Gemeine oder Rohe in die edle Form eines Gedichtes gezwängt. In dem erwähnten „Hausfreund“ hat er wohl Zwiegespräche, Monologe u. s. w., die gewöhnliche Tagesfragen behandelten, jedes poetischen Reizes aber entbehren und eben nur für den Augenblick geschrieben waren, niedergelegt. Sie haben für die Literatur keinerlei Werth. Aber sie waren auch nur für das Volk geschrieben, und die Schwabhasen „Frau Grotehoor und Frau Gasdoche“, sein „Hans und Toni beim Schoppe“ sind Gestalten, die dem Volk unvergänglich bleiben.

Lustig hat eine Reihe von Lustspielen geschrieben, die für die Literatur auch wenig Werth haben. Darin liegt auch seine Bedeutung gar nicht. Kleine Gesellschaften können sie da überall aufführen, wo es gilt, auch einmal die allerernstesten Menschen so zum Lachen zu bringen, daß ihnen die hellen Thränen über die Backen laufen. Das ist ausnahmslos der Fall, so reich sind die Stücklein an Humor, Wit, komischen Verwicklungen und Verwechslungen. Dazu sind sie leicht aufzuführen, und der Dialekt läßt sich unschwer durch den Lokaldialekt ersetzen. Von ihnen sind sie zu nennen: „Die drei schwarze Liebshaste“, „Vor um no dr Hochzeit“, „Im Julie si Geheimniß“, „Ne Hiroth dur d' Extra-post“, „In dr Falle“, „Hans dich hats“, „Der Fichtmeister“ u. a.

Noch von der Krankenstube aus ergözte er die Mitmenschen durch seine Muse, und es läßt sich oft schwer glauben, daß ein leidender, ernster Mann so lustige Sachen hat erdenken können.

Seine Werke sind nun gesammelt worden

und bilden zwei stattliche Bände, die zum Preise von 12 Mark durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. Sie bereiten jedem Leser, der Sinn für volksthümliche Literatur hat, köstliche Stunden. Das rührige Comité hat dem Dichter aus dem Reinertrag ein schönes Denkmal gesetzt.

Darunter schläft der edle Mensch den ewigen Schlaf. Er ist auf dem protestantischen Kirchhof begraben worden, und die dankbare Stadt hat ihm und seiner Familie den „heimelichen“ Ruheplatz für alle Zeiten geschenkt. Auf dem Denkmal von schwedischem Granit, das seine Büste schmückt, stehen die Worte des Sängers:

„Dr einzig Wunsch, wo-n-ich noch hätt',  
Thät alles fertig mache:  
Ichlofe rüehig z' Nacht im Bett  
Um nimig meh z' verwache.“

### Der Maler in der Küche.

Gut situirte Leute haben gut von der Küche und deren Einfluß auf Wohl oder Wehe des Menschen, ja des ganzen Menschengeschlechtes reden — aber was ist damit geholfen, wenn zwei Dritttheile des letzteren um die nothdürftigste Lebensnahrung zu ringen haben?

Indessen schlägt die Küche doch auch den Reichen gar oft ein Schnippchen, und das Sprichwort, daß nicht alles, was Gold ist, glänzt, bewahrheitet sich auch hier. Halten Sie einen guten Tisch, und bemühen Sie sich um „Frauengunst“, waren die einzigen Instructionen, welche einst Bonaparte seinem Gesandten de Pradt mit auf seinen Posten gab: „Wer gute Tafel hält und sich um die Frauen bemüht, kommt nie zu Fall“.

Ein Gastmahl geben, meint ein französischer Schriftsteller, heißt so viel als auf die Intelligenz, die Seele, die menschlichen Handlungen einen Einfluß üben, heißt die Parteien zerlegen, König- und Kaiserreiche stürzen, die Gestalt der Welt verändern. Die Küche hat ihren Antheil am Feltwerden eines Volkes und Revolutionen beginnen mit Banketten.

Anno 1843, als Lamartine von einer Deputation von Straßengelehrten überrascht wurde, wußte er nichts zu sagen, als: „Wir wollen Rath schaffen für die Sanität, meine Herren, ja wohl für die Sanität“. — Hätte er, statt der Straßengelehrten, Küche zu empfangen gehabt — der rebfelige Dichter hätte sicherlich länger als eine Stunde gesprochen, denn er hielt diese Branche für sehr wichtig, und verstand sich darauf.

Wer das sechste Decennium der Altersjahre hinter sich hat, weiß der heutigen Generation behaglich zu erzählen, daß es eine Zeit gab, wo die Küche noch echt war und es mit ihrer Aufgabe ernst nahm. Daran mußte, wenn ein „Hasenpfeffer“ sollte hergestellt werden, auch ein wirklicher Hase herhalten; heutzutage — das gesteht uns ein Franzose, der sonst seinen Vorgesetzten lieber das Kühnlichste nachsagt, — ist

der Hase zu besagtem Zwecke ganz und gar entbehrlich geworden. Wir vermuthen, daß ähnliches auch unter anderen Länge- und Breitegraden vorkommt, ob freilich mit derselben Grazie und demselben Raffinement wie bei unseren Nachbarn jenseits der Vogesen, bleibe dahingestellt. Ein gelesenes englisches Blatt überraschte kürzlich die Feinichmeder jenseits des Kanals mit der nicht ganz appetitlichen Nachricht, in gewissen Gegenden Frankreichs (kürzer: in Paris) werde eine gewisse Schlangenart (die Species war nicht angegeben) den Gästen als *Al* serviert, und die Zubereitung sei eine so raffinierte, daß nur der subtilste Kennergaumen das *quid pro quo* herauszuschmecken vermöge. Darüber jorniges Kammschwellen des gallischen Hahnes und der hundertfältige Wuthschrei: „Verleumdung!“ Möglich, daß es diesmal zutrifft — aber wahrheitsliebende Franzosen wissen uns aus den unterirdischen Räumen, wo der Kessel brodelnd, noch ganz andere Dinge zu erzählen, und auch wo sie, um des Effektes willen, übertreiben, ist der übrig bleibende Rest von Wahrheit groß genug, um uns erkennen zu lassen, daß es in vielen Garfücken und Restaurants — die feinen und renommirten nicht ausgenommenen — nicht ganz mit sauberen Dingen zugeht, und der brodelnde Küchen-



Der Maler hat vor sich ein Duzend Schalen von verschiedenen Größen.

kessel eher an einen Hexenkessel gemahnt. Hören wir:

Die gute, ehrliche Suppe von ehemals wird heute durch ein Gemisch eingefochter, unbekannter Thieren entnommener Säfte ersetzt. Wohl prangt auf der Etiquette das Wort „Lind“ oder „Schaf“ — aber in der Flasche selber findet man nur eine salbenähnliche, dicke, zähe, schwarze Sauce von widerlichem Geruch, die aus ganz anderen Stoffen als aus frischem Fleische, oder zum wenigsten aus appetitlichen Kräutern hergestellt und destillirt scheint.

Ein Köffelvoll von dieser zweifelhaften Brühe und ein Liter siedenden Wassers — das ist das Gericht, das man uns heute aufsticht, anstatt jener altväterlichen Fleischbrühe, die uns ehemals, wohlthutend und schmackhaft, nach stundenlangem, geduldiger Zubereitung, der bürgerliche „Suppentopf“ lieferte.

Die Krebsuppe wird jetzt mit einem rothen Pulver hergestellt, das man beim Apotheker kauft. Dann nimmt man, um die Illusion vollständig zu machen, das ausgetrocknete Gerippe eines Krebses, dessen Fleisch zwei oder drei Tage vorher verspeist worden war, und

legt dasselbe als Trugbild für das Auge in die Suppe, die uns ein höhnisch lächelnder Küchenjunge oder Kellner aufwartet. Dieses Gerippe ist accurat so lebenswahr, als ein geräucherter Hering an einer Angelruthe oder eine Tragddie im Kasperlitheater!

In gewissen Speisewirtschaften weiß man schon längst Seezungen (Soles) und Steinbutten aus dem Fleisch ausgelaugter Stöckfische herzustellen, die man geschickt auf einen feinen Kamm preßt.

Jedermann weiß, daß die angeblichen Rückenstücke („Ziemer“) von Geflügel in den Fleischpasteten aus dem Gaumen eines Kalbes herausgeschnitten sind.

Auch die Butter hat ihre guten Zeiten längst hinter sich; statt ihrer bekommen wir den Abfall „höherer Talgkerzen“ zu schmecken!

Kurz: Alles ist Humbug. Lug und Trug in der zeitgenössischen Küche.

Unseren Nachkommen ist es vielleicht beschieden, ein „Conservatorium für Kochkünstler“ entstehen zu sehen. Ein solches Institut wäre eine große Wohlthat; es würde den Handel befördern, den Geschmack läutern, und zur Veruhigung der Gäste viel mehr beitragen, als die vielen unnützen Maßregeln und provisorischen Gesetze, welche unsre Volksvertreter nach endlosen Redekämpfen in Kraft erklärten.

Wir haben übrigens in obiger Darstellung das letzte Wort noch lange nicht gesprochen. Man höre:

In einem der ersten Restaurants in Paris ist vor kurzem die „Küchenmalerei“ erfunden worden. Der Wirth hat einen eigenen Maler lediglich für seine Küche angeworben, und dieses Beispiel hat sofort bei allen Speisewirthten verschiedensten Ranges Nachahmung gefunden.

Ja wohl, ihr Herren Schmauser, euer Beefsteak ist gemalt, der Eierkuchen, die Hammelskeule, der Salat ist vermittelt einer besonderen Prozedur gefärbt. Das Verfahren ist folgendes:

Es ist ziemlich schwer, eine Kohlenluth zu unterhalten, welche zugleich und mit einem Mal Rückenstücke, Rippchen, Venderstücke, Nieren, Sardinen oder andere Fische, die man geröstet haben will, auf dem Roß gar bringt. Was macht man also? Der „Künstler“ nimmt eine braune Farbe und salbt damit den Roß ein, dann legt er das Fleisch darauf und drückt es kräftig, oder er schlägt mit einer Bürste darauf, wie die Buchdrucker es machen, um sogenannte „Bürstenabzüge“ zu erhalten. Der Roß versteht hier die Stelle der Vettern und das Fleisch die des Papiers. Dann bringt man das Fleisch in den Bratofen. Ist es hier gar geworden, so bezeichnet der „Künstler“ mit einem Pinsel die schwärzlichen Linien, welche das Braten auf dem Roß bezeugen sollen, und wenn der Besteller sich beschwert, das Beefsteak habe keinen „Geschmack“, so zeigt man ihm die Spuren des Roßes. Was bleibt ihm da übrig als — zu schweigen?

Mit dem Eierkuchen ist es etwas anderes. Zu einem Eierkuchen nimmt man heute das Weiße von vier Eiern und das Gelbe von einem einzigen, nämlich. Man mischt mit dem Eiweiß eine Sorte unschädlicher Flüssigkeit, und wenn der „Künstler“ seinen Pinsel, den er in eine Mischung gelben Ockers getaucht hat, über die Oberfläche des Eierkuchens hat spazieren lassen, so streicht ein einfacher Küchenjunge mit einem rothglühenden Eisen darüber, welches dem „Kolorit“ nachhilft und dem Kunstprodukte das Ansehen eines kräftigen Nährstoffes verleiht. Das Eigeb, das man hätte für den Kuchen verwenden sollen, wird dann zur Herstellung von Crème und der Verdickung von Saucen u. s. w. gebraucht.

Unser Gewährsmann sah kürzlich zu, wie eine im Ofen gebratene Schöpfsente „gemalt“ wurde. Es handelte sich darum, sie in eine am Bratspieß gar gemachte zu „verwandeln“. Man steckte allerdinge den Bratspieß hindurch, zog ihn aber sofort wieder heraus, und der Koch befahl: „Zum Maler!“

Der Maler hat vor sich ein Tugend (oder noch mehr!) Schalen von verschiedenen Größen. Jede Schale hat ihren besonderen Pinsel; daneben liegen zwei oder drei mehr oder weniger harte Bürsten. Der „Künstler“ sah heute nun die ihm vorgelegte Schöpfsente einen Augenblick an und fuhr mit der Hand über die Stirn (Zeichen des Nachdenkens!). Hierauf tauchte er seinen Pinsel in einen Topf, der die Etiquette „Dunkelbraun“ trug und bemalte mit diesem Braun einzelne Theile der aus dem Ofen hervorgeholten Keule; dann nahm er eine Büchse und streute daraus über das Blech ein Pulver aus carbonisirtem Fleisch, welches „unter den Zähnen krachen“ sollte. Mit dem Pinsel, dessen Schale die Etiquette „natürliches Blut“ trug, malte er „Stichwunden“, aus welchen ein reichlicher Saft floß. Der Küchenjunge goß sodann zwei oder drei Eßlöffel v. l. Fleischbrühe auf den Grund der Platte, setzte noch ein wenig Ribensaft zu, und aus einer kleinen Spritze, die drei Böcher hatte, ungefähr wie die, welche man zu Einspritzungen in's Ohr gebraucht, beträufelte er das Ganze mit Ringelchen siedenden Schmalzes.

Die Schöpfsente wurde einer wallachischen Familie serviert mit folgender Meldung:

„Kommt so eben vom Bratspieß, meine Herrschaften.“

Kaum war diese Operation vollzogen, als ich durch das Sprachrohr folgendes bestellte hörte: — „Vier Fettammern. Verstanden? Vier Fettammern!“

Der Oberkoch rief sofort:

„Alfred soll auf der Stelle herkommen! Er ist im Eiskeller.“

Wer ist Alfred? fragte ich.

Darauf der „Maler“:

„Er stellt die Fettammern her.“

Alfred erschien. Man gab ihm einige blutige Spaken; er blies ihnen durch einen Strohhalm ein wenig Hühnerfett in den Leib, machte jedem Spaken über dem Würzel einen kleinen Schnitt und trieb ihn zwischen Haut und Fleisch mit siedendem Schmalze auf.

Aus den Spaken waren auf solche Weise Fettammern geworden, die von Fett und Schmalz tropften! Ein also zubereiteter Ammer-Spaz kostete die Kleinigkeit von drei Franken das Stück!

Selbst der Kochen, der einfache Kochen ist der industriellen culinairischen Kunstfertigkeit nicht entgangen.

Um einen Kochen mit „gebräunter Butter“ herzustellen, würde man viel zu viel Butter brauchen — denn der Kochen schluckt viel! Was thut man also? Man läßt den Kochen ohne Zuthat sieden. Die Butter wird in einer Pfanne zerlassen, die nie gereinigt oder mit Stücken carbonisirter Fleischreste verrieben wird; auf diese Weise erhält man „braune Butter“, bevor sie heiß gemacht ist. Was die Peterfilie betrifft, so wird sie trocken gelocht, so daß man mit zwei Böckeln voll gebräunter, zerlassener Butter eine Sauce zu Stande bringt, die für eine Portion Kochen genügt; diese gleiche Portion würde, wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre, ein halbes Pfund jener kostspieligen Substanz verschluckt haben. Es ist jetzt freilich auch Kochen und es ist gebräunte Butter, aber es ist eben kein „Kochen mit gebräunter Butter“.

Der Maler hatte an jenem Abend vollauf zu thun. Er färbte zwei Melonen; auf der einen, die überreif

war, zog er eine schöne grüne Linie zwischen den beiden Polen; die andere, die trocken und mehlig war, verfab er mit dem Saft, welcher aus der ersten herauströpfte und vermittelst der Schale mit „Grün“ stellte er einen prächtigen Stiel von schönem, saftigen Pflanzengrün her.

„Das Schwerste, was es gibt“, belehrte mich jetzt der Maler — ist etwas, das Sie heute noch nicht gesehen haben, nämlich: Die Herstellung von Spiegeliern (sogenannter „Stieraugen“). Um diese Operation auszuführen, bedarf es eines wirklichen Chirurgen, und darum wird sie auch nur in „Restaurants mit fixen Preisen“ vorgenommen. Man will nicht zwei ganze Eier drangeben und wagt es doch auch nicht, nur ein einziges aufzutischen. Der Koch nimmt also einen Teller, auf dessen Boden ein bißchen zerlassene Butter schwimmt, dann rührt er die Schale des Eies mit einem Instrumente, das Ähnlichkeit mit dem „Diamant“ des Glasers hat, hierauf spaltet er an dieser Stelle mit einem in Del getauchten Messer das Ei, raschen Schnittes, in zwei Hälften und die beiden Hälften fallen getrennt auf den Teller.

Obgleich ganz außer mir vor Erstaunen über diese Erfindungsgabe, fragte ich doch noch:

„Können Sie mir noch ein anderes Kunststück zeigen?“

„Für heute mag es genug sein“, erwiderte der Kochkünstler.

Aber es kam anders!

Ein Aufwärter bestellte von oben: Eine Portion Roquefort für Viebhäber.

„Immer die gleichen, diese Kunden!“ brummte der Maler. „In der Saison des frischen Roquefort bestellen sie alten!“

„Und wie machen Sie den?“

„Ich trockne oberflächlich ein Stück Käse auf dem Ofen; dann male ich grüne Streifen von möglichst unregelmäßiger Miniatur, wie sie den wirklich alten Käse charakterisirt, darauf, und Victor „belebt“ dann die Portion.“

„Wer ist Victor?“

„Das ist einer unserer Küchenjungen, der eine Sammlung von Resten alten Holländerkäses angelegt hat. Da diese auf dem Boden eines feuchten Schrankes liegen, so ist es mit der Zeit „lebendig“ darin geworden und wimmelt ordentlich; dort holt Victor seine „Colonisten“, womit er den Roquefort beböckert.“

Ich hatte genug.

Es bleibt also dabei, daß „nicht alles Gold ist, was glänzt“, und daß Milch und Brot des Armen zum mindesten ebenso schmackhaft und jedenfalls viel appetitlicher und gesunder sind, als manche „Vederbissen“ sogenannter Vederbissen, den der Reiche mit schwerem Gelde kauft.

### Die verschwundene Kompagniekasse.

Von Gustav Scholz.

Das war eine schöne Ueberraschung, als ich am 22. August 1866 in meinem Quartier zu Wischau in Mähren die Kompagniekasse aus den Packkörben nehmen wollte und keine Spur von derselben vorfand.

Auf dem Marsche wurde sie in den Körben, wie solche für die Kompagniebagage üblich waren, auf dem Rücken des Packpferdes transportirt, im Quartier und Bivouak war dieselbe in meiner Obhut — und jetzt? . . . baare fünfshundert

Thaler auf und davon. . . Ich stand vor einem Räthsel.

Am 21. August hatten wir in einem Dorfe bei Austerlitz Löhnungsappell abgehalten; ich hatte den Rest der Kasse in mein Quartier gebracht und dort . . . ja, jetzt dämmerte mir es in erschrecklicher Klarheit auf — dort hatte ich den Beutel mit dem Gelde unterm Kopfkissen in meinem Bett verborgen und beim Abmarsch daselbst liegen lassen.

Zur Wiedererlangung des vermischten Geldes mußten schleunigst die erforderlichen Maßregeln getroffen werden.

Die Gelegenheit hierzu erwies sich insofern günstig, als der Kompagniechef im Lazareth zu Göding zurückgeblieben war und der Kompagnieführer des Hauptmanns Leibpferd, einen steifbeinigen Schimmel, ritt, das Handpferd aber, ein schnellfüßiger Brauner, konnte unbedenklich die Tour noch einmal machen.

Der Wärter des letzteren Pferdes, Johannes Teubner, wurde schnell mit der nötigen Weisung versehen; er mußte aufsitzen und in wenigen Minuten schon war er in der Ferne verschwunden.

Johannes Teubner war Pferdehändler seines Zeichens und hatte vor der Mobilmachung in Oesterreich und Ungarn Geschäfte gemacht, wobei er mit Land und Leuten vertraut geworden, wie mit dem Fälschen der Pferde in seinem Gewerbe.

Als wir noch auf Vorposten vor Olmütz lagen, hatte er seine Entschlossenheit dadurch bezeugt, daß er im Bereich der Festungsgeschütze auf einem Ackerfelde Klee für seine Pferde abgemäht; von der Festung aus wurde er mit Vollkugeln beworfen, doch ließ er sich in der Ausführung seines Vorhabens dadurch nicht stören.

Ich hätte mir Glück wünschen können, solch einen schneidigen Boten in aller Eile erlangt zu haben, wenn nicht „Johannes“, wie ihn die Kameraden kurzweg nannten, manche unliebsame Eigenschaft aus seinem Geschäftsleben dennoch an sich gehabt hätte.

Die Zeit bis zur Rückkehr des Boten wurde mir ungewöhnlich lang; endlich, in später Abendstunde, kam Teubner auf schweißbedecktem Braunen angesprengt; . . . doch die Satteltaschen waren leer, und das sagte mir alles, was ich zunächst wissen wollte.

Der weitschweifige Bericht des Reiters, sowie dessen zehnfach wiederholte Beteuerung, daß er, trotz Aufbietung großer Schlaueit, zu einem Resultat über den Verbleib des Geldes nicht gekommen, war für mich nur nebensächliche Ausschmückung dessen, wovon ich mich durch Augen-

schein überzeugt hatte: nicht um ein Loth schwerer an Gut, wie er ausgeritten, kam er wieder zurück — der „vielgetreue Johannes.“

Mein Plan war für diesen Fall schon gemacht: stehenden Fußes begab ich mich zu unserm Feldzahlmeister, mit dem ich gut befreundet war und setzte ihm in Kürze den Sachverhalt auseinander.

Wie ich es von ihm erwartet, so geschah es auch: noch an demselben Abend war die Kompagniekasse wieder ergänzt. Bei unserer Ankunft in der Heimath sorgte ich dann für Ersatz des entliehenen Betrages.

Schwer kam mich der Verlust an, . . . mit der Zeit wurde er zwar verschmerzt, jedoch nicht vergessen.

Jahre waren seit jenem Ereignisse vergangen; den Waffenrock nebst militärischem Grad hatte ich abgelegt und befand mich auf einer Reise in Böhmen.

Der Zug, welchen ich benützte, hatte an einer kleinen Station kurzen Aufenthalt, . . . neue Fahrgäste waren eingestiegen, auch in mein Koupe war Jemand gekommen, den ich bei näherer Betrachtung als unsern ehemaligen Pferdewärter Johannes Teubner wiedererkannte.

Er hatte sich mir gegenüber plazirt und erzählte, ohne mich vorerst noch zu erkennen, daß er soeben von einem Pferdemarkt komme, wo er gute Geschäfte gemacht, und nun im Begriff sei, eine Koppel Pferde aus Ungarn zu holen.

„Kommen Sie auf Ihrer Reise über Wischau?“ frug ich.

Er stuzte.

„Ob ich nach Wischau komme,“ jagte er etwas zögernd, „das weiß ich nicht.“ Er hatte mich dabei scharf fixirt und mußte mich wiedererkannt haben, denn er wurde etwas einfüßig.

Offenbar machte dem „ehrlichen Johannes“ die Erinnerung an Wischau einigermaßen Skrupel.

Ich beschloß, die Ursache des Uebels zu ergründen und führte zu diesem Zwecke meine mit Cognac gefüllte Reiseflasche in's Treffen, welche bald die frühere Mittheilbarkeit bei Teubner erweckte.

Unwillkürlich suchte ich das Gespräch auf die Kriegsereignisse von 1866 zu lenken und ganz von selbst gerieth mein Gegenüber in das gewünschte Fahrwasser.

„Apropos, Herr Teubner,“ warf ich nach einiger Zeit ein, „Sie entsinnen sich der abhandengekommenen Kompagniekasse, und da Sie durch Währen reisen, hätte ich Lust, Sie zu begleiten; . . . wir könnten noch einmal auf die Suche nach dem Gelde gehen, . . . finden wir es, wird ehrlich zur Hälfte getheilt.“

Teubner lachte rückhaltlos wie über eine abgethane Sache; dann fuhr er offen heraus: „Das würde vergebliche Suche sein, Herr Feldwebel, . . . diese unglückseligen fünfhundert Thaler — sind verbaut, . . . fest vermauert und verbaut!“

Ich horchte gespannt.

„Verbaut, . . . wieso?“ Es schoß mir durch den Kopf: hatte Teubner, dem ich nie recht getraut, mich damals wirklich hintergangen und sich mit Hilfe des Geldes irgendwo ein Haus errichtet.

„Den Vorschlag, den Sie mir machten,“ jagte er wie resignirt, „habe ich gleich nach dem Feldzuge ausgeführt, und zwar glaube ich an Erfolg, da ich — ich will es Ihnen gestehen — wußte, wo das Geld sich befand.“

Diese vertrauliche Mittheilung war mir mehr als schmeichelhaft. „Und Sie haben den Schatz gehoben,“ bemerkte ich in ebenfalls vertraulichem Tone. „Bitte, erzählen Sie mir die näheren Umstände; . . . es interessirt mich, wie Sie sich denken können. Von einer strafrechtlichen Verfolgung der Sache soll meinerseits selbstverständlich keine Rede sein.“

„Das dürste auch wenig fruchten, da es schwer halten würde, einen Beweis gegen mich zu erbringen. Uebrigens bin ich selbst, wie man so sagt, der Geprellte!“ lachte Teubner mit Galgenhumor. Dann fuhr er fort zu berichten:

„Das Mißgeschick, dem ich damals, als Sie mich zum Abholen der liegengebliebenen Kasse beorderten, anheimgefallen bin, ist mir von meinem Namenspatron, dem heiligen Johannes zugefügt worden.“

„Ja, ja, . . . Sie sehen mich groß an,“ unterbrach er sich, als er auf meinen Zügen einen ungläubigen Ausdruck bemerkt haben mochte; „aber Sie werden mir beipflichten, sobald Sie Alles vernommen haben. — Der Braune, den ich damals ritt“ — fuhr er nach kurzer Pause fort — „hatte eine Freude am Rennen und wie der Blitz schoffen wir dahin. Bald kam ich in Wischau an und — der vermißte Beutel lag wirklich, wie Sie mir angegeben, unterm Kopfkissen im Bett verborgen. Das Zimmer, in welchem Sie gewohnt, war nach Ihrer Abreise von Niemanden betreten worden. Ich nahm den Beutel an mich und brachte ihn sammt seinem Inhalt in einer meiner Satteltaschen unter und bald war ich wieder auf dem Rückwege.“

„Aber die klirrenden Thaler erweckten bald allerlei Gedanken in mir: ich konnte mich der Vorstellung nicht entschlagen, daß ich ein gemachter Mann sein würde mit diesem Gelde; . . . das

Pferdematerial der ganzen Puzta hätte ich dafür ankaufen können, denn was mein Geschäft anbelangt, das verstehe ich wie Einer."

"Es mochte etwa gegen vier Uhr Nachmittags sein, . . . die Sonne warf lange Schatten, als ich immer noch mit mir rang, um mich loszureißen von den verlockenden Vorstellungen."

"Da tauchte auf einer Brücke an der Straße die hohe Figur meines Schutzheiligen in Stein gehauen auf, und ich entschloß mich, bei ihm Rath zu holen. Bei ihm angekommen, hielt ich den Braunen an. . . . Die weite Umgegend war öde und leer, . . . unter vier Augen konnte ich mit meinem Nothhelfer verkehren. —"

"Er schien mir zugethan, denn als ich voller Hoffen auf einen guten Bescheid in die Höhe sah, da war mir's, als nickte er freundlich zu, . . . seine lange Gestalt zeichnete sich weithin ab und auf dem Rasen seitwärts am Wege bewegte der Schatten des Kopfes sich scheinbar hin und her. Ich verstand das Zeichen und voller Freude über die Zustimmung kam mir der Gedanke: Dort ist der Platz, wo das Geld sicher geborgen sein wird, bis ich es zu gelegener Zeit abholen und zu geschäftlichen Zwecken würde verwenden können."

"Schnell sah ich ab, . . . band den Braunen an einen Brückenpfosten, . . . nahm die Satteltasche und begab mich dahin, wo um vier Uhr Nachmittags der Kopf des Heiligen im Schattenumriß gezeichnet war. Mit meinem Fäschinmesser hob ich die Rasenfläche vorsichtig aus, grub sodann eine Vertiefung in die Erde und legte den Beutel mit dem Gelde hinein. Die Grube wurde dann hübsch zugestülpt und die Rasenscheibe sorgfältig eingefügt, so daß es ausah wie vorher."

"Mir war hierauf ordentlich leicht um's Herz, . . . auch das Kopf schien meine Empfindungen zu theilen, . . . ohne getrieben zu werden, lief es windschnell dahin."

"Durch verschiedene Zwischenfälle, die sich nach meiner Entlassung vom Militär zu Hause ereigneten, war ich verhindert, noch in demselben Jahre das Geld abzuholen."

"Ich war ohne Sorge darum, da ich es wohlgeborgen und in sicherem Schutze glaubte, . . . hätte ich jedoch eine Ahnung gehabt, was unterdessen geschehen würde, keine Stunde hätte ich gezögert, die Reise zu machen und das Geld an mich zu nehmen."

Teubner machte hier eine Pause. Ich reichte ihm die Flasche und frug:

"Nun, blieb denn das Geld nicht unentdeckt hier vergraben?"

Gaustfreund.

"O, nicht das!" entgegnete er eifrig, nachdem er einen tiefen Zug gethan, "nur zu sicher war der hier vergrabene Schatz verwahrt. — Aber denken Sie," fuhr er erregt fort mit jener Ironie im Tone, die ich schon wiederholt wahrgenommen, "eine Kapelle hat man mit dem Gelde erbaut und — darin liegt die Malice — gerade an der Stelle, wo der Schatten jenes steinernen Mannes um vier Uhr Nachmittags steht."

"Ich habe meinen Augen kaum getraut, als ich im folgenden Jahre kam und da ein Gebäude errichtet fand . . . eine Kapelle mit fester Fundirung und steinernem Sockel."

"Alle meine Hoffnungen waren in schöner Weise vernichtet; . . . wenn ich mir aber Vorwürfe machen wollte über mein saumseliges Zögern, so fand ich schließlich darin Trost und Beruhigung, daß mein ehrliches Gewissen wieder hergestellt war, da ich ja keinen Pfennig von dem Gelde zu meinem Nutzen hatte verwenden können."

"Das Eine wünschte ich nur noch zu wissen, nämlich wer es wohl sein mochte, der auf den famosen Gedanken gekommen, und welche Umstände ihn veranlaßt haben konnten, den Bau gerade an der Stelle aufzuführen, wo es für mich am wenigsten wünschenswerth war."

"Ich erkundigte mich vorsichtig nach dem Eigenthümer des Grundstückes und erfuhr, daß es ein wohlhabender Mann sei, der in der Schlacht bei Königgrätz, die er als österreichischer Soldat mitgemacht, aus großer Lebensgefahr errettet worden, infolgedessen er ein Gelöbniß gethan, seinem Namenspatron, da er auch Johannes hieß, die mehrbefagte Kapelle zu errichten."

"Zum Ueberflus sagte man mir auch, daß beim Ausgraben des Grundes ein Beutel mit fünfhundert Thalern gefunden und dieses Geld für die innere Ausschmückung des Baues verwendet worden sei."

"Ich muß gestehen: mich frappirte diese Art der Erkenntlichkeit ungemein! —"

Mit dieser lakonischen Bemerkung schloß der Erzähler das Bekenntniß seiner Schuld und — "Station Pardubitz! . . . Alles aussteigen!!" rief der Schaffner.

"Ohne mich von meinem Reisebegleiter zu verabschieden, eilte ich aus dem Wagen, es drängte mich, hinwegzukommen aus der Nähe des Menschen, der mir durch seine schändliche That so schwere Schädigung zugefügt hatte."

## Der Oberschulz von Schefflenz

von  
Augusta Bender.

Merkwürdige Runpane müssen es gewesen sein, diese von der Kurpfalz bestellten Oberschulzen — so eine Art fünftes Rad am Wagen, besonders zur Zeit, als der gewaltthätige Christels — Jörgle (s. Landes-Kalender 1896) das Stabhalteramt in Oberschefflenz verwaltete.

Wenigstens läßt sich auf Grundlage der mündlichen Ueberlieferungen kein klares Bild von ihrer Thätigkeit entwerfen, vielleicht, weil dieselbe eine schwankende, nicht rechtlich und gesetzlich abgegrenzte war, vielleicht aber auch, weil keiner den Oberschulzen, mit Ausnahme des letzten, sich bei der Dorfgemeinde in Respekt zu setzen wußte.

Halb studirt und schlecht besoldet, scheinen sie sich des öfteren auf unsaubere Nebenverdienste verlegt zu haben, wozu ein anständiger Notar oder Rechtsanwalt sich nicht bereit gefunden hätte, und hat dies sicherlich nicht zur Erhöhung ihres Ansehens beigetragen.

Einer derselben war bei allem noch ein so großer Trunkenbold, daß er öfters wegen mangelnder Kleidung seines Amtes nicht walten konnte. Wie Einen Gott, so hatte er auch nur Einen Rock und — was noch bedenklicher war — nur ein einziges Paar Hosen gehabt. Wurden diese geflickt, so mußte er sich während dessen in's Bett legen und ebenso, wenn er durchnächt nach Hause kam.

So geschah ihm einmal, als eines Sonntagmorgens während des Heimganges von der Mittelschefflenzer Kirche ein starkes Gewitter ausbrach, das von einem heftigen Regenguß begleitet war. Geblickt und gedonnert hatte es, daß mancher der Kirchgänger ein Gebet gemurmelt, sich dabei aber beeilt hatte, unter Dach und Fach zu kommen.

Während die Andern aber beteten, hat der Oberschulz einen gräßlichen Fluch um den andern gethan, so daß alle davon entsetzt waren und ihm scheu aus dem Wege gingen: „Kreuz-Himmel-Stern . . . . . droben runter! Unser Herrgott weiß doch, daß ich nur das Eine Röcklein habe!“

Und als es nun immer stärker donnerte und gar nicht mehr aufhören wollte, da machte er eine drohende Faust zum Himmel hinauf und schrie: „Wart nur, Herrgott, dir gehe ich noch einmal in die Kirche!“

Alles ist davon gestürzt, als ob nun ein Blitzstrahl den Frevler sogleich erschlagen müßte; aber da hätte der liebe Herrgott viel zu thun, wenn er jedes unbedachte Wörtlein zu Protokoll

nehmen und jeden ruchlosen Frevler sofort bestrafen wollte!

Zu eben diesem armen Teufel von Oberschulzen ist auch einmal ein Jude gekommen, um zwei kleine Buben zu verklagen, die mit Steinen nach ihm geworfen hatten.

„Was?“ rief der Oberschulz in strengem Tone, „die sollen sich solches noch einmal unterstehen! —“ Und sich an den Gerichtsdiener wendend, befahl er: „Gleich auf vierundzwanzig Stunden ins Loch mit ihnen bei Wasser und Brod!“

Der Handelsmann lächelte befriedigt und wollte sich dankend entfernen.

„Halt Hebräer!“ rief der Oberschulz, „dreißig Kreuzer für den Spruch.“

Und der Handelsmann mußte wohl oder übel in die Tasche greifen und zahlen.

Als er sich aber entfernt hatte, ließ der Oberschulz die Buben vor sich bringen, welche der Ortsdiener mittlerweile des Scheines halber um die Rathhausecke geführt hatte.

„Buben!“ sagte der Oberschulz vergnügt, „jetzt macht, daß Ihr auf die Beine kommt; und wenn Ihr wieder einen Juden seht, so werft ihn wieder.“

Die Buben werden sich das nicht zweimal haben sagen lassen; der Vorfall aber büßt dadurch viel von seiner Komik ein, daß er auf die damalige Rechtlosigkeit der Juden ein düsteres Streiflicht wirft.

Indessen kann es nicht wundernehmen, daß einem so gearteten Oberschulzen zuweilen auch, wenn er Abends angetrunken heimging, Schlingen und Steine in den Weg geworfen wurden, die er aber mit jenem den Säufern eigenen Glücke stets zu umgehen wußte.

Einmal hatte er sich im sogenannten Bagenhäuschens\*), das an der alten Mosbacher Straße zwischen den Gemarkungen von Neckarburken und Dallau lag, wie gewöhnlich einen tüchtigen Rausch angetrunken. Es war stockdunkle Nacht, als er endlich ans Aufbrechen dachte und schwankenden Ganges den Heimweg antrat. Da, unweit einer berühmten Stelle, dem ehemaligen Dallauer Rabensteine, stürzte sich ihm auf einmal ein schwarzes Ungethüm auf den Rücken, so daß er von dem Anprall fast in die Kniee gesunken wäre. — Schnell etwas ernüchtert, ermannte er sich aber, um mit seiner unerbetenen Bürde davon zu traben, denn es war ihm rechtzeitig eingefallen, daß ein solches Gespenst noch andre im Hinterhalte zu haben pflege.

So trug er es keuchend und schwitzend bis

\*) Wegen seines berühmten Bagenweins.

auf die Auerbacher Höhe, ohne einen Laut oder ein Wort von sich zu geben.

Dann dachte er aber doch, daß es nun Zeit wäre, mit seinem Reiter ein Wörtlein zu wechseln, und auf dessen vorgestreckte Beine hinabsehend, bemerkte er an jedem eine glänzende Schnalle.

„Habbe denn die G'spenster aa Schnalle an de' Schuh?“ sagte er dann mit der ihm eigenen langsamen Sprechweise — und plumps! ward die Spudgestalt abgeworfen und von dem Oberschulzen dermaßen durchgeprügelt, daß ihm das Gespensterspielen auf Zeitlebens vergangen sein wird.



Es stürzte sich ihm auf einmal ein schwarzes Ungeheuer zc.

Ein anderes Mal rollten die Oberjehfflenzer Burschen ein feuriges Rad von einer Anhöhe hinunter, wo der spät Heimkehrende vorüber mußte. Es sollte natürlich einen feurigen Mann vorstellen, von dessen nächtlichem Spuken man sich damals noch allenthalben in den Spinnstuben und Wirthshäusern zu erzählen pflegte. — Der Oberschulz aber ließ sich kein X für ein U vor-machen. Er blieb stehen, bis das feurige Gespenst herangekommen war. Dann brachte er es mit einem Fußtritt zum Stehen, entledigte es der noch glimmenden Pechkränze und rollte es in gemüthlichem Trotte vor sich her nach seiner Wohnung.

„Wem es gehört, der wird sich schon melden“, dachte er, „wofern er an der Sache nicht theilhaftig war.“

Allein es kam Niemand, der etwas verloren haben wollte; jetzt ließ es der Oberschulz aus-

schellen, daß da und da ein noch neues Wagenrad zu verkaufen wäre, und gegen einen Gulden in Empfang genommen werden könne.

So viel war es dem Eigenthümer denn doch werth, er holte sich das Rad und der Oberschulz strich den Gulden ein, still bedauernd, daß nicht noch mehr feurige Männer den Berg herabgelaufen kämen. —

Sogar auf den Teufel scheint er wenig oder gar nichts gehalten zu haben, wie es denn überhaupt nur ein einziges Wesen auf der Welt gab, vor dem er sich thatsächlich fürchtete, und dies war — seine Frau.

Sie zankte zwar nur wenig und hielt nichts auf Gardinenpredigten. Sie kannte ein weit unfehlbareres Mittel, ihren Gatten zahm und gefügig zu machen, nämlich durch Vorenthaltung seines einzigen Beinkleides — ja auch nur durch die Androhung einer solchen Gewaltmaßregel. Davor empfand der Oberschulz einen gewaltigen Respekt, denn einmal hatte sie das unentbehrliche Kleidungsstück so gut zu verstecken gewußt, daß er drei Tage nicht aus dem Hause und folglich nicht ins Wirthshaus gehen konnte; erst als er am vierten Morgen Miene machte, auch ohne Hosen auf die Gasse zu laufen, gab sie diese heraus. Sie hatte bis dahin in buchstäblichem Sinne — „die Hosen angehabt.“ —

Was aus dem Schulzen schließlich geworden, ist mir unbekannt. Eine Kaltwasserkur wird er nie gebraucht haben, sonst hätte er auch in halber Kleidung aus dem Hause gehen und dabei sich auf die Kneipp'sche Abhärtungsmethode berufen können. Wie schade, daß man damals noch nicht so fortgeschritten war!

### Ein Mißverständnis.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als der Herzog Karl von Württemberg in Ludwigsburg residirte, befand sich daselbst unter den zu seinem Hofhalt gehörigen Personen auch ein italienischer Musiker Namens Poli, ein altes, kleines und sehr jähzorniges Männlein, das man allgemein „Herr Kapellmeister“ nannte, obwohl ihm dieser Titel keineswegs rechtlich zukam, er vielmehr nur ein Geiger untergeordneteren Ranges war. Aber dem alten Männlein machte dieser, seiner Eitelkeit schmeichelnde Titel Freude und darum — machte man sie ihm eben. Dieser „Kapellmeister Poli“ war als eine Art von Original in ganz Ludwigsburg bekannt. Er kleidete sich stets sehr auffallend, trug einen rothen, mit Goldborten besetzten Rock, einen langen Haarbeutel, auf welchem ein kleines dreieckiges Hütlein saß, und einen großen Rohrstock.

mit dem er sich die ihn stets neckenden bösen Buben vom Leibe hielt und zwar unter einer Flut von italienischen Scheltworten, denn deutsch verstand er so gut wie gar nicht.

Nun geschah es einmal, daß er sich gelegentlich einer Hoffestlichkeit beim Diner an einer ihm besonders zusagenden, aber schwer verdaulichen Speise übernommen und einen heftigen Kolikanfall zugezogen hatte. Jammernd und wehklagend lief er vom herzoglichen Schlosse heim nach seiner in den Arkaden des Marktplazes gelegenen Wohnung, verfolgt von einem ganzen Rudel von Gassenbuben, die ihn für betrunken hielten und stets, wenn er stehen blieb, um stöhnend die Hände auf den Unterleib zu pressen, in lautes Hohngelächter ausbrachen und seine Bewegungen und italienischen Schmerzensrufe nachahmten. Darüber gerieth nun der kleine jähzornige Mann in eine unbeschreibliche Wuth, so daß er bisweilen mit hocherhobenem Rohrstock sich gegen die ihn verhöhrenden bösen Buben wandte, doch nur um im nächsten Augenblick mit einem schmerzlich gestöhnten „o Dio!“ den Arm wieder sinken zu lassen.

So erreichte er denn endlich „mit Müß' und Noth“ seine Behausung und mit dem Rufe: „lo Speciale — lo Speciale!“ betrat er sein Schlafgemach, um sich zu Bette zu legen. Aber o Jammer, seine Frau, die seine so frühzeitige Heimkehr nicht erwartet hatte, war ausgegangen und — die biedere schwäbische Magd, die ihm so gut sie es vermochte, in seinem Leiden Beistand leistete, verstand ihn nicht. Da, nachdem er sein „lo Speciale“ unzähligemale gestammelt und geschrien hatte, gerieth der kleine Mann neuerdings in Wuth. „Dumme Mensch“ — rief er — „presto prestissimo hol' sie lo Speciale!“

Jetzt endlich schien die Magd zu begreifen, was ihr Herr von ihr wollte: er glaubte wohl sterben zu müssen und verlangte darum nach dem Geistlichen, dem Herrn Special. Schleunigst machte sie sich zu diesem auf und bat ihn, doch um Gottes Willen mit ihr zu gehen zu ihrem sterbenden Herrn, der immer nach ihm rufe und jammere. Natürlich war der protestantische Herr Special sofort bereit, dem Wunsche des Kranken nachzukommen, obgleich ihm bekannt war, daß der Italiener nicht seiner Kirche, sondern der katholischen angehöre: er dachte sich eben, Poli wolle — wie dies ja bisweilen vorkam — sich auf seinem Sterbebette noch zum protestantischen Glauben bekehren. Wie erstaunte aber der würdige Pfarrer, als ihm bei seiner Ankunft der im Bette liegende Italiener wortlos einen

gewissen Theil seines Körpers hinstreckte und dazu allerlei ihm unverständliche Zeichen machte, von Gebet und Bekehrung dagegen nichts wissen wollte. Das war dem hochwürdigen Herrn von Seiten eines Sterbenden denn doch noch nicht vorgekommen und er war gerade im Begriff, seiner tiefen Entrüstung über ein solches Benehmen Worte zu geben — als zum Glück Polis Frau heimkehrte, die nach wenigen, mit dem Kranken in seiner Sprache gewechselten Worten das Mißverständniß aufzuklären vermochte.

Dieses letztere aber war dadurch verursacht worden, daß im Italienischen „lo Speciale“ nicht „der Special“, sondern „der Apotheker“ bedeutet und daß in Italien zu jener Zeit noch die Apotheker persönlich ein Geschäft besorgten, das in Deutschland gewöhnlich die Bader vornahmen: das Geschäft des Aplystierens nämlich. Nach Erklärung dieser Ursachen für den stattgehabten Irrthum entfernte sich daher „der Herr Special“ wieder und „lo Speciale“ d. h. der in diesem Falle nothwendige „Chirurgus“ wurde geholt, dessen Kunst es bald gelang, dem Kranken Erleichterung und vollständige Wiederherstellung zu verschaffen.

### Ein Beitrag ins Schilleralbum.

Als im Jahre 1839 zu Stuttgart die prächtige von Thorwaldsen modellirte Statue Schillers aufgestellt wurde, beschloß man gleichzeitig auch die Anlage des mittlerweile hochberühmt gewordenen Schilleralbums und es wurden demzufolge alle geistig oder künstlerisch bedeutenden Männer und Frauen im deutschen Reiche zu Beiträgen in dasselbe aufgefordert. Nun lebte damals in der Nähe von Ludwigsburg ein uraltes Männlein, ein gewesener Schullehrer, der Schillers Vater noch persönlich gekannt und angeregt von seines berühmten Landsmannes dichterischer Thätigkeit, bisweilen selbst einige Verse und selbst Gedichte verfaßt hatte, die freilich niemals über die Grenzen seiner Schreibtiisch-Schieblade hinausgekommen waren. Gleichwohl hielt er sich berufen „als Poet“ auch sein Scherflein ins Schilleralbum beizutragen und deshalb sandte er an die mit der Sammlung und Sichtung der einlaufenden Beiträge betraute Kommission nachfolgende Verse ein:

„O großer Friedrich Schiller!  
Für mich auch Poesieerfüller,  
Kommst nun gegossen in das Land! —  
Herrn Vater hab' ich auch gekannt.“

„Schade“ — meint der Kalendermann — daß diese Verse nicht aufgenommen wurden.

## Das unhelige Haus.

Eine Erzählung von Augusta Wender.

Wenn meine Gedanken so die lange Dorfstraße hinaufwandeln — immer sehnstuchtvoller und schneller, je mehr sie sich dem elterlichen Hause nähern, dann scheuen sie auf einmal und bäumen sich zurück wie Kofse, die ein Gespenst am Wege sehen. Denn dort an der Ecke, wo der Wegweiser steht, erhebt sich dunkel und düster „das unhelige Haus“, der Schrecken meiner Kinderjahre. —

Es war ein uraltes, zweistöckiges Gebäude, das die Stürme des dreißigjährigen Krieges mit den Schrecken des „schwarzen Todes“ und noch viele andere Unfälle und Gefahren erlebt hatte. Das obere Stockwerk ragte zwei volle Fuß breit über das untere hervor, wie es nur noch an einem einzigen Gebäude des Dorfes zu sehen war — dem sogenannten Armenhause, in welchem — wie die Sage berichtet — die große öffentliche Badestube sich befunden hatte.

Von außen war das unhelige Haus noch bei weitem das besterhaltene, innen aber waren die Wöden rissig und eingesunken, das Gebälge gebogen, die Treppen ausgetreten. Im alten Wandgemälde rumorte der Holzwurm am glöckhellen Tage, und im Zwielichte glaubten wir huschende Gestalten hinter den runden, halberblindeten Fensterscheiben der oberen Eckstube wahrzunehmen.

Was jedoch den unheimlichen Anstrich der düsteren Behausung für uns Kinder noch erhöhte, war das Gerücht von einem heimlichen Gemach, wie es den Häusern der alten Zeit als Schlupfwinkel eigen war. Ich hatte deren bereits mehrere gesehen und mir erzählen lassen, wie die Leute in diesen licht- und luftlosen Räumlichkeiten gegen wilde Soldaten- und Mordbrennerbanden sich selbst und ihre beste Habe in Sicherheit brachten.

Das heimliche Gemach im unheligen Hause aber hatte für die jugendliche Einbildungskraft noch seine besonderen Schrecken — und zwar in der Sage von einem großen verwunschenen Mann mit starrem Blick und eisgrauem Barte, der mit gegen die Wand gefehrtem Rücken für immer und immer in der dunkelsten Ecke des Gemaches stehen sollte, nicht rebete und nicht deutete, bis ihn jemand nach seinem Begehren fragte. Dann aber belebten sich die glanzlosen Augen und schossen unheimliche Blicke, das spitze Haupt fing zu nicken, die langen Klapperfinger zu deuten an — und

die ganze hagere Gestalt redte und freckte sich, als ob sie dem Eindringling das Wort der Erlösung von den Rippen reißen wollte.

Kein Wunder also, daß die Bewohner des unheligen Hauses seit Urväterzeiten als ein eigenthümliches, wortkarges und kopfhängerisches Geschlecht bekannt waren — daß in dem altersmorschen Hause kein Gesang und Klang zu hören war, als höchstens das hämische Lachen und Schadenfreude und daß kein Glück und kein Segen auf ihnen ruhte, so sehr sich auch die Scheunen und Speicher füllten mochten. Denn an der unheimlichen Stätte, — vielleicht im heimlichen Gemache selbst — sollte nicht um schönen Gewinnes willen eine unerhört grausenvolle That des Verwandtenmordes begangen worden sein. Es war eine That, um welche die Sage um so unheimlichere Schleier wob, als sie sich dem rächenden Arme der weltlichen Gerechtigkeit zu entziehen gewußt hatte.

An dem Fluche der Hab- und Scheelsucht aber, der so deutlich auf den spätesten Bewohnern des Unglücksortes ruhte, war deutlich zu erkennen, daß die nach menschlichen Gesetzen noch ungeführte Frevelthat aus Urväterzeiten im Stillen fort und fort wirkte und das fluchbeladene Geschlecht mit dem Rainszeichen der inneren Freud- und Friedlosigkeit stempelte.

Der alte Hartnagel, das Familienoberhaupt, war mit dem düsteren Fluchmale besonders gekennzeichnet, und wie man sich zuästerte, trug er selbst die Schuld an dem frühzeitigen Altern seiner Ehehälfte. Obgleich sie aber dessenungeachtet die Freundlichste der ganzen Familie war, sprach und lächelte sie fast so wenig wie die Uebrigen. Von früher Morgen bis zu später Abendstunde schaffte sie in Haus und Feld und blickte nur selten auf, wenn eines vorüberging: Es war nicht zu verkennen, daß außer ihrer Kränklichkeit ein schwerer, unheilbarer Kummer auf ihrer Seele lastete, der sich in den milden, traurigen Zügen, den dunkeln, welt-scheuen Augen ausdrückte.

Wenn der alte Hartnagel die bleiche Dulderin so unermüßlich und klagelos um sich herum hantiren sah, blickte er noch unfreundlicher und grimmiger drein, preßte er noch fester die schmalen Rippen aufeinander und öffnete sie nur zum schadenfrohen Lächeln, wenn — wie man zu sagen pflegte — ein zu Markte fahrender Hafner den Wagen umschmiß, oder einem armen Nachbarmann der Backofen einfiel. —



In der Sage von einem verwunschenen Mann mit eisgrauem Barte.

Es wußte eben jeder in seiner Weise davon zu erzählen, daß er seinem Nebenmenschen nicht einmal das Wasser zur Suppe, geschweige denn das Salz und Schmalz dazu gönnte.

Noch sehe ich ihn vor mir, wie er sich schmunzelnd die Hände rieb und die Zähne bleckte, wenn ihm einer seiner ränkevollen Anschläge gelang. Er war häßlich, doch lange nicht in dem Grade, wie es mir während meiner Kinderzeit schien. Er war groß und kräftig gebaut, mit einem in seinen äußeren Umrissen wohlgeformten Gesichte, das von dichtem, dunklem Haupt- und Barthaar umrahmt war. Gleichwohl machte er nicht den Eindruck von großer Kraft, da sein leiser, schleicher Gang, sein scheinbar ihm zu sehr das Gepräge der Hinterlist und der körperlichen Schwäche verliehen, daß ich es trotz alledem über mich gewinnen konnte, hinter dem Rücken dieses unheilbrütenden Mannes mit seiner jüngsten Tochter zu verkehren, die noch dazu ihre acht bis neun Jahre älter war, als ich, beruht weniger auf gemüthlichen, als geistigen Berührungspunkten. — Sie war merkwürdiger Weise eine große Befreundin, verschlang förmlich alle Bücher, die ihr unter die Hände kamen, ohne sich gerade mit allen Fasern ihres Wesens nach Wissen zu sehnen.

Meine Kameradinnen wunderten sich, warum ich so oft bei Hartnagels zur „Vorlese“ ging, und versmähten es, sich mir anzuschließen, weil das Zehnuhr- und Sundernbrod immer zu klein zugeschnitten und trocken, die Birnen halb verfault, die Äpfel verkrumpft, die Hühner hart und sauer waren. Ich selber machte mir nichts aus diesem Uebelstande, da ich fast immer einige Ausbeute an geistiger Nahrung mit nach Hause brachte, irgend eine alte Ritter- oder Räubergeschichte, oder gar ein vergilbtes Büchlein wie das von der heiligen Genoveva, dem gehörnten Sigfried.

Wie Katharina sich diese Bücher zu verschaffen wußte, ist mir ein Räthsel geblieben; denn ihr Vater würde sich lieber einen Finger abgebiten, als für dergleichen Dinge einen Groschen ausgegeben haben.

Wenn nun Katharina im allgemeinen auch ziemlich mittheilbar war, in ihr Gefühlsleben — falls sie überhaupt ein solches gehabt haben sollte — ist mir nie der geringste Einblick geworden.

Uebrigens pflegte es mir mit ihr und ihrer äußerlichen Erscheinung gerade so wie mit ihrem Vater zu gehen: ich sah damals nur ihr geistiges, nicht aber ihr körperliches Wesen und es ist mir erst viele Jahre später, als ich längst aus dem Dorfe geschieden war, bei der Erinnerung an sie aufgefallen, was für große, kluge, grauschwarze Augen sie unter der weißen, breitgewölbten Stirne hatte, wie feingeschnitten und rein das Oval ihres Gesichtes und wie beweglich und lebendig ihr gesamtes Wesen — das ihr jedoch später vollständig abging — gewesen war.

Von ihrem sechzehnten oder siebzehnten Jahre fängt ihre Erscheinung in meiner Erinnerung sich zu trüben an. Katharina wurde düsterer und wortfarger, was jedoch mit der steigenden Kränklichkeit ihrer Mutter genügend zu erklären war.

Ihre Mutter starb bald nachher, und kaum war sie in die Erde gebettet, so folgte ihr auch die älteste Tochter und zwar nur wenige Monate nach ihrer Verheirathung im Tode nach. Katharina schien sich diese Verluste sehr zu Herzen zu nehmen, ihr Vater aber beraubte sich allen Mitgeföhls durch die verschlossene Kälte, mit der er der frühverbliebenen Gattin ins Grab nachblickte, und nicht minder durch den schmutzigen

Geiz, mit dem er die Vermögensangelegenheiten seiner verstorbenen Tochter handhabte, so daß auch nicht ein Nagel oder Fruchtkörnlein im Hause ihres gewesenen Gatten als Andenken verblieb.

Einige Jahre später wurden die Insaßen des unheiligen Hauses abermals durch ein trauriges Ereigniß heimgesucht, das mehr als alles — wie die Leute meinten — auf einen auf der Familie lastenden Fluch schließen ließ: Hartnagels ältester Sohn, der „Stille Jörg“, wurde beim Holzfällen im Walde von einem Baume erschlagen. —

Die Looszettel der beiden noch lebenden Kinder waren dadurch abermals um ein Viertel — im Ganzen also um eine volle Hälfte größer geworden. — Derart waren nämlich die vorwiegenden Betrachtungen der Dorfbewohner, nachdem das erste Grauen vorüber war. Für den Vater gab es, wie früher, wenig Theilnahme, Katharina aber hätte nicht die Tochter dieses Mannes sein müssen, um unempfindlich für das alterprobte Sprichwort zu sein, daß viele Kinder magere Kinder machen — und umgekehrt.

Sie war jetzt eine der reichsten Erbinnen des ganzen Dorfes und konnte unter den Söhnen der ersten Familien wählen. Obgleich sie aber kaum zweibis dreiundzwanzig Jahre zählte, wurde sie doch von dieser Zeit an selten oder nie mehr bei einer öffentlichen Lustbarkeit gesehen. Immer hartnäckiger suchte sie sich gegen den Verkehr mit den jungen Leuten beider Geschlechter abzuschließen und alle verdeckten und offenen Heirathsanträge von aufdringlichen Zwischenhändlern mit der ihr eigenen stolzen Zurückhaltung aufzunehmen.

Ihr ablehnendes Wesen verscherte ihr auf diese Weise auch die Theilnahme der wenigen Gutgesinnten; man sagte allgemein, daß ihr keiner der Burschen des Dorfes gut — das heißt reich genug wäre, und daß sie auf einen besonders vermöglichen Freiersmann von auswärts spanne.

Sie ließ es schweigend über sich ergehen, schaffte so emsig und angestrengt in Feld und Haus wie je zuvor und sträubte sich entschieden, eine Magd in Dienst zu nehmen, wofür man abermals keinen andern Beweggrund, als angeerbten Geiz finden konnte.

Auch mir wurde Katharina mit jedem Jahre unverständlicher und unsympathischer. Unser früherer, rein intellektueller Verkehr hatte ohnehin völlig aufgehört, ich wußte daher nicht mehr, was und wie sie dachte, und wie sie fühlte. Und wenn ich auch nicht in das allgemeine Verdammungsurtheil einstimmt, wäre es mir doch schwer gefallen zu glauben, daß sich hinter der harten, rauhen Schale ein süßer, weicher Kern verstecke — daß Katharinas stolzes Herz, wie das der andern Menschenkinder, in Freud und Leid erbeben könnte.

Einmal freilich habe ich sie vom Geföhle gänzlich überwältigt gesehen, aber auch dann hat es mir vorkommen wollen, daß das Schicksal sie eher in Stücke zerbrochen, als niederzubeugen vermocht hätte.

Das letzte die Familie Hartnagel treffende Unglück geschah, als ich den verwunstenen Mann im heimlichen Gemache nebst andern Kindermähren nahezu vergessen hatte und des Nachts mit aller Gemüthsruhe am unheiligen Hause vorbeigehen konnte. Graufiger aber als alle jene düsteren Sagen eines ererbten Fluches aus Urväterzeiten, wo die grauenvolle Wirklichkeit, die mir das Blut in den Adern gerinnen und das Haar sträuben machte, so daß ich noch nach vielen Jahren zu später Abendstunde nicht ohne einen heimlichen

Schauer am Holzschuppen vorüber gehen konnte; denn dort hatte sich an einem stürmischen Februarnachmittage Peter, der noch einzige Bruder Katharinas, an einem Balken aufgehängt.

Von dem herzerreißenden Geschrei des unglücklichen Mädchens ans Fenster gelockt, sah ich sie mit wildbauselbstem Haar die Hände ringen über der leblosen Gestalt, die von zwei Nachbarmännern getragen, gleich darauf meinem Blicke entschwand. Die Kniee versagten mir vor Schreden, und nur mit Mühe konnte ich mich am Fenstergesims halten, zumal meine damals ohnehin zum Düstern geneigte Einbildungskraft durch ein vorhergegangenes Ereigniß über Gebühr erregt worden war.

Raum vierzehn Tage vor dem grauenvollen Ende



Sie beugte den Oberkörper weit über das Gesims und winkte.

des jugendlichen Selbstmörders wurde nämlich am schwarzen Acker beim Abgraben eines Hügel zu Gunsten der neu zu errichtenden Eisenbahn zwischen Heidelberg und Würzburg ein männliches Skelet mit eingeschlagenem Schädel aufgefunden. — Dasselbe konnte kaum seine zehn Jahre in der Erde gelegen sein, und die Aerzte erklärten es für das eines noch ganz jungen Mannes mit blondem Vockenhaar und schlankem Gliederbau, doch mangelte es an allen weiteren Anhaltspunkten zur Feststellung, wer der offenbar Ermordete und hinterlistig Verschwarte gewesen sein mochte, denn weit und breit war seit Menschengedenken niemand vermist worden. Die nach Amerika Ausgewanderten und dort Verschwollenen, zu denen auch ein ehemaliger Knecht des alten Hartnagel gehörte, konnte um so weniger in Betracht gezogen werden, als das Briefschreiben durchaus nicht zu den Viehhabereien der Landleute gehört. So wurde selbst der Eigenthümer des Brachfeldes, der kein anderer, als der alte Hartnagel war, nicht zur Rechenschaft gezogen und trotz seiner übrigen Eigenschaften von keinem darum angesehen.

Erst jetzt begann man davon zu munkeln, daß Katharinas Bruder bei der Nachricht von diesem Funde auf eigenthümliche Weise die Farbe gewechselt habe und einige Tage noch trübsinniger als gewöhnlich herum gegangen sei. Sollte er sich eine Sache, die ihm niemand zur Last legte, so zu Herzen genommen haben, um darüber den Verstand zu verlieren? Niemand konnte es glauben; man mußte zu andern Vermuthungen greifen, z. B. daß er heimlich des Pflugwirths Rosine geliebt und von ihr, die in vierzehn Tagen mit einem andern Hochzeit haben sollte, verschmäht worden war.

Doch auch diese Erklärung hat nirgends recht verfangen wollen, da die Wirthstochter bei weitem ärmer als der junge Hartnagel war; und so wenig man im Ganzen von seiner Gemüthsart wußte, war doch das Eine mit Sicherheit vorauszusetzen, daß er nie daran gedacht hätte, ein unbegütertes Mädchen heirathen zu wollen.

So mußte ein späteres Gerücht um so willigeren Anfsang finden, als es zugleich auf die Bewohner des ungeligen Hauses ein äußerst greselles Streiflicht warf, das weder ihrem Herzen, noch ihrem Verstande zur Ehre gereichte: Man erzählte sich, der unglückliche junge Mann hätte im Vorwinter aus Versehen das Feld eines Nachbarn statt des seinigen gedüngt — und sich aus Verzweiflung darüber das Leben genommen, als er nach geschmolzenem Schnee seines Irrthums inne geworden wäre.

So redeten und muthmahten die Lebenden, der Tode aber war stumm und kalt, und außer dem Bezirksarzte, der nach längeren vergeblichen Belebungsversuchen die Sektion unternahm, hat ihn niemand mehr zu Gesicht bekommen.

Ich war tief bewegt und voll des innigsten Mitgeföhls für die Hinterbliebenen — den alten harten Mann mit eingerechnet. Ich vermochte es gar nicht zu begreifen, daß der Prediger am offenen Grabe angesichts einer so furchtbar schweren Heimfindung noch Anspielungen auf den unchristlichen Sinn des Vaters machen und Gott für dessen innere Wandlung bitten konnte. Es war mir gar nicht denkbar, daß die letzten Bewohner des ungeligen Hauses nach dieser fürchterlichsten Prüfung noch in ihrem alten Dichten und Trachten nach weltlichen Gütern verharren konnten, als ob nicht das Geringsste geschehen wäre.

Und dennoch geschah dies, das Unglaubliche trat wirklich ein — ungläublich wenigstens für mich: der alte Hartnagel lenkte schon wenige Wochen nach dem haarsträubenden Ereigniß in die altgewohnten Bahnen ein, ja sein Geiz wurde womöglich noch augensälliger, sein schadenfrohes Lachen noch ehrgeiziger, seine Rippen noch verkniffener, sein Blick noch schener und ausweichender.

Es stand ihm wie Mephisto mit stählernem Griffel an der Stirn geschrieben, daß er keine Menschenseele lieben, um keine Menschenseele trauern konnte — der arme reiche Mann! Wie unglücklich er sich fühlen mußte, um sich an nichts als den Leiden seiner Mitgeschöpfe ergötzen zu können! — Wie hart das Verhängniß die Schuld der Ahnen an den Enkeln straffe — vielleicht schon in das sechste oder siebente Glied hinein — und zwar auf dem allernatürlichsten Wege, den es geben kann; dem der Charaktervererbung.

Was Wunder, daß auch meine einst g'liebte und noch immer beklagte Katharina den alten Fluch in ihrer Seele weiter schleppen mußte, daß sie sich immer härter und schroffer von den Menschen abschloß, immer

hochmüthiger gegen ihre Freier wurde, ohne sie deshalb abschrecken zu können, weil sie eben — wie gesagt — für die reichste Erbin des Dorfes galt.

Wenn dann ihr Vater ihr mit Zureden und Ermahnungen zusahle, konnte sie — es wußte keiner warum — die heftigsten Drohungen gegen ihn laut werden lassen und ihm Blide zuwerfen so wild und anklagend, daß er sich stumm und scheu aus dem Wege schlich, um Tage lang kein Auge mehr vom Boden zu erheben.

Es war längst kein Geheimniß mehr, daß die letzte und einzige Tochter des alten Hartnagel eine furchtbare, unerklärliche Gewalt über ihren halsstarrigen Erzeuger ausübte — eine Gewalt, die mit den Jahren in völlige Tyrannei überging. — Man gönnte es ihm, wie all das andere schwere, das ihn betroffen hatte, während der ungeliebte, alte Mann mich selbst immer herzlicher dauerte.

Ich kannte dies Alles freilich nur noch vom Hörensagen, da ich schon längst nicht mehr im Dorfe weilte und nur noch von Zeit zu Zeit zu Besuch nach Hause kam. — Wir grüßten uns noch im Vorübergehen, doch gab es kein freundliches Erkundigen noch gegenseitigem Besuchen, wie bei den andern Nachbarnleuten. Der alte Hartnagel gönnte ja niemand den „auten Tag“, den er nothgedrungen auf die Rippen nehmen mußte, und seine Tochter hatte angefangen, durch ihre absonderlichen Monieren den Leuten zum Gespött zu werden. Sie hielt sich selber lange und laute Zwigespräche, schimpfte alle spielenden Kinder und singenden Burschen von ihrem Hause fort, so daß sie schließlich vor allen Heirathsanträgen in Ruhe leben konnte.

Ruhe an und für sich jedoch war dem verheiratheten Hause nicht gegönnt. Als die erschütternden Trauerspiele sich erschöpft hatten, kamen die Komödien an die Reihe — so wenigstens erschienen sie dem oberflächlichen Beurtheiler.

Nachdem die stolze Katharina jeden annehmbaren Freiersmann des Dorfes und der Umgegend nach einander abgewiesen hatte, endete sie damit, ihren — Knecht zu heirathen. —

Freilich ist dies auf dem Bande an und für sich nichts so Ungewöhnliches, zumal des Brunnenbäcken Friß zu den vermöglichsen Burschen des Dorfes zählte, wie es überhaupt des öfters vorzukommen pflegte, daß elternlose Söhne nach Verheirathung des ältesten ihre Güter in Pacht gaben, um bei andern wohlhabenden Bauern als Knechte einzustehen, bis sie ein Mädchen mit einem eigenen Hause oder Bauplätze zur Ehe heimführen konnten. Was jedoch der Wahl der reichen Erbtöchter den Fluch des Väterlichen auflebte, war lediglich die Persönlichkeit des Bräutigams, der bis dahin noch von keinem Mädchen als heiraths-fähig angesehen wurde.

Als sich die Leute indessen von ihrem ersten Erstaunen erholt hatten, und nach Erklärungen der eigenthümlichen Thatsache suchten, wurde wieder allgemein auf die altererbte Hartnagel'sche Habgier geschlossen: „Sie nimmt sich einem Simpel, um desto unumschränkter über ihn und seine Güter schalten zu können“, hieß es von der einen — „sie mußte ihren Knecht heirathen, um dem Alten den Lohn zu ersparen“ — von der andern Seite.

Und als ich dann wieder nach Hause kam, waren die Weiden Mann und Frau geworden, ohne daß in ihren Beziehungen die geringste Veränderung stattgefunden hatte. — Der Friß hauste noch immer in der schlechtesten Bodenkammer, während Katharina in der

unteren Kammer neben der Wohnstube schlief. — Er mußte für sich stricken und waschen und die Kleider flicken — und manchmal auch kochen, wenn sie einen Streit miteinander gehabt hatten. —

Vergleichen ist nämlich nicht selten vorgekommen, da der vermeinte Unzurechnungsfähige in Sachen des Mein und Dein eine gänzlich und vorhergesehene Zähigkeit und Scharfsichtigkeit an den Tag legte, die sich im Zählen und Rechnen zu völliger Geistesklarheit steigerte. — Mit einem Schalten und Walten über ihn und seine Güter sollte die Katharina sich somit gründlich verrechnet haben, was nicht wenig dazu beitrug, die allgemeine Heiterkeit über das seltsame Ehepaar noch zu steigern.

Der alte Hartnagel aber suchte alle Schuld von sich hinweg und seiner Tochter zuwälzen; überhaupt wurde er mit zunehmendem Alter immer mittheilsamer und man konnte ihn oft in weinerlichem Tone erzählen hören, wie lieblos er von seinem einzigen Kinde behandelt werde und wie hart es sei, daß er die Anderen, die es alle besser mit ihm gemeint hätten, so frühe verloren habe. —

Wie tief mußte der alte harte Mann ins Mark getroffen sein, bis er — der für das Elend seiner Mitmenschen stets nur ein schadenstrophes Lächeln gehabt hatte, jetzt an ihr Mitleid appelliren lernte.

Mehr und mehr that er mir in der Seele leid und als ich endlich hörte, daß er gestorben sei, gönnte ich dem Freud- und Friedlosen die letzte Grabesruhe.

Katharinas Augen aber blieben wie immer thränenleer. In sich gekehrt und theilnahmlos ging sie umher, und ihr absonderliches, menschenfeindliches Gebahren ging allgemach ins Unheimliche über. — Ihr sogenannter Ehegatte, der in steter Furcht vor Vergiftung lebte, aß keinen von ihr gekochten oder gebadenen Bissen mehr, und als ihm dieser Zustand unerträglich wurde, verließ er das Haus, ohne jedoch in die von ihr beantragte Scheidung zu willigen. Er wollte im Falle ihres frühzeitigen Ablebens den ihm vermachten lebenslänglichen Genuß ihres Vermögens nicht versterzen — eine Vorsicht, die ihm Niemand vorher zugetraut hätte.

Er zog zu einem Verwandten, der ihm in der Verwaltung seiner Güter Beistand leistete. Hierdurch aber wurde sie veranlaßt, auch ihre Güter zu verpachten und vom Ertrag des Zinses zu leben. Als sie indessen Miene machte, das eine oder andere ihrer Acker- und Gartenstücke zu verkaufen, legte Friß sein entschiedenes Veto ein und ließ ihr, die ihn beherrschen wollte, über nichts mehr freie Hand, als höchstens über die paar Milch- und Eierkreuzer, die ihr aus den spärlichen Resten der Landwirthschaft übrig geblieben waren.

Jedes im Dorfe stellte sich auf die Seite des Ehemannes, theils — wie das so zu gehen pflegt — aus Schadenfreude, und theils auch, weil Katharina, des geizigsten Bauers geizige Tochter, eine förmliche Verschwennderin geworden war, was mehr als alles Andere ihre geistige Gestörtheit befundete.

Es war nicht gewöhnliche Neugierde, die mich diesen Vorgängen aus weiter Ferne folgen ließ, sondern eine ständig wachsende Theilnahme für die unglückselige Nachbarstochter. Ich ahnte schon längst, daß unter all den scheinbaren Ungereimtheiten ihres früheren Verhaltens ein tiefes, streng verschlossenes Geheimniß als unerhörtes Seelenleiden verborgen liegen müsse. — Was es aber war, das ihren ursprünglich so klaren Verstand aus den Fugen gebracht, — ihr gewiß nicht schlechtes Herz verhärtet hatte, vermochte

mir niemand zu deuten. Das unheilige Haus aber war durch diese seine letzte Bewohnerin so unheimlich geworden, daß alle friebfertigen Menschen seine Nähe scheuten. Katharina glich einer Gerichteten, vom Fluche Gezeichneten, der jedes aus dem Wege ging. Oft rumorte sie bis zum ersten Hahenschrei — und länger — im Hause herum, um sich dann am glodenhellen Tage wie eine Eule verborgen zu halten.

Mir ging — ich weiß selbst nicht weßhalb — das Schicksal meiner einstigen Freundin tief zu Herzen. Ich konnte mich nicht entschließen, wie alles im Dorfe zu glauben, daß nur Geiz und Habsucht es waren, die sie dem Wahnsinn in die Arme getrieben hatten — denn Wahnsinn, offenkundiger Wahnsinn war es, von dem sie befallen war und von dem man mir bei meinem letzten Besuche in der Heimath berichtete.

Es war Ende März, und über die Hochebene des Frankenlandes wehte ein rauher, kalter Nordostwind, der die Kinder von der Straße und die Vögel von den Dächern scheuchte. So konnte ich um so unaesörter meinen geliebten Hügeln und Thälern einen Abschiedsbesuch machen, ohne mich von den Blicken neugieriger Beobachtender beengt zu fühlen.

Freilich ging es nicht gänzlich ohne Grüßen und Fragen ab; hin und wieder tauchte ein halb verschlafenes Gesicht hinter einer Stallthüre oder Bodenlücke auf, und ich nickte dann mechanisch, oder machte eine grühende Handbewegung, bis ich schließlich aus bloßer Gewohnheit auch an den Fenstern der irrfinnigen Katharine hinaufnickte; denn mir war, als hätte ich die unbestimmten Umrisse einer menschlichen Gestalt hinter einem halbangesehnten, im Winde klappernden Fensterladen wahrgenommen.

Wie groß aber war mein Erstaunen, ja meine Verstörung, als sich gleich darauf das Fenster öffnete und eine bleiche, abgezehrte Hand mir winkte und mich zum Eintreten aufforderte! Dann sah ich ein abschables, von grauschwarzen Haarträhnen umflattertes Gesicht, und zwei tiefliegende, sieberglühende Augen starrten mich mit einem Blide an, der mir das Blut in den Adern gerinnen machte. —

Sie mußte mein Zögern bemerkt haben, denn gleich darauf beugte sie den Oberkörper weit über das Giebel und winkte ein zweites Mal so herrisch und gebieterisch und doch so flehentlich und jammervoll, daß ich wie unwillkürlich der verwahrlosten Steintreppe vor dem Hause zuschritt. —

Gleich darauf hörte ich von innen den Riegel zurückschieben und einen Schlüssel im rostigen Schlosse rasseln. Als sich die Thüre geöffnet hatte, und ich noch zögernd vor der Schwelle stand, sagte sie mit einer Graßbestimme, aus der ich gleichwohl den tiefsten Jammer eines zuckenden Menschenherzens hindurchzittern hörte.

„Fürchtest Du Dich auch vor mir, wie die andern Dummköpfe? Ich habe ja doch noch keinem Kinde etwas zu Leide gethan!“

Sie hatte Recht; und so heftig auch mein banges Herz gegen die Rippen klopfen mochte, ich trat entschlossen und mutig in den halbdunklen, muffig riechenden Hausflur, von dem man rechts in das mir wohlbekanntte Wohnzimmer gelangte.

Die Thüre fiel hinter mir ins Schloß, und Katharine folgte mir schweigend nach, ohne daß ich es gewagt hätte, mich nach ihr umzublicken. Ich that, als ob ich hier noch völlig wohlbekannt und nicht ein Vierteljahrhundert vergangen wäre seit den Tagen der Kindheit, an denen ich mit dem Spinnrädchen im Arme die um vieles ältere Freundin besuchte.

Jetzt stand kein Spinnrad mehr in der verstaubten Zimmerecke, und von dem einst hochaufgethürmten Himmelbett war nichts mehr zu sehen. Kein Bild schmückte die kahlen, geschwärzten Wände, es hing kein Kalender mehr unter dem kleinen zerbrochenen Spiegelchen zwischen den Fenstern. Kaum wußte ich, ob es die entseßliche Leere, oder die Unsauberkeit des Raumes war, was mir so den Athem benahm und das Herz beklemmte. Dessenungeachtet war ich ohne Zaudern nach der Vorderseite der Stube bis zu der schmalen, rings um die Wände laufenden Bank vorgeschritten. Ich mochte es instinktmäßig für das Beste gehalten haben, der Irrfinnigen Vertrauen zu zeigen und dieselbe so zu behandeln, als ob mir nicht das Geringste von ihrem Zustande bekannt wäre.



Und die Wahnsinnige sank laut ächzend in die Kniee.

Ich blickte mich um, mit der Absicht, irgendeine gleichgiltige Bemerkung zu machen, die Zeugnis von meiner gänzlichen Unbefangenheit ablegen sollte. Katharine aber sah mir so starr und forschend in die Augen, daß mir das Wort auf den Lippen erstarb.

„Setz Dich,“ sagte sie endlich, und ich ließ mich unter dem Banne ihrer wildglühenden Augen auf einen bedenklich wackelnden Stuhl am Tische nieder; jedenfalls war Nachgiebigkeit in meiner Lage das Gerathenste.

Je näher ich die unheimliche Nachbarin jedoch betrachtete, je weniger glaubte ich sie fürchten zu müssen. Das vorzeitig gealterte Gesicht verrieth die Spuren eines tiefen, von Menschen unerforschten Seelenleidens; die ausgemergelte Gestalt, an der die Arme schlaff herunter hingen, war engbrüstig und zusammengefunten.

In den hinteren Ecken des ungasstlichen Gemachs fing es allgemach zu dunkeln an, und im altertsmorschen Wandgefäsel pickte einldnig der Holzwurm.

„Wie konntest Du Dir nur einfallen lassen, mir zuawinken, als ob — als ob ich noch wie andere Leute wäre?“ fragte sie jetzt zögernd, indem sie die weiße Hand auf meine Stuhl lehne legte.

„Ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen“, versetzte ich mit aller Ruhe und Gelassenheit, die mir zu Gebote stand.

„Oh, was Du nicht sagst!“ rief sie mit einem aufleuchtenden Blicke, der deutlich erkennen ließ, daß sie den Sinn meiner Worte deutlich verstanden hatte, — „und Du wirst niemals wiederkehren?“

„Vielleicht“ — — erwiderte ich mit gepreßter Stimme und zerdrückte im Auge eine aufquellende Thräne.

„Haben sie Dir nicht gesagt, daß ich — närrisch geworden sei?“ fragte sie nach einer Pause wieder und strich sich das angegraute Haar aus den eingesunkenen Schläfen.

„Ich glaube, daß Du Dich nicht mehr — ganz wohl fühlst“, entgegnete ich ausweichend.

„Ganz Recht hast Du“, versetzte sie hastig und ließ sich leise stöhnend auf die Holzbank nieder, während sie die linke Hand an die Herzgegend preßte. „Ich habe mich nicht mehr wohl und gesund gefühlt, seit — seit — — Oh! wie gerne ich Dir einmal mein Herz ausschütten wollte, doch fürchte ich, Du wirst es Deiner Mutter sagen.“

„Meine Mutter — ist nicht mehr am Leben“, sagte ich mit abgewandtem Gesichte.

„Todt?“ rief sie mit weitgeöffneten Augen; „wann ist sie gestorben?“

„Vor mehreren Jahren schon, als ich im fremden Lande war.“ —

„Es ist arg, daß niemand mir dies gesagt hat; doch werde ich ja selber bald zu ihr kommen, man kann ja doch nicht ewig leben!“

„Wohin kommen?“ fragte ich verwundert.

„Nun — natürlich, wo die Gestorbenen sind. Du mußt es doch besser als ich wissen, denn ich bin ein armes geschlagenes Weib, dessen Verstand und Sinne aus den Fugen gegangen sind.“

„So viel ich mich erinnere, hast du früher nicht an ein Fortleben nach dem Tode geglaubt?“ schaltete ich ein — voll Wunders über der Unglückseligen plötzlich zurückgekehrte Geistesklarheit.

„Ganz recht“, sagte sie, „doch ist dies lange her; und ich weiß es jetzt, daß mein Unglauben eitel Wahn und Thorheit gewesen ist. Es kann ja nichts vergehen auf der Erde und zu nichte werden — kein Grashalmchen auf der Flur, — kein Sonnenstäubchen in der Luft, — keine Sünde und — — kein Verbrechen“, setzte sie mit langamer, fast tonloser Stimme hinzu. „Ich habe einst geglaubt, sie hätten mein Kind umgebracht, doch ist es längst schon wieder zum Leben gekommen und läßt mir keine Ruhe Tag und Nacht.“

„Dein — Kind? Du hast ja nie ein Kind gehabt?“

„Freilich ja! — — Du hast es nur nicht gewußt — niemand hat es gewußt, und so war es ein Leichtes, das arme Wärmlein aus der Welt zu schaffen.“

„Und wer waren sie, die Du so schwerer Schuld anlagst?“ fragte ich voll banger Ahnung, daß nicht Wahnwitz allein aus dem Munde des unglückseligen Weibes spräche.

„Wer? Mein Vater und meine Brüder natürlich“, entgegnete sie, düster zu Boden starrend.

„Deine Brüder waren ja längst nicht mehr am Leben, als Du Dich verheirathet hast“, versetzte ich mit steigender Verwunderung.

Katharine schnellte empor, als hätte sie auf ein giftiges Insekt getreten, und ihre düsteren Augen schossen zornige Blicke.

„Wie kannst Du nur auf den Gedanken kommen, daß ich für den Friß je hätte Mutter werden können? Ha, ha, ha! Das ist ja gerade der Grund gewesen, warum ich ihn genommen habe! Ein Mann, der seine fünf Sinne beisammen hat, hätte sich nicht in die Dachkammer zu Spinnen und Schaben sperren lassen. — — Ha, ha, ha! Wie ich den Alten daran gekriegt habe, der so gerne vor seinem Tode noch ein Enkelchen gehabt hätte, um es abermals — — — Oh, oh! dort liegt es vor der Kammerthüre! Es regt sich — es weint — — Zu Hilfe, Wilhelm, zu Hilfe! Sie kommen, um unser Kind umzubringen.“ —

Und die Wahnsinnige sank laut ächzend in die Kniee und streckte verzweifelt die Arme aus, während der hagere Körper wie vor innerem Froste bebte.

Ich nahm sie bei den Händen, um sie aufzurichten.

„Sich dich um!“ sagte ich ruhig; „es ist alles noch, wie es zuvor gewesen ist.“

„Nein, nein!“ rief sie mit erneuter Heftigkeit in Ton und Geberde. „Das Gerippe dort hinten in der Ecke zeigt sich nur, wenn sie mir mein Kind nehmen wollen, so wenig er mir auch helfen kann, der arme Knochenmann! Seine Augen sind ja hohl und leer, die einst so starke Hand von den Wärmern verzehrt. — Sie waren pfiffig genug, ihn zuerst aus dem Wege zu räumen; sie haben ihn erschlagen in dunkler Mitternacht und eingescharrt am schwarzen Ader draußen.“

„Wer hat ihn erschlagen?“ fragte ich schauernd, und düstere Bilder erhoben sich voll Grabesdunst aus dem Schooße der Vergangenheit und suchten sich zu Wesen und Gestalten zu formen. Die Klagen und Anklagen der Irnsinnigen schienen mir auf einmal voll fürchterlichster Wirklichkeit.

Sie blickte mich verwundert von der Seite an.

„Wer ihn erschlagen?“ erwiderte sie düster — „wer andes, als mein heimtückischer Vater und meine verrätherischen Brüder! denn damals sind wir noch alle beisammen gewesen, — auch meine arme, mißhandelte Mutter, die allein nicht eingestimmt hatte, als sie den graufenvollen Mord beschloßen. Oh — —! so schaff' es mir doch aus den Augen, das entsetzliche Gerippe, und ich werde dann versuchen, ob ich es Dir der Reihe nach erzählen kann; denn einmal muß ich's über die Lippen bringen, weil ich ja sonst im Grabe keine Ruhe haben würde!“

Ich erhob mich mit festem Schritte, um nach der Zimmerede zu gehen, auf die sich die Blicke des schmerz-durchwühlten Weibes gerichtet hielten; ich that, als ob ich einen gewichtigen Körper vom Boden aufhobe, um ihn nach der angrenzenden Kammer zu tragen.

„So“, sagte ich dann, an meinen Platz zurückkehrend; „und nun berichte, was es Dich zu sagen drängt.“

„Großen Dank!“ erwiderte sie leise und ließ sich gesenkten Hauptes am Fenster nieder. Dann erhob sie die von einem seltsamen Glanze erstrahlenden Augen, und es schien, als ob sie in die weitesten Nebelfernen der Vergangenheit blickten. „Er war so schön, so gut und herzwinnend“, fuhr sie fort; „kein Gräslein konnte er zertreten, kein Mücklein ums Leben bringen — — Und doch kommt er jetzt immer in dieser schrecklichen Gestalt zu mir, seit sie ihn ausgegraben am schwarzen Ader und sein Gebein — wer weiß wohin — zerstreut haben. — Wie gerne würde ich ihn in meine Arme genommen und in meiner Kammer gebettet haben! doch durfte ich ja niemand verrathen, daß ich

den Totten einst gekannt hatte, um Vater und Bruder nicht aufs Blutgerüst zu bringen, so sehr sie es auch verdient haben mochten. Armer, geringer Leute Kind, denen von keiner Seite nachgefragt wird, war er ja längst schon vergessen und verschollen im weiten Amerika, wohin man ihn ausgewandert glaubte. Barmherziger Himmel! er ist nicht einmal bis an die Grenzen unsrer Flur — geschweige über's Meer gekommen!" —

„Ich höre Dich mit Staunen, Katharine, ohne ahnen zu können, von wem Du sprichst,“ warf ich ein, als ich bemerkte, wie sie aufs neue die angstvollen Blicke auf die immer dunkler werdende Erde heftete.

Katharine ermannte sich, und die verhärteten Züge begannen sich wieder zu besänftigen.

„Ja freilich,“ versetzte sie mit einem wehmuthsvollen Sächeln, das mir mehr als ihre grellsten Phantastien das Herz zerriß, — es ist zu lange her, als daß Du Dir unsern Odenwälder Knecht, den schönen Wilhelm, noch vorstellen könntest.“

„O doch,“ versetzte ich mit gespanntester Aufmerksamkeit, und die halbverschwommenen Bilder in meiner Erinnerung begannen sich zu festeren Umrissen zu gestalten. Ich sah in ein paar wunderbar treuherzige Augen von Vergißmeinnichtblau in einem rosigen, von blonden Locken umwallten Jünglingsgesicht.

„Er muß noch sehr jung gewesen sein,“ sagte ich dann mehr zu mir selbst, als zu meiner Nachbarin.

„Neunzehn oder zwanzig,“ entgegnete sie lebhaft, und die bleichen, eingesunkenen Wangen fingen sich leise zu röthen an. „Wir waren beide noch jung — zu jung,“ setzte sie mit bebender Stimme hinzu, „so daß wir allen Ernstes an die Möglichkeit unsrer baldigen Vereinigung glaubten. Wir bildeten uns schließlich ein, es wäre bereits so und könnte gar nicht anders sein — und — die Folgen wirst Du errathen können.“

Das arme Weib seufzte tief und schwer wie aus gebrochenem Herzen heraus, und die zusammengeknickte Gestalt glitt allmählig auf den Boden nieder, so daß ich ihre Hände in die meinigen nehmen mußte, um ihr einigen Halt zu geben.

Sie ließ es geschehen, ohne aufzublicken. „Ich machte es, wie die andern Mädchen,“ fuhr sie mit tonloser Stimme fort, ich lachte und scherzte, wenn es die Leute sahen, und wenn ich allein war, weinte ich mir die Augen aus. Meine Schmach und Schande so lange zu verbergen, als es gehen wollte, war mein Hauptbestreben. Als es aber nicht mehr thunlich war, besam ich meine Schläge, wie die andern Mädchen in meiner Lage, doch hätte ich mich lieber todt schlagen, als von meinem Wilhelm abwendig machen lassen.

„Um das Aufsehen zu vermeiden, hatte man ihn

nicht aus dem Hause jagen wollen, und einige Wochen mochte es scheinen, als ob alles noch beim alten wäre. Wir trösteten uns, so gut wir es vermochten und harrten, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, der Dinge, die da kommen sollten; es konnte die Sache doch ohnehin nicht gar lange mehr vor den Leuten geheim gehalten werden. Ich wunderte mich allmählig, daß sie meine Mannsleute so ruhig verhielten, — hatte ich doch keine Ahnung von dem unheilvollen Netze, das sich mit teuflischer Hinterlistigkeit ums Haupt meines arglosen Geliebten woben. Ja, ich glaubte vor Freuden von Sinnen kommen zu müssen, als sie sich eines schönen Herbsttages wie aus einer Kehle mit unsrer Verbindung einverstanden erklärten, und zwar mit der Bedingung, daß wir nach Amerika auswanderten.



„Sch' nicht, mein Wilhelm, ehe der Sturm sich gelegt.“

„Ich würde meinem Wilhelm an's Ende der Welt, ja bis in die Hölle gefolgt sein. — kein Wunder, daß das ferne, unbekanntes Land mir wie ein verlockendes Paradies vorkam. Wilhelm sollte zuerst hinübergehen, und ich ihm nachfolgen, sobald es mein Zustand erlaubte. Der arme Mensch baute zu fest auf meine Treue, als daß die bevorstehende Trennung ihn hätte groß erschüttern können; gleichwohl schien er diese Wendung der Dinge nicht so freudig, als ich selber, aufzunehmen. Es war, als ob sich allbereits die Ahnung seines baldigen Todes wie ein dunkler Schleier um seine Seele gelegt hätte.“

Selbst, als mein Vater ihm einen großen Haufen Kronenthaler als Reisegeld hinlegte, schien die bange Sorge nicht von ihm weichen zu können. Doch schnürte er gefasteten Sinnes sein kleines Bündel und —

„Doch wie soll ich Dir erzählen, was unaussprechlich ist? Alle Bieder, die je im Dorfe gelungen worden sind, können das ungeheure Weh nicht schildern, das mir beim Absch'ede das Herz zusammenkrampfte; denn jetzt erst sagte mir die innere Warnungsstimme,

daß ich ihn niemals wieder sehen — ihn niemals wieder in meine Arme schließen würde. —

„Sie hatten nämlich verabredet, ihn nicht aus der Gemarlung zu lassen — und daher all das Heimlichthun über die Ursache seines Fortgehens, und woher er mit einem Male so viel Geld bekommen hätte — darum die unaufhörlichen, eindringlichen Ermahnungen, daß er über Tag und Stunde seiner Abreise keine Auskunft geben und auch von unserer Vertraulichkeit nicht das Geringste verlauten lassen sollte. Der arme, gute Mensch, der er war — und wie so vorsichtig und zugleich so unvorsichtig!“

„Er wartete, bis kurz vor Mitternacht, um allen neugierigen Fragen auszuweichen. Und damit ihm kein anderer Wunsch seine Begleitung aufnöthigen konnte, ist er die letzten Stunden nicht mehr vor die Hausthüre gegangen. So hat er seine übergroße Treueherzigkeit mit seinem jungen schönen Leben büßen müssen!“

Es erfolgte eine Pause, in der man im schwarzen Getüfel das Ticken des Holzwurmes hörte, das bald darauf durch einen saufenden Windstoß übertönt wurde.

Die zusammengekauerte Gestalt zuckte heftig zusammen und richtete sich dann — von meinem Arme unterstützt — am Tische auf.

„So heulte der Sturm in jener Schreckensnacht,“ fuhr sie mit schauerdurchbebtter Stimme fort. „Geh nicht, mein Wilhelm! bis der Sturm sich gelegt und der Regen aufgehört hat,“ bat ich an seinem Halse hängend. Sie lachten und scherzten und beiferten sich, ihm durch allerlei Versprechungen den Muth zu beleben. Vor dem Dorfe draußen wollten sie sich zu ihm thun und ihm bis zur Flurmark das Geleite geben. — Und dann — oh, daß ich das Gräßliche auch nur hätte ahnen können! Mit Zähnen und Nägeln würde ich ihn vertbeidigt — und mit meiner Jammerstimme das ganze Dorf aus seinem Schlafe geschrien haben!“

Und ihre Augen rollten wild, wie die einer ihr Junges vertbeidigenden Löwenmutter. Doch plötzlich nahmen sie wieder den starren, gläsernen Ausdruck an.

„Hu, hu! dort erscheint sie wieder, die weiße Veirgestalt!“ rief sie, nach der Ecke deutend. „Sie konnten ihn selbst im Grabe nicht in Frieden lassen. Er mußte wieder ausgegraben werden, daß das Verbrechen ans Licht der Sonne komme! — Ist es der Wilhelm? rief ich mit geschwungener Art auf den Peter eindringend; bekenne, wenn du nicht willst, daß ich auf die Gasse laufe und es nach allen Winden ausschreie, daß Ihr mein Kind gemordet habt! So mußte er mirs gestehen — der tückische Verräther, der Meuchelmörder! Doch suchte er die Schuld auf den ältesten zu schieben, der sich im Grabe nicht mehr vertbeidigen konnte. — Aber all sein Gelüge hat ihm nicht helfen können vor der eigenen Gewissensangst. Das Gerippe verfolgte ihn Nacht und Tag, bis es ihn in den Tod getrieben hatte. Und auch jetzt noch scheint er keine Ruhe zu haben; denn sobald es dunkel wird, höre ich ihn im Hause herum rumoren, wie damals, als er sich den Strick gesucht hat. Ha, ha, ha!“

Und das gellende Gelächter der Unglückseligen machte mir das Blut in den Atern gerinnen und die Haare zu Berge steigen. Dazu brach die Abenddämmerung immer stärker herein, und der Wind heulte so schauerlich um die Mauerecke, als klagte er um gemordetes Jugendglück und den heißen, nie gestillten Herzenshunger einer zu Tode gemarterten Frauenseele. —

„Und doch, was hätte der arme Knochenmann ihm auch anhaben können?“ fuhr Katharine nach einer dumpfen Pause mit nach der Ecke stierendem Blicke fort. „Sie hatten ihm ja den Hirnschädel eingeschlagen — hu, hu! Dort ist er wieder! Was blickst Du mich mit den hoblen Augen so jammervoll an? Wilhelm! Wilhelm! Warum hast Du nicht geredet, als der Mörder an Deine Gebeine trat? Sie haben Dich ja um Leib und Leben — um Weib und Kind gebracht!“

„Erzähle mir von Deinem Kinde!“ schaltete ich ein, um den verstörten Gedanken des unseligen Weibes eine andere Wendung zu geben und um den Schreckensbann zu brechen, der mich zu lähmen drohte. Denn welch eine Lage, bei sinkender Nacht mit einer hoffnungslos Verzweifelnden, einer unheilbar Verrückten in dem weiten öden Hause allein zu sein, wo niemand mich gesucht, niemand daran gedacht haben würde, mir zu Hilfe zu kommen: längst schon waren ja die Nachbarnleute abgestumpft für jede Art von Jammerthöden, die aus dem verwunschenen Hause kamen. —

Katharine stockte und strich sich das wild zerzaufte Haar aus der Stirne, als ob sie ihre Gedanken sammeln wollte. —

„Ich hatte ein Kind,“ sagte sie dann mit unheimlicher Gelassenheit, aber niemand im Dorfe wußte es; keines ahnte die Qualen, die ich fühlte, als ich auch nicht das geringste Lebens- und Liebeszeichen von meinem Wilhelm erhielt. — Woche um Woche, Monat um Monat verging mir in der trostlosesten Einsamkeit — bis endlich jene Stunde kam —

„Nein, ich kann es Dir nicht erzählen, und vielleicht ist es auch eines natürlichen Todes gestorben. Warum aber kommt es jetzt immer aus seinem stillen heimlichen Gräblein hervor und winfelt die langen, langen Nächte hindurch? O es ist schrecklich, denn — wenn ich es anfassen will, das arme nackte Würmlein, um es einzuwickeln und in mein Bett zu legen, dann ist es verwunden und nichts höre ich mehr von ihm, als sein jammervolles Weinen! — Hörst Du es nicht in der Kammer drinnen? Oh, gehe doch und sag' ihm, daß es still sein soll — nur eine ganz kleine Weile noch — dann komme ich zu ihm — ja gewiß, dann komme ich!“

Die Unglückselige machte eine Pause, um zu lauschen, und drückte dann mit einem herzzerreißenden Aufschrei die Hände vor die Ohren. Ein neuer Frostschauer schüttelte die entkräftete Gestalt, so daß ich sie obermals in meine Arme faßte, um sie vor dem Umsinken zu schützen. Ich wußte kaum, ob ich um Hilfe rufen, oder in meiner verzweifelten Lage noch länger verharren sollte. —

Es war jetzt völlig dunkel geworden. Der Wind war nach Nordosten umgesprungen und trug von dort einen eiskalten Regen herüber, der eintönig an die halberblindeten Fensterscheiben niederschlug. Im Nebengemache und in den oberen Räumen fing es zu rascheln an, als ob Ratten und Mäuse sich bei einbrechender Nacht zu einem Wettrennen geladen hätten. Von der Ferne her drang das Geheul eines freibheitsdurftigen Kettenhundes, und im feuerlosen Rauchfang flatterte eine verirrte Fledermaus: Welch eine Umgebung für eine an Gott und der Welt verzweifelnde Irtsinnige!

Ich fühlte mit wachsendem Grausen, wie meine Lage immer gefährlicher wurde, und wie alles davon abhing, daß ich den dunklen Dämon des Wahnsinns mit Ruhe und Gelassenheit zu bannen vermöchte. Denn schon bemerkte ich wieder, daß sie die Augen angstvoll nach der gefüchteten Ecke richtete und dabei

die abgemagerten Hände so krampfhaft an die Ohren preßte, als ob sie das gellende Weinen ihres Schattentindes nicht länger ertragen könnte.

„Katharine!“ sagte ich mit großer Festigkeit, indem ich mich von ihr losmachte und nach der Thüre ging; „Du bist krank und hast das Fieber; ich will jetzt gehen und den Doktor holen und Dir dann einen Weiner Freunde schicken.“

„Freunde?!“ rief sie in ein rasendes Gelächter ausbrechend, und ich sah im fahlen Dämmerlichte, wie sie sich stramm in die Höhe richtete. „Was will ich von Freunden und Verwandten wissen? Sie können ja doch nichts, als lügen und mordern — lügen und mordern! — Oh, ich wußte nur zu gut, warum mein Vater sich noch auf seine alten Tage einen Tochtermann wünschte, doch führte ich sie alle an der Nase herum — ha, ha, ha!“

Und das Lachen der Unglückseligen hallte fürchterlicher als je vorher durch die leeren finstern Räume. Ehe ich wußte, wie es kam, hatte ich die Hand auf den Drücker der Thüre gelegt, — aber sie hinderte mich, hinwegzugehen. Ich fühlte mit Grausen, wie sie mir die dürrn Knochenfinger auf die Schulter legte. — „Sieh Acht,“ flüsterte sie, daß der Peter mit seinem Strick um den Hals dir draußen nicht den Weg verstellt. Er lungert immer im Orm herum, sobald es dunkel geworden ist, doch getraut er sich nicht in die Stube, so lange das Gerippe in der Ecke dort steht und in der Kammer das Kindlein heult. Ich kann den Kopf nicht verwenden, ohne daß ich den Einen oder Andern sehe; — und dabei lachen und spotten mich die bösen Wuben noch aus und sagen, daß ich närrisch sei!“

Sie seufzte tief und ließ die Arme sinken.

„Oh, daß ich weinen könnte!“ fuhr sie mit bebender Stimme fort; „nur einmal wieder weinen, so recht aus tiefstem Seelengrund — vielleicht, daß ich vor den Todten dann endlich einmal Ruhe hätte! Komm, laß noch einmal Deine Hand mich fassen!“ setzte sie hinzu, doch ließ sie die willig gegebene Rechte sofort wieder entgleiten, um sich die geballten Fäuste vors Gesicht zu schlagen. — „Ich kann ja nichts, gleich anderen Menschen thun; denn sinkt ist sie da, die eiskalte Hand, die mir nach Stirn und Herzen greift!“ — Und sie stöhnte, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

„Geduld!“ sagte ich tröstend; „es wird dir bald wieder besser gehen, wenn nur erst einmal der stürmische März vorüber ist.“

„O gewiß!“ sagte sie aufs neue besänftigt, „es wird mir besser gehen, und meine Erlösungstunde kann nicht mehr ferne sein. Ich fühle es jetzt schon als eine Beruhigung, daß ich endlich einmal die Lippen aufthun konnte und einer Menschenseele mein Leid geklagt habe. Doch mußt Du mir das Versprechen geben, es niemand verrathen zu wollen, so lange das Gras noch nicht über mein Grab gewachsen ist.“

„Ich verspreche es Dir!“ entgegnete ich tief bewegt und feierlich und reichte ihr zur Bestätigung die beiden Hände hin, die sie lebhaft ergriff und einen Augenblick schmerzlich umklammert hielt. Dann tastete ich mich von aller Bangigkeit und Furcht befreit den tiefdunklen Vorplatz entlang bis an die Hausthüre.

Es war das letzte Mal, daß ich Katharine Hart nagel die Hand gereicht hatte; denn ehe noch im Herbst das letzte Blatt gefallen war, war sie aus dem Jammerthal der Zeitlichkeit zur ewigen Ruhe eingegangen.

## Das große Menschenmüdel.

Eine merkwürdige Geschichte aus dem Garten. Von Peter Rosegger.

Was hat meine kleine Martha im Schürzlein, das sie in einem Bündel vor sich aufgebunden daherträgt? — Die kleine Martha hat im Schürzlein wunderbare Dinge. Sie hat Grassalm und Birkenlaub und Klee in dasselbe gethan, sie hat Käfer abgefangen, krauchende und fliegende Käfer, kupferfarbige, perlmuttersfarbige, goldfarbige, kleine und große, solche, die mit langen Beinen schaudervoll träge weiterkrabbeln und solche, die auf kaum sichtbaren Füßlein hastig dahinrieseln, daß uns angst und bang wird, ob sie einem nicht plötzlich unter's Kleid hineinkommen und dann in die Haut ein Loch beißen.

Die kleine Martha lockert ihr Schürzlein ein wenig, ich gucke hinein auf die grüne Welt, wo mit jedem Sprünglein der Martha Pflanzen- und Thierreich durcheinandergeschüttelt werden, daß die Erdbeben von Lissabon und Laibach dagegen reine Kinderspiele gewesen. Aber die Käfer machen sich nichts draus, sie wühlen im Gekräute durcheinander, die einen heben an, langsam am weißen Kleidchen emporzukletterern, die andern beginnen eilige Sturmläufe empor gegen Brust und Hals des Dirndels, so daß dieses kreischt vor lachender Angst, daß es sogar das Schürzlein fallen lassen will und doch dabei die Ecken in der Faust krampfhaft festhält. Wie sie aber gewahrt wird den Graus, daß die kleinen Ungeheuer das Gefängniß überall durchbrechen, daß sie von links und rechts, über die Blätten und in den Falten tödtlich heraufkommen, da schlenkert sie die Arme aus und streut das Kräuterwerk von sich. Das hilft ihr nichts mehr, Schürze, Rock, Halstuch, Kermlinge und Busen, Hals und Haar, alles voller Käfer, die einen kitzeln, die anderen zwicken, noch andere jagen über Kinn und Wange her und wollen bei den Nasenlöchern hinein, und etliche umkreisen fliegend den Kopf und sind noch ungeschlüssig, von welcher Seite sie das Dirndel angäuzen sollen.

In diesem Zustand erhebt die kleine Martha ein vollgiltiges Angstgeschrei und läuft zu mir, daß ich sie rette. — Es gelingt und ich beanspruche für diese That kein Heldenmonument. Als die Feinde verjagt sind, teils in die Lüfte hinaus, teils in den Rasen hinab, schauen wir einem braunen Käferlein zu, das selber in sichtlicher Todesangst über Blattwerk und Halme dahin eilt und sich in ein üppiges Moosgeslecht hineinverfriecht.

„Wohin ist es denn gelaufen, Vater?“ fragte mich mein Dirndel.

„Ja, mein Kind!“ sage ich, „das ist jetzt zur Mutter gelaufen, und wird ihr erzählen.“

„Was? Erzählen wird's?“

„Wird's der Mutter erzählen, was es jetzt erlebt hat.“

„Der Käfer wird erzählen?“ fragt die Martha noch einmal.

„Natürlich, warum soll denn der Käfer nicht erzählen, wenn er was weiß! Er hat ja auch seine Sprache, und wenn sie auch nicht Jeder verstehen kann, weil die meisten Leute für eine so kleine, feine Sprache zu große Ohren haben, so versteht sie doch die Käfermutter, denn es ist seine Muttersprache.“

„Seine Käfermuttersprache,“ verbessert das Dirndel.

„So ist es, seine Käfermuttersprache. Und davon verstehe ich auch ein bisschen was.“

„Hast du nicht zu große Ohren, Vater?“

„Hörst du, wie der kleine Kerl jetzt plappert? Hörst du's?“

„Ja,“ sagt die Martha, „ich höre es schon, aber das sind unsere Wäscherinnen am Brunnen.“

„Nein, Kind, die meine ich nicht, die höre ich ja auch gar nicht mehr. Weißt du, das ist so, was der Mensch immer hört, wie das Wasser, oder das Mühlrad, oder die Wäscherinnen, das hört er endlich gar nicht mehr. Und was er sehr selten hört, das hört er sehr gut, wie zum Beispiel ich jetzt den Käfer.“

„Ich bitte dich, Vater, was sagt jetzt der Käfer?“ schmeichelt sich mir das Dirndel an die Brust. Ich spitze natürlich das Ohr, lege den Finger an den Mund, damit sie mäusestill sein solle, und hebe an, ihr leise zu erzählen, was drinnen im Moosgeslecht der braune Käfer zu seiner Mutter sagt.

„Du Mutterle,“ spricht der Käfer, nachdem er ins Haus getreten war. Das Haus ist ein zusammengerolltes dürres Eichenblatt aus dem vorigen Jahr.

„Müßt nicht böse sein, Mutterle, daß ich heute so spät nach Hause komme zum Essen. Denke dir, ein Mädel hat mich abgefangen, ein Menschenmädel. Und das ist so groß gewesen wie ein Berg, und seine Finger sind so dick gewesen wie ein Stamm da drüben im Distelwald. Mit zwei solchen Fingerblöcken hat es mich genommen und in sein Schürzlein geworfen. Da drinnen hat das Mädel eine große Wildniß von Bäumen und Büschen gehabt und sind schon viele Käfer, bekannte und ganz fremde, gefangen gewesen und umhergestiegen im Struppwerk und keines hat einen Weg gewußt, und jedes ist gelaufen wie nicht geschickt, daß es wo hinauskäme. Mir ist

so ein kupferiger Ladel gerade auf den Kopf gestiegen, daß ich sagen muß: Mein Herr, wenn Sie schon einen lebendigen Fußschmel brauchen, so steigen Sie Ihrer Großmama aufs Haupt und nicht mir!“

„Dummer Käfer!“ unterbricht mich die Martha mit Entrüstung, „der Großmama darf man ja auch nicht auf den Kopf steigen! die ist doch so lieb!“

„Weißt du,“ belehre ich, „bei den Käfern wird das nicht so genau genommen. Du wirst auch sehen, wie sich unser kleiner Käfer für die Unbill entschädigt hat.“

„Was heißt entschädigt?“ fragt die Kleine.

„Du wirst es schon hören. Der Käfer erzählt also weiter.“

„Vater, ist das wirklich?“ unterbricht mich die vierjährige Martha, welche es schon weg hat, daß es Leute gibt, bei denen ein kleiner Zweifel nicht ganz überflüssig sein mag.

In ernsthafter Weise fahre ich fort: „Also, der Käfer erzählt seiner Mutter: Ueber unsere Wildniß ist ein großes Dach geworfen und das geht auf einmal ein wenig auseinander, so daß wir hinaufsehen auf einen steilen Berg, auf dem Schnee liegt. Und wir klettern gleich hinauf. Es ist aber doch kein Berg, es ist das große Menschenmädel und es ist kein Schnee, es ist das weiße Kleid, das das Menschenmädel an hat. Das ist mir recht, ist darauf besser steigen wie auf Schnee und nicht so kalt. Ich laufe schnell über das steile Feld hinauf und komme zu einer großen goldenen Kugel, die ist viel größer als ich und die Sonne funkelt darin, daß ich ganz blind werde. Jetzt, Mutter, diese Kugel, das ist der Busennadelknopf gewesen, den das Menschenmädel am Halse hat. Dann bin ich auf einen lichten Sammt gekommen, der ist hübsch warm und ich darüber hinweg, bis ich vor einer großen rosenrothen Höhle stehe, gar riesengroß, so daß ein ganzes Käfervolk darin Platz hätte. Und da drinnen stehen weiße Felsen, der Reihe nach, sie stehen von unten hinauf und von oben herab. Da wollte ich geschwind ein wenig Höhlenforschen gehen, aber mein Schutzengel hat gesagt: Vorwäg, laß' es bleiben, sonst gehst dir schlecht! Denn die rosenrotte Höhle ist dem Menschenmädel sein Mund gewesen! Ich laufe weiter und komme zu einem Hügel, der zwischen blühenden Wiesen steil aus dem Boden aufsteigt und zwei Grotten hat. Das ist dem Menschenmädel seine Nase gewesen. Ich habe sie mit dem Rüssel geschwind ein wenig gekitzelt und da ist aus den Grotten ein trachender Sturm herausgeföhren, der hätte mich bald in den Abgrund geworfen.“

„Vater, was ist das gewesen?“ fragt meine kleine Martha.

„Das Menschenmädchel hat genießt.“

Die Kleine reibt sich vergnügt die Händlein:

„Und hat der Käfer nicht Hefgott gesagt?“

„Der ist erschrocken weiter gelaufen,“ erzähle ich, „und ist in die Gegend gekommen, wo die zwei schönen, blauen Seen sind. Ganz himmelblau. Und ringsherum stehen dunkle Büsche und als der Käfer zwischen durch in den See guckt, da sieht er im Spiegel, wie winzig klein und wie braun er ist. — Und diese zwei Seen,“ — so setze ich für meinen Theil bei — „das sind meiner Martha ihre blauen Neuglein gewesen.“

Ganz roth wird das Dirndel und die dunklen Büsche ihrer Augenwimpern schlägt es nieder.

„Und der Käfer erzählt: Mutter, und nun denke dir! Wie ich über das Feld weiter gelaufen bin, da sehe ich, daß in den Lüften eine Riesenhand gegen mich heran kommt. Ich will in den goldenen Wald flüchten, der weiter oben ist, aber die Hand kommt näher und ich weiß, sie wird mich armes Wesen zermalmen. Links und rechts sind andere Käfer, größere, die spannen ihre Flügel aus und flattern davon. Und ich habe keine Flügel, ich armes Gäscherl, und bin verloren. Mutter, und wie ich so in Todesgefahr bin, da sehe ich den Käfer, der mir vorher auf den Kopf gestiegen ist; und wie er seine Flügel ausbreitet, springe ich ihm auf den Rücken, halte mich fest, er fliegt mit mir ab, so komme ich glücklich auf den Rasen und die schreckliche Hand hat mich nicht ertappt. — Sie hätte dir ja nichts gethan, sagt darauf die Käfermutter. Das Menschenmädchel kenne ich, es ist zwar ein großes Ungeheuer, aber es hat ein gutes Herz. Es wird kein hilfloses Thierlein tödten oder quälen, und wenn es mit seinen Riesenfoten dahinstreift, so gibt es immer acht, daß es auf dem Weg keinen Käfer, keine Ameise zertrete. Und wenn das große Menschenmädchel mit uns armen Wesen einmal spielt, wie es heute mit dir und den Andern gethan hat, so denkt es daran, daß es keinem weh thut. Und wenn ihr es einmal fipfelt oder ein wenig stechet oder sonst necket, so macht es sich nichts draus und denkt, ihr versteht es nicht besser und seid halt einmal so und läßt euch unversehrt wieder fort.“

„Das hat die Käfermutter gesagt?“

„Ja wohl, mein Kind.“

„Diese Käfermutter ist eine ganz geschmeidige Frau!“ ruft die Martha, wie mich dünkt, hoch erfreut über die Anerkennung ihrer guten Absichten.

„Ja, und so ist es gewesen,“ sage ich und denke: die Moral wird sich schon finden.

„Die Kleine hängt sich nun mit ihren beiden Händen an die meinen, hüpfst und hopft mir Eins vor und sagt ganz plötzlich: „Vater, das hast du gut zusammengedichtet!“

So steht es. Wer heutzutage Märchen und Fabeln erzählen will, der muß sich damit an Erwachsene wenden, die Kinder glauben nichts mehr.

### Die Schimpf- und Scheltnamen.

Der leztjährige Hausfreund hat etwas über die Spitznamen gebracht; der diesjährige will die bekanntesten Schimpfnamen zusammenstellen. Ist das nicht dasselbe? Nein! der Spitzname klebt einer bestimmten Person an; so hat der alte Polizeidiener zeitlebens Napolion geheissen; das war sein Übername. Wenn aber der Lehrer zu seinen Buben sagt: Ihr seid alle Esel! so braucht er nur einen Scheltnamen, der glücklicherweise an ihnen nicht hängen bleibt.

Der Schimpf- und Scheltnamen gibt es nun gar viele, und man brauchte mehr als einen Kalender, um alle aufzuführen, von den bekanntesten und unschuldigsten bis zu den größten, rohesten und raffiniertesten, wie sie die Leidenschaft und auch der Humor in der Familienstube, in der Werkstätte, hinter dem Pfluge und dem Wagen, im Wirthshause, in der Schule und besonders in der Kaserne brauchen und immer wieder neu erfinden.

Ueberall holt man die Waffen des Witzes und Spottes im Kampf gegen das Lächerliche und Verächtliche; bald leuchtet aus den Schimpfwörtern mehr Laune und kluger Sinn, bald auch sittlicher Ernst und Abscheu gegen Böses und Gemeines.

Da müssen zunächst Thiere den Namen hergeben, um menschliche Eigenthümlichkeiten, Schwächen und Fehler zu geißeln: Esel, Schaf, (Schafskopf), Ochse, Kuh, Kalb, Hasensfuß, knizer Fuchs, falsche Raß, Brummbar, Gans, Haareule, (wie man ein ungekämmtes Mädchen schimpft) und viele andere. Weniger harmlos klingen Bieh, Schwein, Pußsau und ganz schlimm Hund, obgleich dieses Thier unter allen das klügste und dem Menschen am treuesten ist. Die inländischen Thiernamen haben aber nicht ausgereicht; da hat die Phantasie zu ausländischen die Zuflucht genommen: Affe, Kamel, Rhinoceros.

Manche Schimpfnamen tragen nun den Stempel der Rohheit und Gemeinheit an sich, so daß man sie nur begreift, wenn man die derbe, urwüchsigte Zeit beachtet, aus der sie stammen, wo man kein Blatt vor den Mund genommen und nichts von Bartgefühl wußte. So bedeuten die

häufigen Scheltworte *Dos* (*Nas*), *Luber*, *Kaib*, *Schelm* alle daselbe, nämlich einen in Verwesung übergehenden Körper, also etwas recht Edelhaftes, Abscheuliches. Mit der Zeit haben aber diese Wörter teilweise das Verletzende verloren. Wenn ein Lehrer seinen Freund wegen eines Streiches lobt, sagt er: *Bisch au a rechter Chaib!* und wenn ein Seehase einen alten Bekannten bei der Wiederbegegnung mit den Worten begrüßt: *Kaibe Viech, Bisch au hier!* so liegt gewiß keine Kränkung darin. Beim Namen *Schelm* denkt niemand mehr an *Nas*; in manchen Gegenden ist *Schelm* soviel als knizer Kerl; im badischen Oberlande aber versteht man darunter einen Dieb; nur der Flurname „*Schelmenacker*“ (= *Schindanger*) erinnert noch an die ursprüngliche Bedeutung.

Manche Schimpfnamen haben im Gegensatz zu *Kaib* ursprünglich eine unschuldige, ja sogar edle Bedeutung gehabt; erst aber durch langen Gebrauch hat sich an sie gleichsam Schmutz angefügt; sie sind moralisch heruntergekommen. Wie das Wort *Weib*, das in der Bibel und in der Dichtung von würdigen Frauen gebraucht wird, jetzt zur Bezeichnung niederstehender und schlimmer Weibsleute dient, wie mit der Zeit das Wort *Mensch* (*das*), von der Frau gebraucht, ein ordinäres Schimpfwort geworden ist, so war auch *Kerl* (= *Karl*) ursprünglich soviel als ein rechter, tüchtiger Mann; heute aber ist es der üblichste Schimpfname; man hört *frecher Kerl*, *gemeiner Kerl*, *fauler Kerl*, *lumpiger Kerl* u. a., und wenn der Herr Lieutenant die Soldaten: *Ihr Kerls!* traktiert, so will er ihnen auch nicht flattieren. Allerdings erinnern: lieber *Kerl*, *braver Kerl*, *rechter Kerl* und *Mannskerl* noch an die alte Bedeutung; mancherorts heißt auch der Geliebte *Kerl* und in Schwaben ist es ein Lob, wenn man von einem rühmt: *Er ischt e Kerle!*

Eine spöttische, üble Nebenbedeutung haben auch andere Personen angenommen. Einst waren in deutschen Landen die verbreitetsten Namen *Hans* und *Grete*; in jeder Erzählung, in jeder Komödie hieß die Frau *Grete*, der Mann *Hans*; daher heute noch *alte Gret*, *faule Gret*, *dumme Gret*; ebenso *Großhans*, *Prahlhans*, *Schmalhans*, *Hansdampf*, *Hans* in allen Gassen, *Hans Narr*, und in der deutschen Pöffe ist der *Hans-Wurst* lange Zeit der lustige Patron geblieben. Oben auf dem Schwarzwald und am Bodensee heißen die an Fastnacht umherziehenden *Harlekins* *Hansel*; und kein junger Bursche ließe sich dort das *Hansellaufen* abkaufen. Der *Dummerian* ist nichts anders als ein *dummer Jan* (= *Johann*), der *Grobian* ein grober *Johann*; *Janhagel* bedeutet *Gefindel* und will sagen, es hagelt gleichsam

lauter *Jan*. Hierher gehören auch Sprichwörter wie: *Was Hansel nicht lernt, lernt Hans nimmermehr*; *Hans ohne Fleiß, wird nimmer weis*, und auch die scherzhafte Beteuerung: *Wenn's nicht wahr ist, will ich Hans heißen*. Bekannt ist auch der Name *Meister Hans* für den *Scharfrichter*.

Trotz der höhnischen Nebenbedeutung sind *Hans* und *Grete* neuerdings wieder zu Ehren gekommen und sogar salonsfähig geworden. Nur der *Johann*, der stehende Name des deutschen Hausknechts, nimmt an der Ehre noch keinen Anteil, und besonders in der Pfalz und am Rhein lassen sich die *Johann* lieber *Jean* heißen, obgleich der französische Name meines Erachtens weder nobler, noch schöner klingt. Mit *Hans* sind *Michel*, *Peter*, *Stoffel* und *Hansjörg* zusammenzustellen, die auch einen etwas höhnischen Beigeschmack haben, die aber alle einen deutschen Rock tragen, so daß man ihren Namen nicht mehr die fremde Abstammung (aus Palästina und Griechenland) ansieht. Man redet von einem vierährigen *Stoffel*, einem Lugenpeter und der dumme, gutmütige *Michel* ist das Sinnbild des deutschen Volkes geworden. Im altbekannten *Kartoffel*lied ist die Bauernschaft unter letzteren Namen zusammengesetzt:

Herbei, herbei zu meinem Esang,  
Hans, Jörgel, Michel, Stoffel,  
Und singt mit mir das frohe Lied  
Vom Stifter der Kartoffel!

Vor 400 Jahren hießen viele Bauernmädels *Mechtildis* (= mächtige Kämpferin); durch Abkürzung wurde daraus der Rosenname *Meg*; der ist heute ein schlimmer Schimpfname und bezeichnet eine leichtsinnige Dirne. Von *Heinrich* stammt *Heinel*, und damit bezeichnet man einen einfältigen *Kerl* wie mit *Kunz* (v. *Konrad*) und *Benz* (Abkürzung von *Bernhard*) gewöhnliche, auch rohe *Menschen*.

Mit *Mag* (von *Matthäus*) und *Daps* (von *Dagobert*) bezeichnet man gerne läppische Kerle, mit *Lipp*, *Lippel* (von *Philippus*) einen ungeschickten Menschen, mit *Gispel* (von *Gisbert*) einen sackeligen Kameraden und mit *Nickel* (Abkürzung von *Nikolaus*) einen *Murrkopf*. *Schall* heißt altdeutsch *Knecht* (*Marshall-Pferdeknecht*), heute ist der *Schall* ein Mann, der an Scherz und Arglist Freude hat. Von *Ludmar* (volksberühmt) stammt *Lümmel* (ungeschliffener *Kerl*) und von *Ruppert* (*Ruhmstrahlend*) das Scheltwort *Rüppel* und *Rülp*s (= ungeschlächter Mensch), welche schlimme Bedeutung wohl auf den *Knecht Rupprecht* zurückzuführen ist, der für die Kinder ein gefürchteter und mißliebiger Mann ist.

Besonders mit den *Dummen*, die ja nicht

alle werden, geht der Volkswitz schlimm um. Unter den Tiernamen gehören einige hierher. Von einem beschränkten Burschen sagt man, er sei von Borneo oder von Bretten, das will sagen, er habe ein Brett vors Gehirn genagelt, oder er sei zu dumm zum Rübenropfen, oder er sei ein Schmachmatikus. In R. gilt als höchster Grad der Stupidität die Zugehörigkeit zum Pistolenklub; ein Mitglied dieses Klubs habe das Recht, einen noch dümmern niederzuschießen.

Etwas einfältige, ungeschickte Leute heißen auch Tölpel (= Dörfler), Dappel, Trappel, Dubi, auch Swatsch und wer leicht ins Garn geht, ist ein Gimpel. Wer langweilig daheim sitzt und nichts rechts zu treiben weiß, ist ein Leimsieder oder ein Drehpeter; wer den ganzen Tag Maulaffen feil hat, ist eine Schlafmütze. Ein schlafser Mensch heißt auch Schlafel, Latschi, ein abgeschmackter aber Laffe, ein Großsprecher Großmogul, Großmaul, Bramarbas, ein fader Schwäger Salbader, welcher Name von einem Bader (Rastierer) an der Saale in Jena stammen soll. Ein leerer, eitler Bursche ist ein Windbeutel, weil nichts an ihm ist; ein Feiger ist eine Memme; wer nichts gelernt hat, ein Stümper, ein Pfuscher; wer arbeitslos umherstreicht, ist ein Schlingel, und wer alle Woche seinen Platz wechselt, ein Thunichtgut.

Grobe, ungeschlachte Leute schimpft man Schliffel, Kragbürste, Kaffer; Kaffer hat aber nichts mit dem Kaffernvolk in Afrika zu thun, sondern ist hebräischen Ursprungs und heißt Bauer. Hierher gehören auch der Flegel, einer, der gleichsam nur mit dem Dreschflegel umgehen kann, ebenso der Bengel, mit dem man dreinschlägt; auch Klotz und Knoten sind passende Bezeichnungen für derlei Gelichter. Wer gerne mault, ist ein Veffzer; wer oft mit andern anbindet, ist ein Streithahn, eine Weißzange. Schlauderige Menschen schilt man Schluri, unreinliche aber Schweinigel (vielleicht von Nickel) auch Dreckfink, Schmierjockel, Schmutzbartel.

Wer zu viel aufs Essen hält, gilt als Viel-  
Gaußfreund.

frak, Nimmersatt; einer mit verwöhntem Gaumen ist ein Leckermaul; wer zu viel trinkt, ist ein Lump, ein Saufbold, Raßkittel oder Schwamm. Wer überhaupt üppig und verschwenderisch lebt, ist ein Schlemmer, und wer jeden Sonntag oder Montag eine Balgerei hat, gilt als Raufbold.

Wer auf seinen Reichtum pocht, ist ein Prog; wer sich zu viel auf sein nettes Gesicht zugut thut, ist ein Fraß; wer zu viel auf eiteln Puz hält, den schimpft man Ged, Bierbengel, Fagke, und was ein Gigerl ist, diese modernste Form eines Stugers, sagt der Spottvers:



Schaun's, das is a Gigerl.

Im Knopfloch a Roserl,  
A recht a weit's Roserl,  
Im Aug a Monokerl,  
A ganz a kurz Rokerl.  
Wenn er grüßt, sagt er: „Tschau,  
Statt Frau sagt er „Sau“,  
D' Arm hält er wie Stügerl;  
Schaun's, das is a Gigerl!

Diese Gigerls sind traurige, erbärmliche Gesellen; sie wissen nur von Puz, Klatsch und eitelm Vergnügen. Wer in seinen Ansichten hin- und herhampelt, ist ein Hampelmann, wer vor dem Vorgesetzten erbärmlich kriecht, ist ein Kriecher, ein Speichellecker, wer mit der Wahrheit es nicht ernst nimmt, ist ein Lugenpeter, wer einem nicht ins Gesicht sehen kann, ein Duckmäuser; einen verschlagenen Menschen schimpfen die Leute Schlaumeier, Piffikus, weil er sich auf alle Kniffe und Piffe versteht, und einen Spaßmacher Kauz und Gauch (= Kuckuck). Mit Knicker,

Geizfragen, Spänbrenner, Rummelpalter bezeichnet man den, der mit dem Geld knausert, und wer zäh im Geben ist, heißt Filz. Schindhuber und Schmutzklappen sind passende Schimpfwörter für solche, die gerne schmarozgen, und halb höhnisch redet man von Dieb als vom Langfinger.

Für unerträgliche Leute hat man das Schimpfwort Krippenbeißer, weil böse Pferde sich in die Krippe einbeißen und für erbärmliche Gesellen ohne sittlichen Halt den Namen Lottel und Tropf.

Ganz schlimme Scheltnamen sind auch Schurke und Schuft, was den Abscham, die Gese bedeutet, ebenso Strolch und Schubbejack (erbärm-

licher Kerl), der sich durch Juden vom Ungeziefer befreit, ähnlich wie Racker, was zugleich den Schinder bezeichnet. Etwas unschuldiger und komischer klingen Namen, die sich auf die Leibesbeschaffenheit beziehen; lahme, dicke Leute hört man nicht selten Pappsad nennen oder man sagt, sie gehören zur Ranzengarde, die in der Pfalz an Fastnacht eine große Rolle spielt. Von schwerfälligen, ungeschickten Leuten sagt man oft, sie stünden wie ein Delgöb oder wie ein Opferstock da, weil sie nichts zu reden wissen. Die Bäcker neckt man, sie hätten Xbeine; wer mit Säbelbeinigkeit behaftet ist, dem sagt man nach, er habe über einem Bierfäßle laufen lernen und wer schießt, den neckt man, er schaue ins Sinsensfeld. Ueber kleine Leute hört man Scheltnamen wie Knirps, Mopper, Bummer, Krot und Wicht; nur hat letzteres Wort mit der Zeit die Bedeutung von Bösewicht angenommen. Roh und hart klingt es, wenn die Leute einen Menschen mit hohem Rücken buckulorum heißen.

Auch die Frauen gehen bei den Schimpfwörtern nicht leer aus. In den weitesten Kreisen heißt man eine böse Frau nach der Ehehälfte des Sokrates Kantippe, obgleich diese Frau gar nicht schlimm war und mit ihrem weisen Mann sehr viel ausstehen mußte, da er wie auch andere Gelehrte, nichts zu verdienen verstand, ein schlechter Haushälter war und sich nicht in die Hausordnung schickte. Bekannte Schimpfwörter für Frauen sind auch Ripp, böse Sieben, ferner Klatschrosel, Schwagbase, Kaffeabase usw. Häßlichere Titel sind Drache, Hexe; beides sind eigentlich sagenhafte Wesen, sie sollen aber in der Frauenwelt auch wirklich vorkommen. Daß die Dragoner ihren Namen vom Drachen haben, dürfte weniger bekannt sein, dagegen liegt die Beziehung des Küchen-Drainers zum Dragoner weit näher. Wer eine Blütenlese von ähnlichen Titeln lesen will, der nehme die Mannheimer Stadtbase zur Hand. Dort heißt die Kathrine bald Wassersteinsgefelle, Kasernentapetenmuster, Küchensee zc. Alte Fräulein heißen nicht selten Schachteln und in N. nennt die ganze Stadt ein Pensionat für ältere Damen Schachtelheim.

Wehleidige Weibsleute nennt man in meiner Heimat Pfinz und Pipetrine, und im Norden ziert die faule Frau der Name Faule Trine (Katharine), im Süden dagegen Faule Grete oder Faule Lene.

Lange Fräulein schimpft man gerne Lärmstangen, die magern aber pflegte der dicke Bierbrauer D. Veenhäufel (Weinhäufel) zu nennen, während der im badischen Lande allenthalben wohl bekannte Denkendorfer Liederfranz auf

die Frage, ob seine Frau im Umfang seiner würdig sei, höhnisch erwiderte: Meinet Se, i hätt' au so 'ne Bogelstinte gheiratet!

Einige der bekanntesten Schimpfwörter stammen aus fremden Sprachen; aus der hebräischen haben wir Gauner (listiger Betrüger), Schaute (narrischer Kerl) und Schlemihl. Aus dem Ungarischen stammt Tolpatsch und Halunke, aus dem Lateinischen Vagabund (Landstreicher, Stromer), aus dem Italienischen Bandit, aus dem Französischen Kanaille (Hundepack), Brigand, Gourmand (Feinschmecker), Filou (Spitzbub), sowie zahllose andere.

Daß man gerne auch die Namen einiger Völker als Schimpfnamen braucht, ist bekannt; ich erinnere an Bandal, Polak, Türk, Ruß, Hottentot u. a.; auch der Philister zählt hierher, womit ursprünglich vom Bruder Studio sein Hausherr, im weitern der Gevatter Schneider und Handschuhmacher bezeichnet wurde, worunter man aber heute meist einen altfränkischen Spießbürger versteht, der für Fortschritt und jugendliche Fröhlichkeit kein Verständniß hat. Da einen solch engherzigen und mißliebigen Philister jedermann meidet, und auch du, lieber Leser, Abends im Löwen beim Schoppen nicht zu ihm sitzen und kein Sechsendsechzig oder Seco mit ihm spielen willst, so lasse es nicht fehlen an freudiger Beusthätigkeit, an Teilnahme für alles Gute und Edle, für Alles, was die Zeit und Welt bewegt, an persönlichem Wohlwollen für Alle, die dir im Leben nahe treten, indem du besonders auch bei einem frohen Stündle mit Hebel fühlst:

„Ne freudig Stündli,

ich's nit e Fündli?

Jeß hemmers und jeß summer do!

es chunnt e Zit, wärds anders goh.

Ja, bemühe dich, lieber Freund, daß du nicht auch ein widerwärtiger Philister werdest; daß du vielmehr, wenn auch deine Haare erbleichen und deine Stirne sich furcht, im Herzen jung bleibest und die Jugend nicht von dir singt:

„Das ist, das ist ein Herr Philister!

Hol ihn der Kuckuck und sein Küster!“

### Ein vorzügliches Examen.

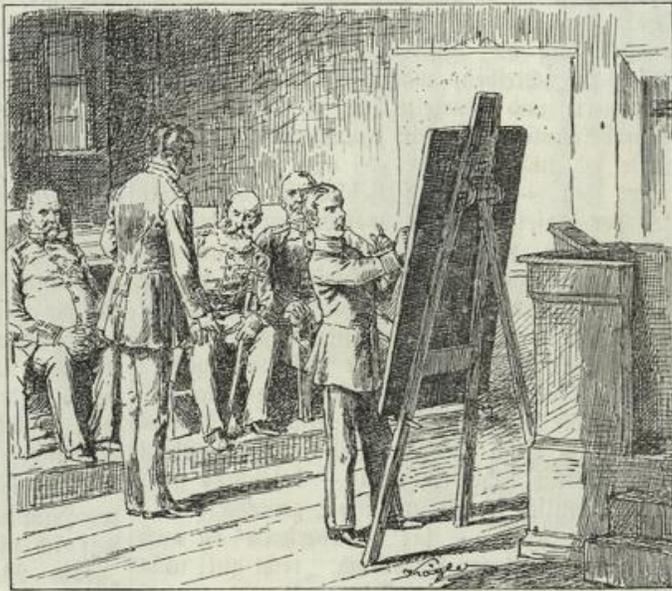
Es war im Jahre 1850 — so erzählte mir ein Freund, der königliche Oberst a. D. von N. . . — ich befand mich im Cadettenhause zu C. . . und die Tage der Prüfung, von welcher meine und meiner Kameraden Beförderung zum Parteeefährnich abhing, nahen heran und mit ihnen eine Zeit, wenn auch nicht „des Heulens“

doch immerhin des „Zähneklapperns“. Die Studierfäle waren stets bis zum Nachtwachsignal dicht besetzt und morgens „in des Frühroths erster Stunde“ schon erhoben sich einige besonders fleißige, um durch eifriges Studium die Lücken in ihrem Wissen so viel wie möglich noch auszufüllen. Namentlich die bevorstehende Prüfung in der Mathematik machte den armen Cadetten große Sorgen, denn die Anforderungen in diesem Lehrfach waren ziemlich hochreichende und über-schritten ihr Wissen und Können im Allgemeinen beträchtlich.

Besonders ich selbst befand mich in schwerer Angst und Noth, denn die verschiedenen Lehrsätze, arithmetischen, geometrischen und trigonometrischen Berechnungen wollten mir absolut nicht zu Kopfe. Stets zwar trug ich meinen „Mayer Hirsch“, das im Cadettenhaus eingeführte mathematische Lehrbuch, mit mir herum, aber was ich Abends mit Mühe und Noth „gechst“ hatte, war am nächstfolgenden Morgen schon wieder „verschwigt“. Da bemächtigte sich meiner schließlich eine gelinde Verzweiflung; ich warf den Mayer Hirsch in eine Ecke und beschloß, mich auf mein gutes Glück und — etwas Frechheit zu verlassen.

Die Examen-Tage kamen und in dem Prüfungsjaale saß mit würdigem Ernste eine speziell für diesen Dienst zusammengesetzte „Prüfungs-Kommission“, vor welcher das mündliche Examen stattfand und die sodann nach dem Antrag des Examinators, je nach den Leistungen des Examinanden das Prädikat „sehr gut“ — „gut“ — „ziemlich gut“ — „mittelmäßig“ — oder „schlecht“ eintrug. Diese Kommission bestand diesmal aus dem Oberst Sichelberg, einem alten, graubärtigen Haudegen und zwei ebenfalls schon bejahrten Stabsoffizieren der Infanterie, Oberstlieutenant von Hollerbach und Major Haldenstein. Alle drei standen zwar im Rufe, mehr Praktiker als Theoretiker oder „Männer der Wissenschaft“ zu sein, aber dieser Umstand hatte nicht verhindern können, daß sie für den erwähnten Dienst auserlesen wurden, denn im „Dienstalter“ waren sie an der Reihe und die strenge Einhaltung der Reihenfolge war eine als unverletzlich geltende Pflicht. Uebrigens wußten sich die Herren trefflich in die ihnen übertragene Rolle zu finden und die ersten Examentage gingen ohne jeglichen Zwischenfall vorüber, denn die drei Prüfungs-

Kommissäre hatten sich — vielleicht im Bewußtsein ihrer eigenen wissenschaftlichen Schwäche — damit begnügt, dem jeweiligen Antrag des betreffenden Examinators beizustimmen und demgemäß das Prädikat des Examinanden einzutragen. Da kam der Tag des Mathematik-Examens um-bange Ahnungen von „bevorstehenden Niederlagen“ erfüllten mit der Angst vor dem drohenden „Sitzenbleiben“ unsere jugendliche Brust. Und leider war das Fürchten Vieler nur allzu-sehr begründet. Einer nach dem andern wurde in den Prüfungsjaal zur mündlichen Darlegung



Ich fing an, Ziffern und Zahlen an die Tafel zu schreiben etc.

seiner Kenntnisse gerufen und — einer nach dem andern kehrte mit mehr oder weniger langem Gesicht aus dem Weisheitstempel wieder zurück, denn „das Facit“ konnte ein jeder aus den gegebenen oder vielmehr nicht gegebenen Antworten mit ziemlich unumstößlicher Sicherheit selbst ziehen und in den meisten Fällen war dies ein nichts weniger als zufriedenstellendes.

So kam denn endlich auch ich an die Reihe des Geprüftwerdens. Mit dem Muth der Verzweiflung schritt ich vor die Kommission und trat an die schwarze Tafel mit der im Stillen gehegten Hoffnung, daß mir eine Aufgabe gestellt würde, deren Lösung mir wenigstens nicht absolut unmöglich fallen würde. Aber diese Hoffnung war eine trügerische: die Aufgabe, die ich erhielt, war eine der schwierigsten, die in ganzen Mayer Hirsch zu finden war; oft hatte ich brütend vor ihr gesessen, ich kannte sogar das Resultat

derselben auswendig, aber die Art und Weise ihrer Lösung war für mich geradezu „ein böhmisches Dorf“. Mit dumpfer Resignation ergriff ich ein Stück Kreide — da plötzlich zuckte mir ein Rettung versprechender, kühner aber unsäglich frecher Gedanke durch das Gehirn: der Ruf, der den Herren Prüfungs-Kommissären bezüglich ihrer wissenschaftlichen Bildung vorausging, war mir nicht unbekannt — der Examinator, Hauptmann Schwarz, war sehr kurzsichtig und hatte gerade auf eine von Major Haldenstein an ihn gerichtete Frage Auskunft zu geben, der Moment war also günstig — es galt eine kühne, imponierende That.

Ich fing an, Ziffern und Zahlen an die Tafel zu schreiben, machte Potenserhebungen, Klammern und Wurzelzeichen, substituierte für die unbekanntes  $x$ ,  $y$ , und  $z$  unglaubliche Werthe, kürzte ab und dividirte — alles in fabelhaft kurzer Zeit — schrieb schließlich in die untere Ecke der Tafel das mir wohlbekannte Resultat der Aufgabe, wie es in dem aufgeschlagen vor dem Oberst liegenden Mayer Hirsch stand, machte sodann mit siegesbewußtem Lächeln Front nach dem Präses der Prüfungs-Kommission und sprach mit lauter Stimme das gefundene Resultat aus.

Und Oberst Sichelberg richtete den Kennerblick auf die Tafel, verglich die gefundene Summe mit der im Buch stehenden und sprach: „Recht brav, wirklich recht brav und — besonders ganz außerordentlich schnell und sicher gerechnet!“

„Recht brav — ja!“ wiederholte da auch Oberstlieutenant von Hollerbach, „recht gut: nicht wahr, Herr Hauptmann Schwarz?“

Der kurzsichtige Hauptmann, dem ich keineswegs als Mathematik-Genie bekannt war, schien über mein unerwartet gesungenes Lob nicht wenig erstaunt. Er trat zur Tafel und — stand erstarrt über den Unsinn, den er erblickte, und noch mehr über die bodenlose Frechheit, mit der ich die Mystifikation vollzogen hatte.

„War der Cadett N. . . das ganze Jahr über so tüchtig in der Mathematik?“ fragte jetzt der Oberst den Hauptmann.

Der Examinator biß sich auf die Lippen. „Das gerade nicht“, entgegnete er, — „im Gegentheil — —“

„Nun dann hat er jedenfalls tüchtig nachstudiert“, sprach der Oberst, wohlwollend mit dem Kopfe nickend, „freut mich — freut mich recht sehr für Sie, Cadett N. . . ! — Treten Sie ab!“

Stramm machte ich „Rehrt“ und marschierte, nachdem mein Anschlag gelungen schien, im Paradeschritt aus dem Saale.

Der Hauptmann aber stand — wie ich später von ihm selbst erfuhr — in bitterster Verlegenheit. Er konnte doch, nachdem der Präses der Prüfungskommission meine Leistung so überschwenglich gelobt hatte, unmöglich erklären, daß es beispielloser Unsinn sei, was ich an die Tafel geschrieben. Ebenso konnte er sich nicht dagegen sträuben, daß ich in der Liste als Mathematiker mit „sehr gut“ prädicirt wurde.

Später jedoch, als die Prüfung beendet war, ließ er mich rufen und machte mich fürchtbar herunter. „Ein so unverschämter Mensch wie Sie sind, ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen“, sagte er auf's tiefste entrüstet. „Ungerechtfertigt und unverdient haben Sie die Note ‚Sehr gut‘ erhalten — ich konnte es nicht hindern, denn ich durfte den Herren Prüfungskommissären nicht sagen, daß sie selbst — — na, ich will mich nicht weiter darüber aussprechen. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie für Ihre Frechheit eigentlich verdient hätten, Ihre Klasse nochmals durchmachen zu müssen — aber auch diesen Antrag kann ich aus Rücksicht für die Herren Kommissäre nicht stellen und zudem müßte ich mich in diesem Falle nochmals ein Jahr lang mit ihnen plagen, und abermals leeres Stroh dreschen. Deshalb mag's drum sein, genießen Sie die Frucht Ihrer Unverschämtheit und — gehen Sie zum Teufel!“

Dies war die Entlassungsformel, mit welcher der Hauptmann mich entließ. Dessenungeachtet war ich nicht allzusehr zerknirscht darüber: der „große Wurf“ war mir ja gelungen und — vier Wochen später kam ich als Portepeeführer in ein Kavallerie-Regiment und hatte nie mehr nöthig, mich mit dem Mayer Hirsch abzu-plagen.

### Ein guter Dattel.

Wir saßen vergnügt bei einer Bowle in dem großen, behaglichen Junggefallen-Salon unseres verehrten Vorgesetzten und Freundes, des Majors von S. . . , und die Gläser wurden um so fleißiger geleert und wieder gefüllt, als wir in den leztvergangenen bitterkalten Wintertagen gelegentlich der Ernennung des Prinzen Karl zum Gouverneur der Festung endlose Inspektionen, Visitationen, Paraden 2c. 2c. durchgemacht hatten, militärische „Festivitäten“, bei welchen es außer gerötheten und „geredeteten“ Nasen auch noch eiskalte Füße und sehr lange Mägen gab. Heute aber waren die Feierlichkeiten mit einem „Festungs-Manöver im Feuer“ abgeschlossen worden und gerne waren wir darum der Einladung unseres

Bataillons-Kommandeurs gefolgt, denn alle fühlten wir — wie unser lustiger Kamerad B. . . sich ausdrückte — „das Bedürfnis nach einem guten Pögelstand Punsch in unserem inneren Menschen“.

Unser Gespräch erstreckte sich über alle möglichen militärischen Dinge und namentlich war es Major Wendel, der persönliche Adjutant des Prinzen, welcher oft und fesselnd das Wort ergriff. Der noch junge Mann, der nach verhältnismäßig sehr kurzer Dienstzeit eine rasche Karriere gemacht hatte, war uns allen schnell sympathisch geworden. Er war ein schöner Mann mit einem höchsten Intelligenz verathenden Kopfe, klugen, blitzenden Augen und einer hohen stattlichen Gestalt. Mit diesen äußerlichen Vorzügen verband er noch ein offenes, liebenswürdig freimüthiges Benehmen und hiezu gesellte sich noch der Ruf seiner im Kriege bewiesenen Tapferkeit und außerdem noch der persönlichen Freundschaft, die — wie allgemein bekannt war — der Prinz für ihn fühlte: was Wunder war es also, daß wir uns alle für ihn interessirten?

Darum war es uns recht aus dem Herzen gesprochen, als Major von S. . . , nachdem schon so manches Selbst-erlebte erzählt und ernste und heitere Erinnerungen besprochen worden waren, sich endlich mit der Frage an Wendel wandte: „Sagen Sie doch, lieber Herr Kamerad, wie lange kennen Sie eigentlich schon Seine Hoheit, den Prinzen? Man erzählt sich ja Wunderdinge von seiner Freundschaft für Sie!“ — Da zuckte ein Lächeln über des Majors Gesicht und der Schalk blitzte aus seinen Augen. „Damit“, sagte er, „ist freilich ein kleines Geheimniß verbunden, doch wenn es Sie interessirt, meine Herren, zu erfahren, wie ich zur Ehre der persönlichen Bekanntschaft mit Seiner Hoheit kam, so will ich's gerne zum Besten geben: spricht doch diese kleine Episode aus meinem — oder vielmehr des Prinzen Leben am besten für die Vortrefflichkeit seines Charakters und die Güte seines edlen Herzens!“

Die Gläser wurden frisch gefüllt, die Cigarren in Brand gesetzt und gespannt rückten wir zusammen, als der Major folgende kleine Geschichte aus seiner Jugend zu erzählen begann:

„Ich kam als blutjunger Bursche in die Residenz und ins Cadettenhaus. Das peinlich pedantische Leben daselbst wollte mir jedoch gar nicht auf den Leib passen, denn ich war ein wilder Knabe und hatte mich all mein Lebtag mehr im Freien, unter und auf den Bäumen herumgetrieben, als in der stillen Stube „bei Müttern“. Deshalb wuchs mit jedem neuen Tage meine Sehnsucht, mich wieder einmal frei unter freien Menschen zu bewegen. Aber die Gesetze der Anstalt waren streng; wer nicht von



Schnell gefaßt, schob ich meinen Arm unter den des nächsten Vorübergehenden.

Verwandten oder befreundeten „anständigen“ Familien eingeladen war, bekam keinen Urlaub und — wer sollte mich, den grünen Jungen aus der Provinz, der keine menschliche Seele in der Residenz kannte, einladen?

Hinaus aber mußte ich einmal aus meinem „Gefängnisse“, so viel stand fest in meinem Innern, und den nächsten Sonntag hatte ich zur Ausführung meines Vorhabens ausersehen, denn an Sonntagen hatten die meisten meiner Kameraden Urlaub und zudem war für den Abend „Wallenstein's Lager“ und „Piccolomini“ im Theater angekündigt und — dies mußte ich sehen. Kurz resolvirt gab ich deshalb mein Urlaubsgesuch ein, „um einer Einladung meines Onkels zu folgen“. Ohne Beanstandung wurde es bewilligt und ohne Strupel über die begangene Täuschung eilte ich der ersehnten Freiheit zu.

Lustig und guter Dinge marschirte ich die „Lange Straße“ hinab und als die Zeit des

Mittageffens kam, zu welchem mich leider kein Onkel geladen hatte, drückte ich mich sachte in eine ziemlich gewöhnlich aussehende Restauration, wo ich sicher sein konnte, keinem meiner Vorgesetzten und überhaupt keinem Offizier in die Hände zu laufen. Nachdem ich auf der verlangten Speisefarte das „billigste“ Gericht ausgesucht und bestellt hatte, setzte ich mich wohlgenuth hinter mein Glas Bier, um mich des vollen Genusses meiner endlich gewonnenen Freiheit zu erfreuen. Bald auch kamen die bestellten „Feldhühner“, wie wir Cadetten nämlich die Kartoffeln nannten, nebst einer delikat riechenden Cotelette und — jetzt hätte ich mit keinem meiner Kameraden getauscht, der heute an dem Tische eines leibhaftigen Onkels den Sonntagsbraten verspeiste. Nur wenn die Thüre ging, duckte ich mich unwillkürlich tiefer auf meinen Teller herab, bis ich mich von der für mich völligen Harmlosigkeit des Eingetretenen überzeugt hatte.

Nachdem meine Mahlzeit beendet und die kleine Zeche bezahlt war, schritt ich muthig wieder auf die Straße, aber — Herr Gott im Himmel! — da nahte das Verhängniß in Gestalt des Oberst von B. . . ., des Chefs des Cadettenhauses, der keine zwanzig Schritte von mir die Straße daherkam. Was thun? — Ausweichen oder unbemerkt in das Restaurationslokal zurückkehren, konnte ich unmöglich, und doch durfte ich jetzt — zur Mittagessenszeit — nicht ohne „meinen Onkel“ auf der Straße gesehen werden, ohne mich verdächtig zu machen, meinen Urlaub erschwindelt zu haben! Hilfesuchend irrten meine Blicke nach rechts und links und — schnell gefaßt schob ich meinen Arm in den des nächsten Vorübergehenden, der mich ganz verblüfft über diese Reckheit anblickte. Was ich da erzähle, war natürlich das Werk eines Augenblicks und kaum hatte ich Zeit, dem großen, stattlichen Herrn im einfachen Civilrock, welchen ich mit solcher Vertraulichkeit beehrte, zuzusüstern: „Mein Herr, entschuldigen Sie — ich bitte Sie um Alles, lassen Sie mich nur ein paar Augenblicke so mit Ihnen gehen“, da schritt auch schon Oberst von B. . . . vorüber und warf mir auf mein respektvolles Salutieren nur einen kurzen erstaunten Blick zu, während er meinen Begleiter in ehrerbietigster Weise begrüßte.

Ich hatte jedoch weder Zeit noch Lust, mir hierüber Gedanken zu machen, sondern bat, als wir glücklich aus des Obersten Sehweite gekommen waren, meinen Begleiter nochmals um Entschuldigung, indem ich ihm offen die Ursache meiner seltsamen Handlungsweise darlegte. Er lachte herzlich über meine ausgestandene Noth und lud mich ein, noch ein wenig weiter mit ihm

zu schlendern. Ich willigte gerne ein, denn einmal war ich dem freundlichen Herrn dankbar und dann hatte er auch eine so gewinnende Weise in seinem Benehmen gegen mich, daß mir ordentlich das Herz aufging, und ehe ich nur wußte, warum, hatte ich ihm meine ganze Lebensgeschichte erzählt. Vom Tode meines Vaters, des würdigen, von seiner Gemeinde verehrten Pfarrherrn, sprach ich ihm, und daß ich als einziges Kind in nichts weniger als günstigen Verhältnissen von einer guten, liebevollen Mutter erzogen worden sei, daß mich der Nachfolger meines Vaters, der neue Pfarrherr, mit seinem eigenen Sohne unterrichtet habe und endlich, daß ich vor Kurzem aus unbefiegbarer Neigung zum Soldatenstande in die Residenz und in das Cadettenhaus gekommen sei.

Dies Alles hatte mein freundlicher Begleiter in herzgewinnender Weise mir abgefragt und er begann jetzt, mir bezüglich meiner Kenntnisse, ohne daß ich es selbst so recht merkte, auf den Zahn zu fühlen. Er mochte wohl nicht unzufrieden mit meinen Antworten sein, denn er reichte mir lächelnd beim Abschied die Hand, ließ sich nochmals meinen Namen jagen und sprach dann: „Nun leben Sie wohl, mein junger Freund, ich denke, wir sehen uns recht bald wieder!“

Ohne mir weitere Gedanken über das Abenteuer zu machen, genoß ich die noch übrige Zeit meines Urlaubs, um mir die noch fast gänzlich unbekanntes Residenz und die verschiedenen Kunstsammlungen anzusehen, ging Abends ins Theater und kehrte endlich seelenvergnügt in mein „Gefängniß“ zurück, nicht ohne den Vorsatz gefaßt zu haben, mich möglichst bald wieder von „meinem Onkel“ einladen zu lassen.

Am andern Morgen, gleich nach Früh-Appell, wurde ich in das Rapport-Zimmer unseres Chefs befohlen. Es war mir nicht ganz wohl bei der Sache, denn wer mit einem Fuße die Stube des Chefs betreten hatte, stand mit dem andern bereits „im Hefischen“ — so nannten wir nämlich im Scherz das Arrestlokal, mit dem „nach Sonntagen“ gewöhnlich einer oder mehrere von uns Bekanntschaft machen mußten. Es durchsuchte mich daher bei dem erhaltenen Befehl wie eine bange Ahnung, aber auf mein gutes Glück vertrauend, trat ich muthig in die Stube vor den Chef. Doch wie wurde mir, als der gestrenge Herr Oberst mich alsbald mit hochemporgezogenen Augenbrauen fragte: „Cadett Wendel, mit wem sind Sie gestern, als ich Ihnen in der Langen Straße begegnete, spazieren gegangen?“

Mir wurde „kühl bis ans Herz hinan“; wohl merkte ich, daß etwas nicht recht klappen

wollte, aber — ich hatte A gesagt, nothgedrungenweise mußte ich auch B sagen. „Zu Befehl, Herr Oberst!“ — erwiderte ich deshalb mit einer Kühnheit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre — „mit meinem Onkel“.

„Sooo?“ sprach der Oberst jetzt, dicht vor mich herantretend und mich mit seinen großen grauen Augen förmlich durchbohrend. „So erklären Sie mir doch einmal etwas deutlicher diese Verwandtschaft mit — Seiner Hoheit, dem Prinzen Karl!“

Wie vom Blitz gelähmt stand ich da, keines Wortes mächtig. Mein verzweigungsvolles Gesicht mußte wohl recht komisch ausgesehen haben, denn selbst in den Mundwinkeln des Obersten zuckte es unmerklich und wie eine Botschaft des Himmels klang es endlich in meine Ohren, als er zu sprechen fortfuhr: „Nun, Cadett Wendel, Seine Hoheit hat die Gnade gehabt, mir gestern schon die ganze Geschichte zu erzählen. Sie verdienten zwar, ganz exemplarisch bestraft zu werden, doch da der Prinz zugleich den Wunsch aussprach, daß Sie mit keinerlei Strafe belegt werden möchten, so muß ich — wider meinen Willen, dies versichere ich Sie — Gnade für Recht ergehen lassen. Doch hüten Sie sich vor einem zweiten Vergehen! — Es ist gut!“

Dies war die wohlbekannte Entlassungsformel meines Vorgesetzten; ich machte verwirrt und beschämt vorschrittmäßig Kehrt und marschierte ab.

Aber eine zweite Ueberraschung wartete meiner an diesem denkwürdigen Morgen: nach Verlauf einer Stunde wurde ich nochmals in das Rapportzimmer befohlen. Eine Ordonnanz des Prinzen war eingetroffen, mit dessen Befehl, mich sofort bei ihm zu melden.

Herr Gott, wie klopfte mir da das Herz, als ich mich in den vorschrittmäßigen Paradeanzug steckte! Ich muß gestehen, ich wäre lieber ans Ende der Welt gelaufen, um mich daselbst zu verstecken, als zum Palais des Prinzen — des Prinzen, gegen den ich mich gestern in so respektwidriger Weise benommen hatte. Demgemäß zitterte ich auch wie ein Rekrut vor seiner ersten Schlacht, als mich ein reich gallonierter Diener in des Prinzen Empfangs-Salon führte. In tödtlichster Verlegenheit wollte ich dem hohen Herrn meine Entschuldigungen stammeln, aber bevor ich den Mund öffnen konnte, trat der Prinz selbst freundlich auf mich zu, reichte mir die Hand und sprach lachend: „Nun, mein lieber Herr Neffe, wie ist Ihnen der gestrige Ausflug bekommen?“

Ich konnte nur mit einer tiefen Vorbeugung antworten, weshalb der leutselige Prinz, meine Verlegenheit bemerkend, schnell einige freundliche Worte beifügte, um mir Zeit zu lassen, meiner

Aufregung Herr zu werden. Er sprach sodann auf das Gütigste und Liebreichste mit mir und sagte, er habe genaue Erkundigungen über mich eingezogen und da ich — obwohl ein wilder, verwegener Bursche — doch ein fleißiger, strebsamer Schüler sei, so habe er beschlossen, sich meiner anzunehmen. „Schreiben Sie Ihrer Frau Mutter“ — fügte er bei — „ich lasse sie grüßen und ich wolle ein Auge auf Sie haben und dafür sorgen, daß mit Gottes Hilfe ein tüchtiger Offizier aus Ihnen wird. Die Kosten Ihres Unterhalts und Ihrer bereinstigten Equipierung übernehme ich — sie brauche sich deshalb für die Zukunft nicht mehr jeden Groschen am Munde abzusparen. Aber das sage ich Ihnen, Wendel, brav sein und studieren müssen Sie, daß Ihnen der Kopf raucht: ich will Ehre mit meinem „Neffen“ einlegen. Und noch Eines“ — fuhr er lächelnd fort, wie um meinen Dank abzulehnen, denn ich hatte mein von Freudenthränen überströmtes Gesicht auf seine Hand gebeugt und diese inbrünstig geküßt — „noch Eines: damit Sie künftighin nicht mehr solche Streiche machen und den ersten Besten zu Ihrem Onkel avancieren lassen müssen, so wird Ihr „Onkel von gestern“ dafür sorgen, daß Sie bisweilen eine Einladung erhalten, damit Sie wie Ihre Kameraden auch hie und da einen Sonntag außerhalb Ihres ‚Gefängnisses‘ zubringen können.“ —

Der edle Prinz hat Wort gehalten; er war für meine leibliche und geistige Erziehung besorgt, wie es nur der beste Vater sein kann, und ich“ fügte Major Wendel lächelnd bei — „nun, ich habe mich nach Kräften bemüht, ihm ein guter, dankbarer ‚Neffe‘ zu sein und meinem ‚Onkel‘ Ehre zu machen!“ —

So schloß er. Fröhlich klangen unsere Gläser auf das Wohl des edlen Fürsten aneinander und in heiterster Stimmung traten wir bald darauf den Heimweg in der sternhellen Winternacht an.

„Na, ich muß sagen“ — sprach da mein Colleague Zappod, der bei dem heutigen Manöver ‚nicht ganz gut abgeschnitten‘ und von unserem Regimentskommandeur einen Rüssel erhalten hatte — „er ist ein prächtiger Mann, der Major, und ich gönne ihm von Herzen seine schnelle Carrière und seine angenehme Stellung als Adjutant eines solchen fürstlichen Herrn: wenn aber ich Pechvogel denselben Streich ausgeführt hätte, so bin ich überzeugt, ich hätte irgendeinen Käsekrämer ‚beonkelt‘ und wäre, statt mir Protektion zu holen, mindestens acht Tage ‚ins Gefängnis‘ gekommen! — Glück haben muß eben der Mensch und — das habe ich halt nicht!“

### Das Eichrodt-Denkmal in Jahr.

Als am 2. Februar 1892 der Dichter Ludwig Eichrodt in Jahr gestorben war, erfolgte sehr bald die Anregung, dem frühlichen Sänger humorvoller Lieder, die noch heute im Volk und besonders in der Studentenwelt lebhaft wiederklingen, in der badischen Stadt, in der er bis zu seinem Ende als Oberamtsrichter gewaltete, ein Denkmal zu setzen. Der Aufruf fand in weiten Kreisen freundliche Aufnahme, und bald konnte ein Preisanschreiben für den Entwurf des Denkmals ergehen. Aus dem Wettbewerb der Künstler um die Ausführung ging Christian Esfasser in Karlsruhe hervor, und heute sind wir in der Lage, das Ergebnis seiner künstlerischen Arbeit den Lesern im Bilde vorzuführen. Das Denkmal selbst ist voriges Jahr in Jahr feierlich enthüllt worden. Auf einem Fundament von grauem Feldberggranit erhebt sich der Sockel, der die in Bronze gegossene überlebensgroße Büste trägt. Die Büste wird allgemein als ungemein ähnlich und lebensvoll anerkannt. Seinen Platz hat das Denkmal in der neuen Anlage des Stadtparks gefunden. Als Festgabe ist die biographische Schrift „Ludwig Eichrodt“ von A. Kennel erschienen, die von dem lebenswürdigen Wesen des humorvollen und sangesfrohen, echt deutschen Mannes ein anziehendes Bild entwirft.



Das Eichrodt-Denkmal.

### Präsident Paul Krüger.

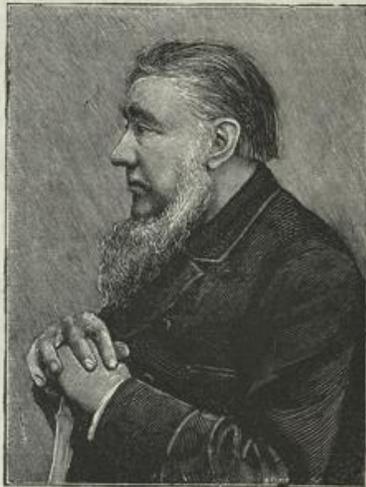
Märchenhaft ist die wirtschaftliche Entwicklung, die sich im Laufe des letzten Jahrzehnts in dem einst so armen Transvaal vollzogen hat. Man hat in seinen Bergen das jüngste Dorado entdeckt, das nun jahraus jahrein die Welt mit einem Goldregen überschüttet. Tausende und Abertausende unternehmender Menschen, Bergleute, Ingenieure, Kaufleute und Abenteurer eilen aus Europa und Amerika dorthin und in der unmittelbaren Nähe der Goldminen wuchs in kurzer Zeit die Stadt Johannesburg, die heute an 100 000 Einwohner zählt, deren Hälfte europäische Einwanderer sind. In Gold- und Silberminen pflegt es in der Regel nicht besonders ruhig zuzugehen; aber zu Ehren der Boers, der Herren des neuen Goldlandes, muß gesagt werden, daß sie, soweit es in Menschenmacht liegt, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten wußten und durch weise Verordnungen die Entwicklung einer mit Riesenschritten wachsenden Minenindustrie ermöglichten. Die Schätze ihrer Heimath erweckten aber von

neuem den Neid ihrer Nachbarn, der Engländer, die schon so oft die Unabhängigkeit der Boers mit diplomatischen Künsten und mit Waffen in der Hand bekämpften. Englische Gesellschaften stellten das Verlangen, daß die „Ausländer“ („Uitlanders“), die jüngst eingewanderten Goldsucher und vorübergehend sich aufhaltenden Kaufleute dieselben politischen Rechte wie die eingeseßene Bevölkerung erhalten sollen, und als die Boers nicht sofort ihren Nacken vor dem Wunsche der Fremden beugten, entsandten sie eine von Offizieren der britischen Armee geführte Freibeuterschar, die den vermeintlich Verdrückten in Johannesburg zu Hilfe eilen und in der „Südafrikanischen Republik“ die Fahne des Aufbruchs aufpflanzen sollte.

Der frevelhafte Raubereinfall wurde jedoch bald zurückgeschlagen, und die Mehrzahl der den Kampf überlebenden englischen Freibeuter wurde sammt ihrem Räubersführer Dr. Jameson in der Schlacht bei Krügersdorp gefangen genommen. Die Republik der Boers wurde gerettet, dank der Umsicht und Entschlossenheit, mit welcher der Präsident Paul Krüger ihre Geschichte leitet.

Der Name Krügers war in Deutschland schon seit lange wohlbekannt; hat er doch auch einst an der Spitze einer Boersdeputation in Berlin Kaiser Wilhelm I. besucht. Damals haben sich der greise deutsche Kaiser und der Burenpräsident die Hände zum Freundschaftsbunde gereicht, und diese Freundschaft hat auch ungetrübt zwischen den stammverwandten Völkern bis auf den heutigen Tag bestanden. Unter den Staatsmännern der Neuzeit nimmt Paul Krüger eine besondere Stellung ein; er ist wohl der einzige unter ihnen, der keine wissenschaftliche Vorbildung, ja kaum eine nennenswerthe Schulbildung besitzt. Am 10. Oktober 1825 als Sohn eines Farmers zu Rustenburg geboren, zeichnete er sich frühzeitig als tapferer Krieger aus. Die Geschichte von Südafrika weiß von seiner regen Betheiligung an den verschiedensten Kämpfen gegen feindlich gesinnte Negerstämme zu berichten. Der tapfere Boer wurde später zum Kommandantgeneral von Transvaal ernannt und zum Mitglied des „Vollziehenden Rathes“ berufen. Hier erwies er sich als ein so gewiegter Staatsmann, daß er 1883 zum erstenmal zum Präsidenten der Republik gewählt wurde. Schon damals gelang es ihm, die Unabhängigkeit seines Vaterlandes englischen Ansprüchen gegenüber zu sichern. Er stand vor einer schwierigen Aufgabe, als die Goldgewinnung in Transvaal begann und überall

neue Bedürfnisse auftraten und zu befriedigen waren. Daß er dieser Aufgabe gewachsen war, beweist das rasche Erblühen der Minenwerke und die Ordnung, die in der jüngsten afrikanischen Großstadt herrscht. Inmitten des Goldstromes, der sich über sein Land er-



Präsident Paul Reher.

geht, hat Krüger seine Charaktertugenden bewahrt; ein einfacher Boer ist er geliebt; ehrenhaft und unbestechlich stellt er seine eiserne Thatkraft in den Dienst des Vaterlandes und hat sich die Achtung aller ehrlichen Zeitgenossen gesichert.

### Der Krieg in Abessinien.

In der Märzschlacht bei Metemneh im Jahre 1889 fand König Johannes, der Negus Negisti (Hauptkönig) des christlichen Abessiniens, einen ruhmvollen Tod im Kampfe gegen die fanatischen Mahdisten. Von den Ras oder Unterkönigen des Berglandes war Menelik von Schoa der mächtigste und schickte sich nun an, die Würde des Hauptkönigs zu erlangen. Klugerweise suchte er sich die Freundschaft Italiens, das an der Küste des Roten Meeres seine afrikanische Kolonie Erythraa gegründet hatte, und auch Abessinien unter seine Schutzherrschaft zu stellen trachtete. Wiederholt hatten sich bereits abessinische Waffen mit den italienischen gekreuzt, ohne daß einer der Gegner den entscheidenden Sieg errungen hätte. Menelik schloß Frieden mit Rom und erkannte scheinbar die Schutzherrschaft Italiens an. Er ließ sich mit allem Pomp krönen, und die Italiener ergriffen Besitz von den nördlichen Ausläufern des abessinischen Berglandes. Sie begannen mit emsiger Mühigkeit an der Zivilisierung des Landes zu arbeiten; sie bauten gute Straßen, befestigten die Städte, und italienische Ansiedler kamen nach Erythraa, um auf den Hochebenen Ackerbau und Viehzucht zu treiben. Diese Entwicklung der Kolonie wurde anfangs gar nicht durch einen diplomatischen Zwist berührt, der von Menelik an der Auslegung des Schutzvertrages heraufbeschworen wurde. Da sollte im Jahre 1894 der Friede jäh gestört werden. Ras Mangascha, der Unterkönig der Landschaft Tigre und ein natürlicher Sohn Meneliks, empörte sich gegen die Herrschaft der Italiener. Der Aufstand wurde zwar mit bewaffneter Macht niedergeworfen und Tigre von

den Italienern besetzt, aber Ras Magascha floh zu seinem Vater und stachelte ihn, sowie die anderen Unterkönige Abessiniens zum Kriege gegen Italien auf.

In der That sammelte Menelik ein starkes Heer und zog, von den Unterkönigen begleitet, gegen die italienischen Kolonialtruppen zu Felde. Die einzelnen Episoden dieses afrikanischen Krieges, dessen Ende noch nicht absehbar ist, erregten die Theilnahme der Welt weit über die Grenzen Italiens hinaus. Gegen Ende



König Menelik II. von Abessinien.

des vorigen Jahres begann die Entscheidung zu nahen, wobei die Italiener eine Reihe ehrenvoller Niederlagen erlitten. Anfang Dezember erhielten die abessinischen Schaaren Fühlung mit dem südlichsten Posten der Italiener, einem etwa 1200 Mann starken Bataillon eingeborener Truppen, die von europäischen Offizieren und Unteroffizieren geführt wurden und unter dem Kommando des Majors Pedro Toselli standen. Am 7. Dezember wurde dieses Bataillon auf dem Tafel-



Ras Matonnen von Harrar.

berge (Amba) Madshi von 20,000 Abessiniern unter Führung von Ras Matonnen und Ras Mital angegriffen. Nach heldenmüthigem Widerstand mußten die Italiener weichen, wobei Major Toselli fiel.

Nun rückte das abessinische Heer vor, und es galt, den Feind aufzuhalten, damit der Befehlshaber der Kolonialtruppen, General Baratieri, dieselben sammeln und dem Feinde gegenüber eine günstige Stellung einnehmen konnte. Diese Aufgabe fiel dem Major Giu-

seppe Galliano zu, der mit 1300 Mann Italienern und Eingeborenen Matalla gegen den andringenden Feind verteidigen sollte. Matalla ist die Hauptstadt der Landschaft Tigre. Hier ließ sich einst Regus Johannes von dem Piemontesen Naretti einen Palast erbauen, in dem später der von den Italienern vertriebene Kas Mangascha residierte. Beherrscht wird die Stadt durch das Fort Guda Jenu. Regus Menelik erschien vor Matalla an der Spitze von 70,000 Streitern, aber die tapfere Besatzung hielt das Fort vom 7. bis 21. Jan. d. J. und schlug mit Todesverachtung mehrere Stürme ab. Erst als der letzte Wasservorrath erschöpft war, kapitulirte Galliano unter ehrenvollen Bedingungen. Es wurde ihm freier Abzug mit allem Kriegsmaterial bewilligt, und Kas Makonnen, der König der Landschaft Harrar, übernahm die Bürgschaft für sicheres Geleite der Vertheidiger Matallas bis zu den italienischen Linien. Galliano, der für sein tapferes Verhalten zum Oberstleutnant ernannt, erreichte mit seiner Truppe glücklich Abigrat, wo General Baratieri mit der Hauptmacht der Kolonialtruppen Stellung genommen hatte. Dicht auf dem Fuße folgte aber ihnen das große Heer Meneliks.

Am 29. Februar beschloß unter Baratieri der ital. Kriegsrath, angriffsweise gegen Abua vorzugehen. Die Italiener stießen auf eine ihnen weit überlegene Kriegsmacht Meneliks, wurden vollkommen geschlagen, verloren 4500 Tode und 3000 Gefangene.

### Die Röntgen'schen X-Strahlen.

Ein neues Wunder der Elektrizität, erfunden von dem Experimentalphysiker Prof. Röntgen in Würzburg, hat das Staunen der ganzen gebildeten Welt auf sich gerichtet: es ist ein neues Licht, die sogen.



Professor Röntgen.

X-Strahlen, das mit Ausnahme der Metalle, alles andere durchleuchtet. Der Vorgang der Erfindung war ein reiner Zufall. Professor Röntgen wollte einen Versuch mit fluorescirenden Stoffen machen. Das sind Stoffe, die die Eigenschaft haben, ziemlich hell aufzuleuchten, wenn sie von irgend einer — wenn auch schwachen — Lichtquelle bestrahlt werden. Zu diesen Stoffen gehört Flußpat (Fluoracium, daher das Wort fluoresciren) gewöhnliches Petroleum, Wasser, verschiedene Glasarten, Lacmus, Chlorophyll,

Chinin, das vielgenannte Bariumplatincyanür u. s. w. — Um sichere Wirkungen zu erzielen, muß bei solchen Versuchen das Zimmer völlig verdunkelt werden. In dem Zimmer — es war das Laboratorium — stand ein großer Ruhmkorff'scher Induktor, der den Strom für Crookesröhren lieferte. Da die Crookesröhren starkes Licht ausstrahlten, so hatte Röntgen die Röhre mit einem Gehäuse von schwarzem Papparton umgeben, der so dicht war, daß weder Sonnenstrahlen, noch das starke Licht des elektrischen Flammenbogens durchdringen konnten.

Da bemerkte Professor Röntgen die sonderbare Erscheinung, daß ein Schirm, der mit Bariumplatincyanür bestrichen war, lebhaft zu fluoresciren begann. Röntgen überzeugte sich zunächst, daß die Hülle um die leuchtende Röhre wirklich sorgfältig und lichtdicht schloß. Woher kam nun dieses Ausleuchten auf dem Schirm? Sicher mußte dieser doch von irgendwelchen Strahlen getroffen werden. Aber es gab im Raume keine anderen Lichtstrahlen, als die Crookesröhre. Wenn es nun am Schirme aufleuchtete, mußten die Strahlen doch wohl ausschließlich nur aus der Röhre gekommen sein, sie mußten also sicher den lichtdichten Papparton durchdrungen haben!

Röntgen hatte bald herausgefunden, daß die Strahlen der Crookesröhre dieses durchdringende Licht verursachten. Nun stellte Röntgen zwischen Schirm und Pappe eine lichtdichte Kautschukwand, und auch hierdurch drangen die Strahlen. Dann nahm er dicke Holzbretter und Bücher und stellte sie zwischen Schirm und Pappe und siehe, auch durch diese drangen die Strahlen, nur nicht durch dicke Metallmassen. Um vor einer Täuschung des Auges sicher zu sein, griff Röntgen zu den weit schärfer als das Menschenauge sehenden photographischen Apparat, die photographische Platte, und diese zeigte, daß das Licht aus der Crookesröhre rein alles durchdringt. Röntgen wußte nun, daß das Licht aus einer elektrischen Lichtquelle stammt. Um dieses Licht zu erzeugen, bedarf man einen einfachen Apparat, sog. Induktor. Dessen innerster Kern besteht aus einem Bündel Eisendrähte, die in einer Pappdröhre liegen. Diese Röhre wird mit seidenübersponnenem Kupferdraht umwickelt, der sich in mehreren hundert Windungen über das Ganze verheilt. Die nunmehr so gestaltete Spule wird in einen Cylinder aus Glas oder Hartgummi gesteckt, welcher seinerseits gleichfalls mit seidenübersponnenem, aber sehr dünnem Kupferdraht in vielen tausend Windungen — je nach der Größe 30,000 und noch mehr mal — umwickelt wird.

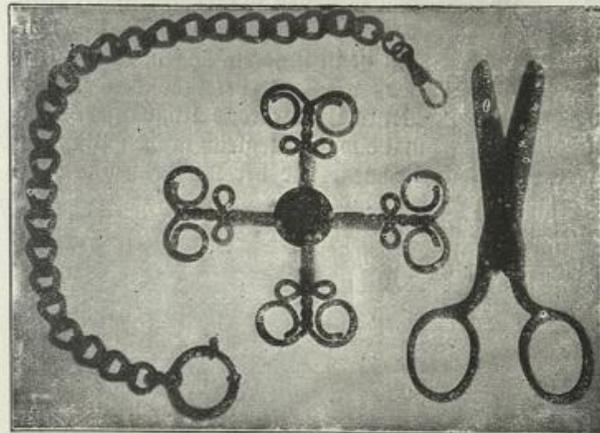
Wenn man nun die innere Spule durch Drähte mit einer galvanischen Batterie verbindet, so entsteht in dieser Spule ein elektrischer Strom. Wird dieser Strom plötzlich unterbrochen, so entsteht sofort in der äußeren Spule, also in der großen Umwicklung des Glaszylinders, ein Strom, der um so stärker ist, je mehr Windungen der Cylinder hat. Man kann also, selbst wenn die Batterie nur schwach ist, in dem Induktor ganz gewaltige Ströme von sehr hoher Spannung erzeugen.

Nimmt man in den Apparat eine Glasröhre ein, die an jedem Ende mit einem Metallstück versehen, und in der die Luft stark verdünnt ist, so sieht man in der Röhre sehr hübsche Leuchterscheinungen. Wenn ein elektrischer Strom durch den Induktor geht, leuchtet es in der Röhre in schönem, phosphorescirendem Glanze auf. Man kann auch die Röhre mit verdünnter Luft, mit sehr geringen Mengen von Gasen versehen, wodurch, je nach der Natur des Gases, das Licht in der Röhre eine rotke, grüne, violette oder gelbe Farbe erhält.

Röntgen fragte sich nun, welches Licht diese gewaltige Durchdringungskraft besaß, ob das Licht von dem negativen Pol, der das in das Glas eingeführten elektrischen Leitung, der sogenannten Kathode ausgehe, oder war es der Reflex, der diese Strahlen hervorbringe. Er fand, daß außer dem sichtbaren Lichte noch andere Strahlen in der Röhre vorhanden sind und diese merkwürdigen Strahlen nannte er nach der Bezeichnung des X als unbekannte Größe die X-Strahlen.

In der Chemie ist schon lange ein Licht bekannt, das chemische Wirkungen hervorbringt, dem Auge aber unsichtbar ist. Mit einem solchen, dem Auge unsichtbaren Lichte, haben wir es hier zu thun.

Die wunderbarste Erscheinung dieses neuen Lichtes ist seine Durchdringungskraft. Regen wir unter



eine auf dem Tisch liegende, vielumwickelte photographische Platte ein Brett, auf dieses die Hand oder andern Gegenstand (hier ist es ein Stuhl mit Kette, Kreuz und Schere), darüber stellen wir die leuchtende Crookesröhre. Nach einer bestimmten Zeit ist die Hand (hier das Stuhl mit seinem Inhalt) photographiert. Die Strahlen sind durch Pappe, Brett und die ledernen Wände des Stuhls hindurchgedrungen. — Die Wissenschaft und Technik sind stark hinter der weitem Verwertung der X Strahlen und stehen noch andere Wunder dieser Erfindung in Aussicht. (F. a. W.)

### Die Hochwasserkatastrophe in Freiburg.

Durch 3 Tage hindurch, Samstag, Sonntag und Montag, den 7., 8. und 9. März ging bei lauer Witterung ein wolkenbruchartiger Regen über dem Schwarzwaldgebiet nieder, welcher den hohen Schnee zu raschem Schmelzen brachte und in den Thälern zu gewaltigem Hochwasser führte. Am verheerendsten hat dasselbe im Dreisamthal, insbesondere in der Stadt Freiburg gehaust. — Die Dreisam war zu einem reißenden Strome angeschwollen, Brückentheile, Baumstämme und Hausrath jeder Art mit sich führend. Staats- und Gemeindebehörden thaten ihr Möglichstes, um die Wassergefahr abzuwenden, und Privatpersonen hatten sich heroisch in Rettung von gefährdeten Mitmenschen gezeigt, so insbesondere Dr. Tcherniac und Dr. Bruck.

Das Anwesen des Herrn Dr. Tcherniac, Thalstraße 1, grenzt an den Gewerbekanal. Hier hat sich in der Nacht auf Montag, zwischen 12 und 2 Uhr,

eine schreckliche Szene abgepielt: Durch die starke Fluth des Gewerbekanal's stieß das Wasser in die Wohnung des im Hause wohnenden Tagelöhners Joh. Schmelz. Er theilte sein Heim mit seiner kranken Tochter. Bald war das kleine Zimmer gefüllt, der 76 Jahre alte Mann stand bis zum Halse im Wasser und rief um Hilfe. In dieser Situation verweilte er längere Zeit. Die Tochter schwamm in ihrem Peltte auf dem Wasser. Der im oberen Stocke wohnende Dr. chem. Tcherniac und ein Herr, Namens Dr. Bruck, machten sich, als sie die Rufe hörten, an die Rettung der Bedrohten. Die Hilferufe von unten wurden immer lauter und herzzerreißender. Es wurde aus dem Fenster ein Strick nach der Wohnung des Schmelz hinabgelassen; Herr Dr. Bruck, ein herzhafter braver Mann, ließ sich an dem Strick hinunter und schwamm ins Zimmer der Unglücklichen. Mit eigener Lebensgefahr packte er den dem Ertrinken nahen Mann, brachte ihn zum Fenster und hob ihn auf; nun erwachte wieder der ganze Lebensmuth des alten Mannes: er erfaßte den Strick, wurde daran hochgezogen — und war gerettet. Jetzt galt es, noch die Tochter zu holen. Mit demselben Muth, mit derselben Aufopferung gelang es Dr. Bruck, auch sie zu retten. —

Gegen 1 Uhr Morgens hatte, nach der Freib. Ztg., sich an den Pfeilern der Schwabenthorbrücke eine große Menge von Bäumen, Balken, Baumwurzeln u. s. w. angesammelt. Obwohl man keine Erschütterungen der Brücke fühlte und der Zustand im Ganzen nicht gefährlich aus sah, sagte der äußerst vorsichtige Kommandant Stodert zum Oberbürgermeister Dr. Winterer: „Ich traue der Brücke nicht mehr.“ Der Angeredete erwiderte: „Die alte Schwabenthorbrücke ist nicht das Neben eines einzigen Feuerwehrmannes werth. Lassen Sie die Brücke räumen!“ Auf diese Anordnung frug der Lieutenant, welcher die zur Hilfe kommandirten Soldaten befehligte: „Wie soll die Brücke geräumt werden?“ und erhielt die Antwort: „So rasch als möglich.“ Dank diesen An-



Geh. Regierungsrath Sonntag.



Oberregierungsrath Landeskommissar Siegel.

ordnungen ist eine Ausdehnung des Unglücks vermieden worden, an die man kaum zu denken wagt. Die Menge wurde schnelligst zurückgedrängt, auch der Kommandant und der Oberbürgermeister näherten sich dem rechtsseitigen Landfesse. Ungefähr um diese Zeit trafen der Landeskommissar Siegel und der Vorstand des Bezirksamtes, Geh. Reg.-Rath Sonntag von auswärts ein. Letzterer war Abends aus einem Kirchen-

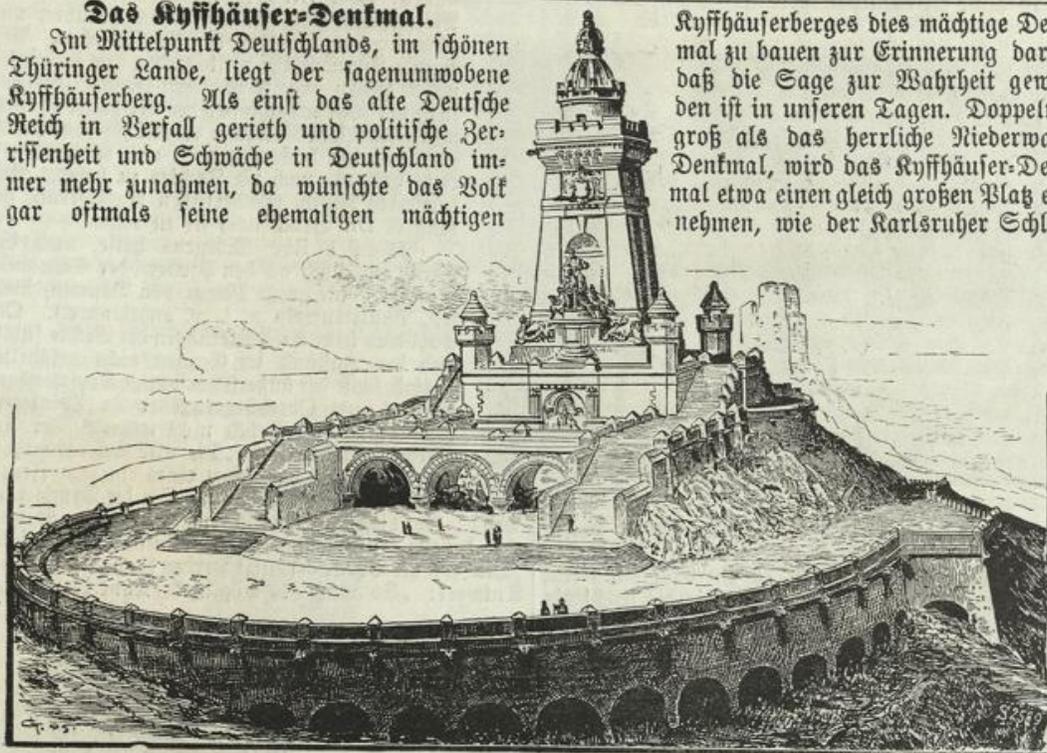
konzert geholt worden, in welchem seine Tochter mitfang; die Familie hat ihr Oberhaupt nicht mehr gesehen. Die beiden Herren erzählten dem Oberbürgermeister, wie es oberhalb im Thale aussehe und wie man die Leute aus den Häusern geholt habe. Dabei standen sie kaum einen Meter von Dr. Winterer entfernt. Plötzlich fühlte dieser den Boden unter seinen Füßen weichen und machte instinktiv einen Sprung gegen das Land, direkt auf die Leute hinein, „gehe es wohin es wolle“, wobei er zu Fall kam. Er wurde jedoch gleich aufgehoben und von allen Seiten beglückwünscht. „Es ist ein Glück, daß Niemand mehr auf der Brücke war,“ sagte er, in den gähnenden Abgrund blickend, aus dem die schmutzigen Wellen emporspritz-

ten; darauf meldete ein Feuerwehrmann: „Herr Oberbürgermeister, das ist nicht richtig; ich habe zwei Herren mit unterfinken sehen.“ An die beiden Beamten dachte man jedoch zunächst nicht. Auch als man wußte, daß Sonntag verunglückt war, hoffte man, Siegel werde gerettet sein, und erst, als beide stundenlang vermißt waren, machte man sich die schreckliche Wahrheit klar. Die Leiche Sonntags wurde am 22. März bei Neuershausen im Bette der Dreisam gefunden. Die Leiche Siegels wurde im Rhein aufgefischt. Tiefste Anteilnahme an dem Schicksal der betroffenen Familien machte sich durch das ganze Land geltend. Durch freiwillige Sammlungen suchte man der augenblicklichen Noth der Wasserbeschädigten zu steuern.

### Das Kyffhäuser-Denkmal.

Im Mittelpunkt Deutschlands, im schönen Thüringer Lande, liegt der fagenumwobene Kyffhäuserberg. Als einst das alte Deutsche Reich in Verfall gerieth und politische Zerissenheit und Schwäche in Deutschland immer mehr zunahm, da wünschte das Volk gar oftmals seine ehemaligen mächtigen

Kyffhäuserberges dies mächtige Denkmal zu bauen zur Erinnerung daran, daß die Sage zur Wahrheit geworden ist in unseren Tagen. Doppelt so groß als das herrliche Niederwald-Denkmal, wird das Kyffhäuser-Denkmal etwa einen gleich großen Platz einnehmen, wie der Karlsruher Schloß-



Kaiser, vor allem auch den Hohenstaufen Friedrich den Rothbart, der 1190 auf einem Kreuzzuge in Kleinasien ertrank, wieder herbei. So bildete sich die Sage, Friedrich der Rothbart, genannt Barbarossa, sei nicht gestorben, er harre vielmehr im Innern des Berges Kyffhäuser an einem Tische von Marmorstein sitzend, des Tages, da er wieder hervorstiegen und des Deutschen Reiches Herrlichkeit neu begründen werde. Und in der That: Kaiser Rothbart ist erstanden! Ein mächtiger Held aus dem Hohenzollernstamm hat dem Reiche Macht und Glanz zurückgegeben. In gewaltigem Ringen haben Kaiser Wilhelm und das deutsche Volk Deutschlands Einigkeit erstritten. Darum war es ein schöner Gedanke der alten Krieger, auf dem Gipfel des

platz. Der massive Denkmalsturm erhebt sich 170 Fuß über die obere Terrasse und überragt die Siegessäule zu Berlin an Höhe um 10 Meter. Vor dem Thurm befindet sich das in Kupfer getriebene Reiterstandbild Kaiser Wilhelms, das eine Höhe von 7 Metern erhalten hat. Ein Treppenaufbau führt von der Terrasse zu dem Thurm hinan; die ganze Anlage erscheint wie aus dem Felsen gemeißelt. Unter dem Standbild Kaiser Wilhelms erblickt man die riesige Gestalt Friedrich Rothbarts. Südlich vom Denkmalplatz, wo der Berg steil abfällt, breitet sich ein liebliches, tiefes Waldthal aus; nach Osten und Westen bietet sich viele Meilen weit eine Aussicht über eine fruchtbare, herrliche Landschaft, die goldene Aue.

## Weltbegebenheiten.

## Deutschland.

Das hinter uns liegende Berichtsjahr erfreute sich mit Ausnahme kleiner Putzche und Aufstände im Osten Europas, in Amerika und dem Osten Afrika's des Weltfriedens, wenn auch noch ein Nachzittern der Folgen des beendeten japanisch-chinesischen Krieges wahrnehmbar war. Infolge gesicherten Friedens geht die Lage der Industrie einer Besserung entgegen, die Landwirtschaft hebt sich. — Im Innern stand das Reich im ablaufenden Berichtsjahre unter dem Zeichen von patriotischen Festen. Mit der 25jährigen Feier des Sedanstages beginnend, fanden Feste auf Feste von geschichtlichen Gedenktagen, Denkmalsenthüllungen u. c. statt bis zur Weihe des Kyffhäuserdenkmals am 18. Juni. — Am 26. Oktober 1895 fand feierliche Schlusssteinlegung des Gebäudes des deutschen Reichsgerichts in Leipzig in Anwesenheit des Kaisers Wilhelm und des Königs von Sachsen statt. Am 31. Oktober 1880 war der Grundstein dazu gelegt worden. — Am 3. Dezember 1895 ist der deutsche Reichstag einberufen worden, um die Einführung wichtiger Gesetze zu beraten, unter denen obenansteht ein einheitliches deutsches Zivilgesetzbuch anstelle vieler verschiedenartiger Zivilgesetze der einzelnen Partikularstaaten, welches 222 gegen 48 Stimmen angenommen wurde. — Der vielumstrittene Antrag König kam abermals zur Vorlage, wurde aber wieder abgelehnt. — Anlässlich des Sieges der Boeren über Aufständische der britisch-afrikanischen Gesellschaft brachte der deutsche Kaiser dem Präsidenten Krüger seine Glückwünsche dar. Das hat die Engländer und ihre Presse, die sich wie alleinige Herren der ganzen Welt gebenden, in große Aufregung versetzt, so daß sie in beleidigendster Weise über Deutschland und sein Oberhaupt herfielen, von der deutschen Presse aber gebührend abgeföhrt wurden. — Die Lippe'sche Erbfolgestreitfrage ist noch nicht erledigt. Dieselbe soll nun unter dem Vorsitze des Königs von Sachsen von sechs Mitgliedern des Reichsgerichts endgültig entschieden werden. — In Preußen trat der Minister des Innern, v. Köller, zurück und wurde an seiner Stelle der Düsseldorf'sche Regierungspräsident Eberhard v. d. Rede v. d. Horst zum Minister des Innern ernannt. — Die gesetzgebenden Körper des Königreichs Sachsen haben eine neue Wahlordnung für das Abgeordnetenhaus angenommen, welches das seit herige indirekte Wahlrecht einengt. — Der Herzog von Meiningen, ein wohlwollender Regent seines Völkchens und kräftigster Förderer von Kunst und Wissenschaft, feierte am 2. April seinen 70. Geburtstag. — Zur 25jährigen Feier der Gründung des deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde fanden allenthalben im deutschen Reiche Erinnerungsfeiern statt, so namentlich auch in Berlin. Kaiser Wilhelm II. erließ zum 18. Januar eine Botschaft, in welcher er neben dem Danke gegen Gott, allen Staatsmännern, Militärs und dem ganzen Volke, das zur Erreichung des großen Zieles beigetragen hat, seinen kaiserlichen Dank aussprach. — Der deutsche Reichstag feierte am 21. März sein 25jähriges Bestehen im Ruppelsaale des deutschen Reichstagsgebäudes. — Kaiser Wilhelm und die Kaiserin mit ten drei ältesten kaiserlichen Prinzen haben die italien. Küste des Mittelmeeres bereist, und wurden ihnen dabei viele Sympathieundgebungen des italienischen Volkes dargebracht. Die hohen Herrschaften hielten sich mehrere Tage in Neapel auf, wo der Kaiser den italienischen Kardinal San Felice im Rathäuserkloster Samaboli besuchte. In Venedig fand eine Zusammenkunft mit dem italienischen Königspare statt, bei

welcher Gelegenheit große Festlichkeiten veranstaltet worden waren. — Am 10. Mai konnte Deutschland den 25. Jahrestag des Friedensschlusses in Frankfurt a. M. feiern. Auf diesen Tag hatte die Stadt Frankfurt die Enthüllung des von ihr errichteten Denkmals Kaiser Wilhelms I. festgesetzt. Der Kaiser und die Kaiserin wohnten der Feier an, welche schönsten Verlauf nahm. Der Kaiser telegraphierte von hier aus an Bismarck, es sei ihm Herzensbedürfnis, an diesem Tage Bismarck für seine Mitwirkung an der Errichtung des deutschen Kaiserreiches zu danken. Allezeit werde der Name des großen Kanzlers neben dem des Kaisers Wilhelm I. glänzen. — In Berlin ist am 27. April Heinrich Treitschke, der Historiograph des preussischen Königshauses, bedeutender deutscher Geschichtsschreiber und begeisterter Kämpfer für die deutsche Einigkeit, gestorben. — Den Schluß der nationalen Festlichkeiten bildete die Enthüllung des von deutschen Kriegern errichteten Kyffhäuserdenkmals am 18. Juni, dem der Kaiser und mehrere deutsche Fürsten anwohnten, und die einen glänzenden Verlauf nahm. — Der als Künstler hochgeachtete Historienmaler des preussischen Königshauses, Adolf Menzel, feierte am 8. Dezember seinen 80. Geburtstag. Kaiser Wilhelm hat den großen Künstler zum wirklichen Geheimen Rath mit dem Titel Excellenz ernannt, die Akademie der bildenden Künste Berlins hat ihm ein großes Fest gegeben, Berlin und Breslau ihn zum Ehrenbürger ernannt.

## Österreich-Ungarn.

Das österreichische Kaiserhaus hat unter einem Jahre zwei Mitglieder verloren. Außer dem, wie bereits berichtet, in Arco verstorbenen Erzherzog Albrecht, verstarb in Wien am 19. Mai 1896 der älteste Bruder des Kaisers, der Thronfolger Erzherzog Karl Ludwig. Derselbe war in dritter Ehe vermählt mit der Herzogin Maria Theresia von Braganza. Thronfolger des österreichischen Kaiserthrons ist nunmehr dessen kranker Sohn, der den Winter über in Egypten sich befand, der Erzherzog Franz Ferdinand d'Este. — Am 2. Oktober 1895 wurde ein neues Ministerium unter dem Polen Grafen Badeni als Ministerpräsidenten gebildet. — Eine wiederholte Gemeinderathswahl in Wien endete mit einem vollständigen Siege der Antisemiten. Es wurde Dr. Rueger mit 93 gegen 44 Stimmen abermals zum Bürgermeister der Stadt Wien gewählt. Da befohl der Kaiser Franz Josef Dr. Rueger zu sich. Dem Kaiser gelang es, denselben zur Nichtannahme zu bewegen. Es wurde darauf ein anderer Antisemit zum Bürgermeister gewählt, Rueger aber erhielt die Vicebürgermeisterstelle, die keiner staatlichen Genehmigung bedarf, übertragen. — Ungarn feiert in seiner eröffneten Millineumsausstellung das tausendste Jahr des Bestehens des ungarischen Staates. — Zwischen Österreich-Ungarn und Serbien ist wieder einmal ein Schweinekrieg ausgebrochen, wegen Ausbruchs der Schweinepeste in Serbien. — Der über Prag verhängte Belagerungszustand wurde unter Minister Badeni aufgehoben und die böhmischen Krakehler des Omla-dinisten Putzches begnadigt.

## Schweiz.

Zum Bundespräsident 1896 wurde Abrien Lachanal gewählt. — Die Tagung der eidgenössischen Räte, (der Bundesversammlung) ist nach dreijähriger Legislaturperiode im Juni zu Ende gegangen. Diese Periode



v. d. Mecke v. d. Gortl.



Mussafer ed-din Mirza, Schah von Persien.



Marchese di Rudini



Franz Ferdinand d'Este, Thronfolger von Oesterreich.



Maier Adolf Wenzel.



Prof. Treitschke.

war hauptsächlich von volkswirtschaftlichen und socialpolitischen Aufgaben in Anspruch genommen. — Der Simplondurchstich, mit welchem die Schweiz eine weitere direkte Verbindung mit Italien erhält, gilt als gesichert. Ein neuer Gletschersturz am Gemmipass ist zu verzeichnen — Die Gewerbeausstellung in Genf gilt als ein hochgelungenes Werk und ist deren Besuch ein außerordentlich großer, nicht nur seitens der Schweiz, sondern auch des Auslandes.

#### Schweden.

In Norwegen ist ein Ministerium zustande gekommen, das die Genehmigung des Königs und der radikalen Stortingmehrheit gefunden hat. Streitpunkte sind noch immer das Konsulatswesen und auswärtige Vertretung, die Norwegen getrennt von Schweden verlangt.

#### Belgien.

Der Kriegsminister hatte in der Kammer sich darüber beklagt, daß das Rekrutenmaterial so gering, d. h. kennntnißlos sei, da Hunderttausende nicht lesen und schreiben könnten. Das hat aber Senat und Repräsentantenhaus nicht abgehalten, das neue Schulgesetz anzunehmen, welches die Staatschulen aufhebt, und nur noch Kirchenschulen und Gemeindegemeinschaften bestehen läßt.

#### Frankreich.

Früher, als man erwartet hatte, gelang es Frankreich, die Insel Madagaskar, ein Colonialreich, dessen Flächeninhalt größer als der des deutschen Reiches ist, zu annektieren. Am 30. September 1895 wurde die Hauptstadt Tananarivo eingenommen und die Königin Ranavalona Manjaka III. genöthigt, den gestellten Unterwerfungsbedingungen sich zu fügen. Frankreich übernimmt die Verwaltung der Insel, unterhält die nöthigen Truppen und vertritt die Insel nach Außen. Der Verlust der Franzosen in dem Feldzuge mit Madagaskar betrug 35 Offiziere und 5592 Mann, eine hohe Zahl, angesichts der geringen Stärke der Expedition. — Frankreich hatte wieder einen Ministerwechsel; das neun Monate alte Ministerium Ribot wurde infolge Reibereien wegen der Südbahnangelegenheiten durch ein radikales Ministerium Bourgeois abgelöst, das 34. seit Begründung der neuen Republik. — Bald verwickelte sich dasselbe mit dem Senat in einen Verfassungskonflikt wegen des Madagaskarkredits und des Gesetzesentwurfs über progressive Einkommensteuer. Im Mai kam es wieder zu einem Ministerwechsel und ein Ministerium Méline wurde ernannt. — Die Hauptmittelsperson im Südbahnswindel, Arton, wurde in England verhaftet und nach Paris verbracht; er erhielt 6 Jahre Zwangsarbeit.

#### England.

Das britische Inselreich hat bei der jetzigen Zeitung seiner auswärtigen Angelegenheiten unter Salisbury Zwischenfälle in allen Erdtheilen erlebt. In Armenien führte es durch angebliche Unterstützung des Aufstandes mit der Türkei ein Blutbad herbei. In Amerika hatte es Auseinandersetzungen zuerst mit Brasilien wegen der Felseninsel Trinidad; — dann mit der südamerikanischen Republik Venezuela wegen eines Grenzstreits. Da mischte sich Amerika in die Angelegenheit, sich auf die sogen. Monroe'sche Theorie (Amerika der Amerikanern) stützend. Es wurden 100,000 Dollar für eine Kommission bewilligt, welche die Angelegenheit untersuchen soll. — Die Engländer antworteten darauf mit einem von ihnen herbeigeführten Courssturz amerikanischer Wertpapiere. — Dann kam es, durch englische Agenten herbeigeführt, zu einem Streite mit der Ackerbau- und Viehzuchtrepublik der Capcolonie, welche nun 50 Jahre

besteht. Die Engländer haben das ganze Gebiet rings um die Boerenrepublik an sich gerissen und steht ihnen nur noch die Capcolonie mit ihren reichen Goldfeldern im Weg. Durch einen Handelsstreit des britischen Administrators des Betschuanalandes sollte die Boerenrepublik genommen werden unter Dr. E. S. Jameson mit 700 Mann. Die Boeren aber widersetzten sich und schlugen die Freiweiberschaaar bei Krügersdorf, die zum größten Teil eingefangen wurde. — In Egypten hat England einen Feldzug gegen die Derwische herbeigeführt, der bis jetzt zu Gunsten Englands ausfiel. Die Kosten dieses Feldzugs werden unter dem Protest Frankreichs und Rußlands den unter gemeinsamer Aufsicht stehenden ägyptischen Fonds, von denen 500,000 Pfund oder 10 Mill. Mark zu diesem Zwecke genehmigt worden sind, bestritten.

#### Portugal.

Auf der portugiesischen Insel Goa ist ein Aufstand ausgebrochen, der von Britisch-Indien aus geführt wurde. England soll sich als Käufer dieser Insel ausgeworfen haben. Es kam aber ein Kauf nicht zustande, welcher im Interesse der europäischen Gläubiger Portugals sehr zu wünschen gewesen wäre.

#### Spanien.

Spanien ist es noch nicht gelungen, die Revolution auf der Insel Cuba niederzuwerfen. Es hat große Truppenmassen aufgeboden, viele Millionen bis jetzt ohne jeden Erfolg verausgabt. Zum Sündenbock der seitherigen Mißerfolge machte man den Oberkommandanten Marschall Martinez Campos und wurde er von seiner Stelle am 17. Januar abberufen. Der neue spanische Commandant auf Cuba, General Weyer, hat aber bis jetzt auch noch keine Erfolge erzielt. Am 3. März nahm das amerikanische Repräsentantenhaus den Antrag an, die aufständischen Cubaner als kriegsführende Macht anzuerkennen. Der Präsident weigerte sich dessen und versprach zu intervenieren. Die Anerkennung als kriegsführende Macht wurde auf unbestimmte Zeit vertagt. — Die neugewählten Cortes wurden am 1. Mai mit einer Thronrede eröffnet.

#### Italien.

Am 20. September 1895, als dem 25jährigen Gedenktage des Einzugs der Italiener in Rom, wurde in Rom das Garibaldi-Denkmal enthüllt. Ministerpräsident Crispi hielt die Festrede in Gegenwart des Königspaares. Es erfolgte ein Amnestie-Erlass für militärisch und politisch Verurtheilte. — Am 8. Oktober hat General Baratieri gegen den Häuptling Ras Mangascha von Tigre einen entscheidenden Sieg errungen. Am 7. Dezember hingegen erlitten die Italiener bei Amba-Madschi eine schwere Niederlage. Major Tonjelli wurde mit seinen 1440 eingeborenen Soldaten von 7000 Schoanern überfallen. Dazu stießen unter Ras Micael und Ras Matonnen 15000 Mann. Die Italiener erlitten eine vollständige Niederlage. Major Tonjelli fiel mit seinen sämmtlichen Begleitern. Das von den Italienern tapfer verteidigte Matalle mußte wegen Wassermangels und isolirter Lage von den italienischen Truppen verlassen werden. Am 29. Februar ließ General Baratieri nach abgehaltenem Kriegsrath angriffsweise gegen die Abessinier gegen Abua vordringen. Die Italiener waren höchstens 20000 Mann stark, während die Abessinier 100000 Mann hatten. Die Italiener wurden geschlagen, verloren 4500 Mann Tode und 3000 Gefangene. Darauf wurde General Baratieri zur Disposition gestellt und General Antonio Baldissera zum Oberkommandierenden ernannt, Baratieri aber der Prozeß gemacht. Das Ministerium Crispi wurde genöthigt, zurückzu-

treten und übernahm Marchese di Rudini als Ministerpräsident die Leitung des Staates. Der Prozeß gegen General Baratieri wurde am 12. Juni zu Ende geführt und am 13. erfolgte dessen Freisprechung, da nur Fahrlässigkeit aus erschulderten Gründen vorlag.

#### Serbien.

Der König von Serbien war am 31. August 1895 im franz. Seebade Biaritz in Gefahr zu ertrinken; nur mit großer Mühe gelang es ihm, das Ufer zu erreichen, während der Bademeister in den Wellen unterging. Seine Mutter, die Königin Natalie, bleibt nun im Lande. — Im Juni empfing der König den Besuch des Fürsten der schwarzen Berge, Nikolaus von Montenegro, wobei große Festlichkeiten stattfanden.

#### Bulgarien.

Die orthodoxe Taufe des Prinzen Boris, ältesten Söhnchens des Fürsten Ferdinand, hat die Presse monatelang beschäftigt. Bekanntlich ist Fürst Ferdinand, sowie seine Gemahlin, römisch-katholisch, und so erhielt auch Prinz Boris die Taufe nach römischem Ritus. Gleich Rußland ist bekanntlich Bulgarien orthodox griechisch-katholisch. Der Thronfolger soll, wenn die jetzige Dynastie erhalten werden soll, der Religion des Staats, d. h. der griechisch-katholischen Kirche angehören. Fürst Ferdinand weigerte sich, noch mehr aber seine Gemahlin, der Umtaufe. Da versuchte Ferdinand, den Papst zur Genehmigung der Umtaufe zu gewinnen, reiste nach Rom, wurde aber vom Papste nicht empfangen. Endlich gab Fürst Ferdinand nach und willigte in die Umtaufe ein. Am 14. Februar, dem Tag der Erscheinung Christi im Tempel, fand die Umtaufung und Salbung statt. Die Königin hat sich indessen wieder mit ihrem Gemahl versöhnt.

#### Rußland.

Während des letzten japanisch-chinesischen Krieges haben bekanntlich Rußland, Frankreich und Deutschland sich auf Seite China's gestellt, um zu weit gehende Ansprüche Japans gegen China hintanzuhalten. Rußland ist dafür entschädigt worden, indem China ihm das Recht verlieh, in Port Arthur zu ankern und eine Eisenbahn durch die Mandchurei Nertschinsk-Wladivostok zu bauen; außerdem übernahm Rußland gemeinschaftlich mit Frankreich eine chinesische Anleihe. — In Moskau fand die feierliche Ceremonie der Krönung des jetzigen Kaisers Nicolaus II. statt. Eine lange Reihe von Festen wurde abgehalten und eine unbeschreibliche Pracht entfaltet. Vertreter mit Glückwünschen hatten alle Reiche der Welt nach Moskau gesandt. Wie ein Feenmärchen hatte das großartige Moskauer Krönungsfest die Teilnehmer angemuthet. Auch die Armsten waren nicht vergessen worden. 10000 Menschen wurden täglich in den Klöstern gespeist. Der Festplatz, das Schadyntsfeld, das auch die kaiserliche Familie besuchen wollte, ist ein großes baumloses Feld, das als Exercierplatz benützt wird. Hier sollte außer den Volksbelustigungen die Vertheilung der Gaben an das Volk in 200,000 Portionen stattfinden. Die Festgabeportionen bestanden aus in ein gelbes Tuch gewickelten Bündeln, welche enthielten je eine Wurst, Käse, Mandeln, Johannisbrod und ein Stück Pumpernickel, sowie einen blechernen Becher mit dem Monogramm des Kaisers und der Kaiserin. Es sammelten sich die Nacht vor dem Festtage etwa 200000 Menschen hier an, es kam zu einem ungeheuren Gedränge, so daß, wie geschrieben wird, rund an 4000 Menschen erdrückt und zerstampft, 500 verwundet wurden. Es warf dies Verhängniß einen tiefen Schatten über die ganze Feier. Der Kaiser ordnete an, daß jede Familie der Getödteten 1000 Rubel erhalten sollt.

#### Türkei.

An drei Stellen zugleich lodert im türkischen Reiche die Flamme des Aufruhrs empor, in Kreta, Armenien und Syrien. In allen drei, weit auseinander liegenden Punkten sind es christliche Untertanen, die angeblich wegen Vergewaltigung sich erhoben. Augenscheinlich haben aber dabei ausländische Mächte die Hand im Spiele. Der Aufstand in Armenien wird dem Arme Englands zugeschrieben, das wegen seines Vorgehens in Egypten die Aufmerksamkeit Europas ablenken und auf Armenien leiten wollte. Die Erhebung auf Kreta hat Griechenland, das in den Besitz dieser Insel gelangen möchte, wie berichtet wird, angefaßt und unterhält ihn noch. In Syrien ist es möglicherweise auch England, das schürt.

#### Persien.

Der Schah Nassr ed-din von Persien wurde am Nachmittag des ersten Mai, als er die Grabmoschee in dem Wallfahrtsorte Schah Abd ul Asim, 18 Kilometer von der Hauptstadt Teheran entfernt, besuchte, von einem Anhänger der Sekte der Babis erschossen. Dessen ältester seiner fünf Söhne, der am 25. März 1853 geborene bisherige Statthalter Aserbaidschans, Mussafer ed-din Mirza, am 5. März 1853 geboren, wurde zum Schah ausgerufen. Die Ruhe wurde nirgends gestört.

#### Japan.

So rasch als möglich sucht Japan wieder die Schäden, die selbst ein hegreicher Krieg mit sich bringt, auszubessern. Auf der Insel Korea, die Japan räumen mußte, in der Hauptstadt Seoul, ist ein Aufstand ausgebrochen, den der Vater des Königs von Korea angezettelt hatte. Die Königin, welche die Einführung von Reformen befürwortete, wurde im königlichen Palaste ermordet. Der König flüchtete später, weil auch er sich unsicher fühlte, in die russische Botschaft, die von russischen Matrosen bewacht wird. Die durch letzten Krieg Japan zugefallene Insel Formosa, welche sich in den Händen der ausländischen chinesischen Schwarzflaggen befand, wurde nach harten Kämpfen von den Japanern besetzt.

#### Amerika.

Aus Amerika liegt wenig Neues aus dem abgelaufenen Berichtsjahre zu melden vor. Die Geschäftskrisis ist noch nicht ganz überwunden. Die Stellungnahme Amerika's gegenüber dem Aufstande auf der Insel Kubo, nach welcher die Kubaner als kriegsfährende Macht anerkannt werden sollten, sowie seine Geltendmachung der Monroe doctrin gegenüber den Ansprüchen Englands mit der südamerikanischen Republik Venezuela, haben in Spanien und England große Aufregung hervorgerufen. — Die Präsidentenwahl steht vor der Thüre und wird als voraussichtlicher Sieger der Vater hoher Schutzölle, Mac Kinley, genannt.

**Dilettantenarbeiten in Holz etc.** Bei der stets wachsenden Beliebtheit, welche die Dilettantenarbeiten in Holz etc. (Laubläge, Schnitz-, Einlage- und Holzmalerei, Flach- und Kerbschnitt-, Kleineisen und Metall) in immer weiteren Kreisen finden, sind auch die Lieferanten in den Stand gesetzt, immer reichhaltigere Mustervorlagen zu liefern. In erster Linie ist zu empfehlen die Firma **May & Widmayer's Verlag** Amalienstraße Nr. 7. in München, welche alle Hilfsmittel für derartige Arbeiten, wie Anleitungen zu allen Arbeitsarten, rohes Holz in Tafeln, fertige Gegenstände, auf Holz gedruckte Vorlagen, alle Werkzeuge und Materialien, vornehmlich aber künstlerisch ausgeführte Vorlagen auf Papier liefert. Die 56 Großfolioseiten starke Preisliste mit über 1200 Abbildungen, welche für 30 Pfg. in Briefmarken zu haben ist, gibt den treffendsten Beweis für die große Leistungsfähigkeit des Hauses.